



HL. SIMEON VOM WUNDERBAREN BERGE

Predigten

111 Artikel · 22.10.2026

Inhalt

Predigt zum 20. Sonntag nach Pfingsten (2026) über die Goldene Regel und die Feindesliebe	6
Predigt zum Festtag des Schutzes der allheiligen Gottesmutter (2026)	8
Predigt zum 19. Sonntag nach Pfingsten (2026) über die Berufung des Petrus	10
Predigt zum 18. Sonntag nach Pfingsten (2026) über die Vergebung und die deutschen Heiligen	12
Predigt zum Fest der Kreuzerhöhung (2026)	14
Predigt zum 16. Sonntag nach Pfingsten (2026) über die anvertrauten Talente	16
Predigt zum 15. Sonntag nach Pfingsten (2026) über das größte Gebot	18
Hirtenwort des Patriarchen Kyrill anlässlich des Tages der Nüchternheit (2026)	20
Predigt zum 14. Sonntag nach Pfingsten (2026) über das königliche Hochzeitsmahl	21
Predigt zum 13. Sonntag nach Pfingsten (2026) von den bösen Weingärtnern und dem Eckstein	23
Predigt zum Fest der Entschlafung der Allheiligen Gottesmutter (2026)	25
Predigt zum 12. Sonntag nach Pfingsten (2026) über den reichen Jüngling	27
Predigt zum Hochfest der Verklärung des Herrn (2026)	29
Predigt zum 11. Sonntag nach Pfingsten (2026) über das Gleichnis vom unbarmherzigen Knecht	31
Predigt zum 10. Sonntag nach Pfingsten (2026) über den mondsüchtigen Knaben	33
Predigt zum 9. Sonntag nach Pfingsten (2026) vom Seewandel Jesu	35
Predigt zum 8. Sonntag nach Pfingsten (2026) über die Speisung der Fünftausend	37
Predigt zum Festtag der hll. Apostel Petrus und Paulus (2026)	39
Predigt zum Johannistag (2026)	41
Predigt zum 5. Sonntag nach Pfingsten (2026) über die Gadarener Besessenen	43
Predigt zum 4. Sonntag nach Pfingsten (2026)	45
Predigt zum 3. Sonntag nach Pfingsten (2026)	47
Predigt zum Gedächtnis aller russischen Heiligen (2026)	49
Predigt zum Sonntag aller Heiligen (2026)	51
Predigt zum Gedächtnis des Heiligen Simeon vom Wunderbaren Berge (2026)	53
Predigt zum Festtag des Heiligen Geistes (Pfingstmontag 2026)	55

Predigt zu Pfingsten (2026)	56
Predigt zum 7. Sonntag nach Christi Auferstehung (2026), Gedächtnis der 318 gotttragenden Väter von Nikaia	58
Predigt zum Hl. Nikolaus (Mai 2026)	60
Predigt zum Hochfest Christi Himmelfahrt (2026)	62
Predigt zum Sonntag des Blindgeborenen (2026)	64
Predigt zum Sonntag der Samariterin (2026)	66
Predigt am Gedenktag des heiligen Großmartyrers Georg des Siegreichen (2026)	68
Predigt zum Sonntag des Gelähmten (2026)	70
Predigt zum Sonntag der hl. Myronträgerinnen (2026)	72
Predigt zum Thomassonntag (2026)	74
Osterbotschaft des Erzbischofs Tichon von Rusa	76
Osterbotschaft des Patriarchen Kyrill	79
Predigt zu Mariae Verkündigung in der Karwoche (2026)	81
Predigt zum Palmsonntag (2026)	83
Predigt zum Lazarus-Samstag (2026)	85
Predigt zum 5. Sonntag der Großen Fastenzeit, hl. Maria von Ägypten (2026)	87
Predigt zum 4. Sonntag der Großen Fastenzeit, Gedenken des hl. Johannes Klimakos (2026)	89
Predigt zum Sonntag der Kreuzverehrung (2026)	91
Predigt zum 2. Sonntag der Großen Fastenzeit (2026)	93
Predigt zum Sonntag der Orthodoxie (2026)	95
Predigt zum Vergebungssonntag (2026)	97
Predigt zum Sonntag des jüngsten Gerichts und zum Fest der Darstellung des Herrn (2026)	99
Predigt zum Sonntag des Verlorenen Sohnes (2026)	101
Predigt zum Sonntag des Zöllners und Pharisäers (2026)	103
Predigt zum Zachäussonntag (2026)	105
Predigt zu Theophanie (2026)	107
Predigt zum Fest der Beschneidung Christi (2026)	108
Predigt zum Sonntag nach Christi Geburt (2026) über die Kinder von Bethlehem	110
Weihnachtsbotschaft des Erzbischofs Tichon (2026)	112
Weihnachtsbotschaft des Patriarchen Kyrill (2026)	114
Predigt zum Sonntag der hll. Väter (2026) vor Christi Geburt	116
Predigt zum 29. Sonntag nach Pfingsten (2025) über das große Abendmahl ...	118
Predigt zum 28. Sonntag nach Pfingsten (2025) über die Heilung der zehn Aussätzigen	120
Predigt zum Festtag des hl. Nikolaus, des Erzbischofs von Myra in Lykien	

(2025)	122
Predigt zum 27. Sonntag nach Pfingsten (2025) über Reichtum und Nachfolge	124
Predigt zum 26. Sonntag nach Pfingsten (2025) über die Heilung einer gekrümmten Frau am Sabbat	126
Predigt zum Fest der Einführung der Gottesmutter in den Tempel (2025) ... 128	
Predigt zum 25. Sonntag nach Pfingsten (2025) über den reichen Kornbauern	130
Predigt zum 24. Sonntag nach Pfingsten (2025) über den barmherzigen Samariter	132
Predigt zum 23. Sonntag nach Pfingsten (2025) über Jäirus und die blutflüssige Frau	134
Predigt zum 22. Sonntag nach Pfingsten (2025) über die Heilung des Gadarener Besessenen	136
Predigt zum Gedenktag an die Gottesmutterikone von Kasan (2025)	138
Predigt zum 21. Sonntag nach Pfingsten (2025) über den Reichen und Lazarus	139
Predigt zum 20. Sonntag nach Pfingsten (2025)	141
Predigt zum 19. Sonntag nach Pfingsten (2025)	143
Predigt zum Fest des Schutzes der Allerheiligsten Gottesmutter (2025)	145
Predigt zum 18. Sonntag nach Pfingsten (2025)	147
Predigt zum 17. Sonntag nach Pfingsten und zum Sonntag aller deutschen Heiligen (2025)	149
Predigt zum Gedenktag der Synaxis aller Heiligen der deutschen Lande (2025)	151
Predigt zum 16. Sonntag nach Pfingsten (2025)	153
Predigt zum Fest der Kreuzerhöhung (2025)	155
Predigt zum Fest Mariæ Geburt (2025)	157
Predigt zum 14. Sonntag nach Pfingsten (2025)	159
Predigt zum Gedenktag der Enthauptung Johannes des Täufers	161
Predigt zum 13. Sonntag nach Pfingsten (2025)	163
Predigt zum 12. Sonntag nach Pfingsten (2025)	165
Predigt zum Fest der Entschlafung der Allheiligen Gottesmutter (2025)	167
Predigt zum 11. Sonntag nach Pfingsten über den Schalksknecht (2025)	169
Predigt zum Hochfest der Verklärung Christi (2025)	171
Predigt zum 10. Sonntag nach Pfingsten (2025)	173
Predigt zum 9. Sonntag nach Pfingsten (2025)	175
Predigt zum 8. Sonntag nach Pfingsten (2025)	177
Predigt zum 7. Sonntag nach Pfingsten (2025)	179
Predigt zum 5. Sonntag nach Pfingsten (2025)	181
Predigt zum Fest der Apostelfürsten Petrus und Paulus (2025)	183

Predigt zum Johannistag (2025)	185
Predigt zum 4. Sonntag nach Pfingsten (2025)	186
Predigt zum 3. Sonntag nach Pfingsten (2025)	188
Predigt zum 2. Sonntag nach Pfingsten (2025)	190
Predigt zu Allerheiligen (2025)	192
Predigt zum Pfingstfest (2025)	194
Zum Altarfest unserer Kirche (2025)	196
Hirtenwort anlässlich des 1700-jährigen Jubiläums des Ersten Ökumenischen Konzils	198
Predigt zum Fest Christi Himmelfahrt (2025)	200
Predigt zum Sonntag des Blindgeborenen (2025)	202
Predigt zum Sonntag der Samariterin (2025)	204
Predigt zum Sonntag des Gelähmten (2025)	206
Predigt zum Sonntag der Myronträgerinnen (2025)	208
Predigt zum Thomassonntag (2025)	210
Osterbotschaft des Patriarchen 2017	212
Osterbotschaft des Patriarchen 2016	214
Osterbotschaft des Patriarchen 2015	217
Osterbotschaft des Patriarchen 2014	220
Osterbotschaft des Patriarchen 2013	222
Osterbotschaft des Patriarchen 2012	224

Predigt zum 20. Sonntag nach Pfingsten (2026) über die Goldene Regel und die Feindesliebe

18.10.2026 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.

Liebe Brüder und Schwestern im Herrn!

„Und wie ihr wollt, dass euch die Menschen tun, so tut auch ihr ihnen“ (Lk 6,31), sagt der Herr zu Seinen Jüngern. Die Goldene Regel ist jedem verständlich: Wir wissen, wie weh es tut, wenn man uns erniedrigt, betrügt, zu Unrecht beschuldigt, und wir bemühen uns, nicht so zu handeln. Doch sogleich spricht Er vom Allerschwersten: *„Vielmehr liebt eure Feinde, und tut Gutes, und leiht, ohne etwas dafür zu erhoffen“* (Lk 6,35).

Dieses Gebot erklang in der Schrift schon früher. So heißt es bereits im Buch Exodus: *„Wenn du den Esel deines Feindes unter seiner Last liegen siehst, so lass ihn nicht im Stich, sondern hilf ihm auf“* (Ex 23,5). Das Gesetz spricht hier von einem Tun: Du hast jemanden in Not gesehen – hilf ihm. Dafür muss man sich weder mit dem Besitzer des Esels aussöhnen noch warme Gefühle für ihn hegen. Der Herr offenbart den Grund solcher Barmherzigkeit: *„Seid barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig ist“*, denn Er ist *„gütig gegen die Undankbaren und Bösen“* (Lk 6,36.35).

Unter diesen Undankbaren und Bösen sind auch wir. Auch wir vergessen Gott, nehmen Seine Gaben als selbstverständlich hin und erweisen uns immer wieder als Seiner Liebe unwürdig. Gott schenkt Leben denen, die Ihm dankbar sind, und denen, die Seiner nicht gedenken. Er hat nicht gewartet, bis wir würdig geworden sind: *„Gott aber erweist seine Liebe zu uns darin, dass Christus für uns gestorben ist, als wir noch Sünder waren“* (Röm 5,8). Wir sind mit Gott versöhnt worden, *„als wir noch Feinde waren“* (Röm 5,10). Wir leben von dieser Barmherzigkeit. Den Feind zu lieben heißt, auch ihm Raum für diese Barmherzigkeit zu lassen.

Der Apostel Paulus wusste das aus eigener Erfahrung. In der heutigen Lesung erinnert er daran, dass er die Kirche Gottes verfolgte und zerstörte. Er war noch ein Feind, als Gott ihn, wie Paulus selbst schreibt, *„durch seine Gnade“* berief und es Ihm gefiel, *„seinen Sohn in mir zu offenbaren“* (Gal 1,15–16). Verdienen konnte Paulus diese Berufung durch sein früheres Tun nicht. Hananias, dem der Herr befahl, zu Saulus zu gehen, wandte ein: *„Herr, ich habe von vielen über diesen Mann gehört, wie viel Böses er deinen Heiligen in Jerusalem angetan hat“* (Apg 9,13). Doch er ging hin, legte ihm die Hände auf und sagte: *„Bruder Saul“* (Apg 9,17).

Dieses Gebot ist leicht zu hören und schwer anzunehmen. In uns lebt das Verlangen nach Gerechtigkeit: Der Mensch soll ernten, was er gesät hat; wenigstens einmal soll er begreifen, wie mir zumute war. Wir wünschen ihm kein Unglück, aber wir hören mit Vergnügen zu, wenn bei ihm etwas schiefgeht. Oder wir kehren in Gedanken immer wieder zu seiner Schuld zurück, als müssten wir verhindern, dass sie in Vergessenheit gerät. In solchen Augenblicken wird das Unglück des anderen für uns zu einer kleinen Vergeltung.



So zu lieben, wie Gott liebt, vermögen wir nicht. Aber wir können aufhören, für Ihn zu entscheiden, wer Seiner Barmherzigkeit unwürdig ist. Wer ein Mensch einmal werden wird, weiß Gott allein. Die ganze Kirche fürchtete einst Saulus, und heute lesen wir seine Briefe. Den Feind zu lieben heißt nicht, das Böse zu rechtfertigen oder ihn Schaden anrichten zu lassen: Man kann der Ungerechtigkeit Einhalt gebieten, sich vor dem schützen, der uns Unrecht tut, und Grenzen setzen. Doch auch wer uns Unrecht tut, bleibt ein Mensch, für den Christus gestorben ist.

Ist ein solcher Mensch in unserer Nähe, so fangen wir mit dem an, was in unseren Kräften steht: Wir greifen ein Gespräch nicht auf, in dem er erniedrigt wird; wir antworten nicht mit Beleidigung auf Beleidigung; wir freuen uns nicht über sein Missgeschick. Wenn er in Not ist, helfen wir, so gut wir können und soweit es ungefährlich ist. Und wenn auch das noch zu schwer ist, bleibt uns das Gebet.

Heute haben wir vor dem Kelch das Vaterunser gesungen: *„und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern“*. Jeder von uns hat einen Namen, bei dem diese Worte stocken. Nennen wir ihn: Herr, erbarme Dich seiner und meiner. Amen.

Predigt zum Festtag des Schutzes der allheiligen Gottesmutter (2026)

14.10.2026 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.

Liebe Brüder und Schwestern im Herrn!

Das Fest des Schutzes der Gottesmutter erinnert uns an ein Ereignis in der Blachernenkirche zu Konstantinopel. Nach der kirchlichen Überlieferung drohte der Stadt damals Unheil, und die Menschen beteten die ganze Nacht hindurch. Während dieses Gebets sah der heilige Andreas, der Narr um Christi willen, die Gottesmutter mitten unter den Betenden stehen. Sie betete für die Menschen und breitete ihren Schutz über sie aus. Nur Andreas und sein Schüler Epiphanius sahen sie. Die anderen beteten weiter, ohne die Erscheinung wahrzunehmen, und doch war der Schutz über alle ausgebreitet.

Diese Erscheinung wurde für die Kirche zum Zeugnis dafür, dass die Gottesmutter bei ihren Kindern bleibt und vor Gott für sie eintritt.

Seither wenden sich die Christen mit der Bitte um Fürsprache an sie. Wir bitten sie, uns, unsere Nächsten und unsere Häuser zu beschützen, uns in Krankheit und Sorge beizustehen und uns in schweren Zeiten zu stärken. Hinter diesen Gebeten steht das Vertrauen auf die mütterliche Liebe der Gottesmutter. Wir glauben, dass sie unsere Bitten hört und für uns betet.

Doch hier erhebt sich eine Frage, die in Zeiten der Prüfung besonders schmerzt: Wenn die Gottesmutter uns mit ihrem Schutz bedeckt, warum geschieht dann dennoch Unglück in unserem Leben? Warum werden Angehörige krank und sterben, warum kommen Not und Leid, warum bleiben mitunter auch die inständigsten Gebete scheinbar ohne Antwort?

Der Überlieferung nach wurde die Stadt gerettet. Es wäre jedoch ein Irrtum zu folgern, dass inständiges Gebet stets zu dem Ergebnis führt, das wir erwarten. Wir können das Gebet nicht zu einem Mittel machen, das uns Sicherheit garantiert. Der Schutz der Gottesmutter ist keine Verheißung, dass es in unserem Leben keine Sorgen mehr geben wird.

Der Herr Jesus Christus Selbst ist durch Leiden und Tod gegangen. Und schon im Tempel, als man Ihn am vierzigsten Tag nach Seiner Geburt dorthin brachte, sagte der gerechte Simeon zur Gottesmutter: „*Und auch durch deine Seele wird ein Schwert dringen*“ (Lk 2,35). Sie stand unter Seinem Kreuz und teilte mit Ihm den tiefsten Schmerz. Ihre Nähe zu Gott bewahrte sie nicht vor dem Leid. Doch auch am Kreuz war sie von Gott nicht verlassen. Sie, die alles, was über ihren göttlichen Sohn gesagt worden war, in ihrem Herzen bewahrte (vgl. Lk 2,19.51), blieb Gott treu, selbst als sie Ihn gekreuzigt sehen musste. Durch den Tod Christi ist unser Heil vollbracht worden, und der Tod ist nicht das letzte Wort geblieben.

Darum darf man auch die Fürsprache der allheiligen Gottesmutter nicht danach bemessen, ob sie uns in diesem Augenblick von einem Unglück befreit hat. Wir dürfen sie in ganz konkreten Nöten um Hilfe bitten, und die Kirche kennt viele Fälle solcher Hilfe; doch sie verheißt nicht, dass jedes



Unglück unweigerlich an uns vorübergeht. Warum in einem Fall Hilfe kommt und im anderen, wie es scheint, nicht, das wissen wir nicht. Wir dürfen nicht vorschnell jede Prüfung zu etwas Gutem erklären oder versuchen, den Schmerz eines anderen zu deuten. Wir können nur glauben, dass die Gottesmutter auch im Unglück für uns betet und nicht nur davor. Der Psalmist sagt: *„Im Schatten deiner Flügel will ich mich bergen, bis das Unheil vorübergeht“* (Ps 56,2). Es ist eine Zuflucht mitten in den Heimsuchungen, nicht anstelle von ihnen. Und in der Trübsal folgen wir Christus nach, der Selbst durch Leiden und Tod gegangen und auferstanden ist.

Am Schluss des heutigen Evangeliums ruft eine Frau aus dem Volk: *„Selig der Leib, der dich getragen hat!“* Christus antwortet: *„Selig sind vielmehr, die das Wort Gottes hören und es bewahren“* (Lk 11,27-28). Damit zeigt Er, worin die Seligkeit Seiner allreinen Mutter besteht: Sie bewahrte Gottes Wort in Nazareth ebenso wie unter dem Kreuz. Unter ihrem Schutz zu stehen heißt zu wissen, dass wir auch in der Trübsal nicht allein gelassen sind. Die Gottesmutter selbst hat tiefsten Schmerz erfahren und ist Gott bis ans Ende treu geblieben.

Allheilige Gottesmutter, bedecke uns mit deinem kostbaren Schutz und bitte deinen Sohn und unseren Gott, dass unsere Seelen gerettet werden. Amen.

Predigt zum 19. Sonntag nach Pfingsten (2026) über die Berufung des Petrus

11.10.2026 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.

Liebe Brüder und Schwestern im Herrn!

Als unser Herr Jesus Christus einst am See Gennesaret das Volk lehrte, sah Er zwei Boote am Ufer liegen. Die Fischer waren ausgestiegen und wuschen nach ihrer nächtlichen Arbeit die Netze. Christus stieg in das Boot des Simon und bat ihn, ein wenig vom Ufer abzustoßen. Von dort aus lehrte Er die Menschen weiter.

Alles beginnt ganz schlicht. Ein Fischer hat die Nacht auf dem See ohne Fang verbracht und ist nun mit seiner gewohnten Arbeit beschäftigt. Und plötzlich ist Christus in seinem Boot. Simon weiß nicht, was darauf folgen wird. Er willigt einfach ein, Ihm zu helfen. Christus tritt in das Leben Simons ein, noch bevor dieser irgendetwas begreift: Das Boot, die Netze, die Müdigkeit bleiben, wo sie sind, doch in dieses gewöhnliche Leben ist der Herr bereits eingetreten.

Dann wendet sich Christus persönlich an Simon: *„Fahre hinaus auf die Tiefe und werft eure Netze zum Fang aus!“* (Lk 5,4). Nach dem wunderbaren Fang fällt Simon Jesus zu Füßen und spricht: *„Herr, geh weg von mir! Denn ich bin ein sündiger Mensch.“* (Lk 5,8).

Was hinter diesen Worten steht, erklärt das Evangelium nicht, und wir wollen nicht anstelle Simons deuten. Doch diese Regung der Seele ist uns vertraut. Neben etwas Reinem und Echtem wird die eigene Unreinheit unerträglich sichtbar, und der erste Impuls ist, sich abzuwenden und fortzugehen. Es kommt vor, dass wir uns auch vor Gott lieber verbergen und Seinem Blick nicht begegnen möchten. Doch der Psalmist fragt: *„Wohin kann ich gehen vor deinem Geist, wohin fliehen vor deinem Angesicht?“* (Ps 139,7). Ein seltsames Verlangen für einen gläubigen Menschen: Gott um Hilfe zu bitten und zugleich nicht zu wollen, dass Er in manche Winkel unseres Lebens schaut.

Doch Christus geht nicht fort. Er sagt zu Simon: *„Fürchte dich nicht! Von nun an wirst du Menschen fangen.“* (Lk 5,10).

Hier liegt etwas, das Simon nicht sehen konnte. Christus sagt *„Fürchte dich nicht“* zu einem Menschen, von dem Er alles weiß. Er weiß, dass dieser auf den Wellen eben dieses Sees erschrecken und zu sinken beginnen wird. Er weiß, dass Petrus in der Nacht Seines Leidens Ihn dreimal verleugnen und sagen wird: *„Ich kenne den Menschen nicht.“* Er kennt auch den Morgen am Ufer, an dem Er ihn nach der Liebe fragen und ihm Seine Schafe anvertrauen wird. Er kennt auch den letzten Weg, auf den man ihn einst führen wird, *„wohin du nicht willst“* (Joh 21,18). All das sieht Er, und dennoch spricht Er: *„Folge mir nach.“* Und Simon, der noch nichts davon weiß, verlässt alles und geht.

Der Herr kennt auch unser Leben, so wie Er das Leben Simons kannte. Er kennt unsere Schwankungen, unsere Irrwege, die Schwächen, in die wir auch morgen wieder zurückfallen

werden. Und dennoch kommt Er und ruft: mitten in der Arbeit, in den Sorgen und in unserer beständigen Müdigkeit.

Für unsere künftige Treue können wir nicht bürgen. Selbst der Apostel Paulus, den wir uns gewöhnlich als furchtlosen Prediger vorstellen, rettete sich durch die Flucht: *Durch ein Fenster wurde ich in einem Korb die Stadtmauer hinabgelassen* (2 Kor 11,33). Und der Apostel Paulus wusste, wie schwach der Mensch ist, auch wenn er alle Kräfte dem Dienst an Christus hingibt. Er bat den Herrn, ihn von der Schwachheit zu befreien, und erhielt zur Antwort: „*Lass dir an meiner Gnade genügen; denn meine Kraft wird in der Schwachheit vollendet.*“ (2 Kor 12,9). Die Treue, auf die man sich verlassen kann, ist die Treue Christi. Simon kannte seinen Weg nicht, doch der, der ihn rief, kannte ihn und verließ ihn nicht – nicht auf dem Wasser, nicht in der Nacht der Verleugnung, nicht am Ufer nach der Auferstehung.

Christus wich nicht von Simon, obwohl dieser Ihn bat, sich zu entfernen. Er wusste, wohin dieser Mensch gehen würde, und blieb. Auf diese Treue hoffen wir. Amen.

Predigt zum 18. Sonntag nach Pfingsten (2026) über die Vergebung und die deutschen Heiligen

04.10.2026 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes!

Liebe Brüder und Schwestern im Herrn!

Heute beschließt die Kirche das Fest der Erhöhung des kostbaren und lebensspendenden Kreuzes des Herrn, und jetzt werden wir das kostbare Kreuz aus der Mitte der Kirche zurück in den Altarraum tragen. In der Lesung aus dem Evangelium spricht der Herr: *„Wer mir nachfolgen will, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge Mir nach.“* (Mk. 8,34), und der Apostel Paulus sagt, wie das geschieht: *„Ich bin mit Christus gekreuzigt; ich lebe aber, nun nicht mehr ich, sondern Christus lebt in mir.“* (Gal. 2,19–20). Sich selbst verleugnen heißt, aufzuhören, nur für das eigene „Ich“ zu leben. Es bleibt die Frage: Wie sieht das an einem ganz gewöhnlichen Tag aus?

Die Antwort hören wir im Evangelium im Gleichnis vom unbarmherzigen Knecht. Der Apostel Petrus fragt den Herrn, wie oft man dem Bruder vergeben müsse, ob bis siebenmal, und der Herr antwortet: *„nicht bis siebenmal, sondern bis siebzigmal siebenmal“* (Mt. 18,22). Diese Zahl erinnert an die Worte Lamechs, des Nachkommen Kains, der prahlte: *„Wenn Kain siebenmal gerächt wird, so Lamech siebzigmal siebenmal.“* (Gen. 4,24). Lamech nennt diese Zahl, als er von Rache spricht. Christus nimmt dieselbe Zahl und wendet sie auf die Vergebung an. Und da der Christus vom Himmelreich spricht, zeigt Er uns seine Ordnung: Hier rechnet man Kränkungen nicht auf und fordert keine Vergeltung. Hier wirkt die Barmherzigkeit, die Er Selbst durch Sein ganzes Leben erwiesen hat.

Darüber erzählt der Herr ein Gleichnis. Darin erlässt der König einem Knecht eine Schuld von zehntausend Talenten, eine Summe, die man in einem ganzen Leben nicht abarbeiten kann. Jener aber ergreift, kaum dass er vom König hinausgegangen ist, seinen Mitknecht, der ihm hundert Denare schuldet, bei der Kehle. Die Schuld war ihm vergeben, doch er lebte weiter wie zuvor: „ich“, „mein Geld“, „mein Recht“. Die Begegnung mit dem barmherzigen König hatte nichts in ihm verändert.

Das also ist „ich lebe“. Und das „nun lebe nicht mehr ich“ bedeutet in einer solchen Lage etwas ganz Konkretes: auf sein angebliches Recht auf die „hundert Denare“ zu verzichten. Der alttestamentliche Jesus, der Sohn Sirachs, sagt: *„Vergib deinem Nächsten die Kränkung, so werden dir auf dein Gebet hin deine Sünden vergeben.“* (Sir. 28,2). Die Kraft dazu gibt uns das Kreuz, von dem aus erklang: *„Vater, vergib ihnen“* (Lk. 23,34). Christus hat uns vergeben, indem Er unsere Schuld auf Sich genommen hat.

Heute gedenkt die Kirche auch jener, die diesen Weg hier, in unserem Land, gegangen sind – der Synaxis aller Heiligen der deutschen Lande. Zum Beispiel lebte die heilige Afra von Augsburg der Überlieferung nach bis zur Begegnung mit Christen als Dirne. Als Bischof Narcissus auf der

Flucht vor Verfolgung in ihrem Haus Zuflucht fand und vor dem Mahl betete, erschütterte dieses einfache Gebet sie. Sie empfing die heilige Taufe zusammen mit ihrer Mutter und drei Gefährtinnen. Als dann die Zeit der Verfolgung kam, weigerte sie sich, den Götzen zu opfern, und erlitt den Märtyrertod. Ihr wurde viel vergeben, und diese Barmherzigkeit wurde zu ihrem Lebensinhalt bis ans Ende.

Der heilige Ansgar kaufte Gefangene los, zahlte für die Freiheit anderer, und die ehrwürdige Walburga gründete ein Kloster, in dem Arme und Kranke aufgenommen wurden. Die Menschen sind verschieden und die Dienste sind verschieden, doch in jedem von ihnen wird jene Barmherzigkeit sichtbar, die sie selbst empfangen haben.

Das sind keine fremden Heiligen. Das sind unsere Heiligen. Und das nicht, weil wir heute beschlossen hätten, sie die unseren zu nennen. Sie gehörten lange vor uns zu Christus, viele Jahrhunderte bevor der heilige Wladimir die Rus taufte. Als der ehrwürdige Sergius von Radonesch geboren wurde – im Jahr 1314 –, blickte das Christentum in diesen Landen bereits auf fast tausend Jahre Geschichte zurück. Als der ehrwürdige Seraphim von Sarow geboren wurde, war dieses Land schon viele Jahrhunderte ein christliches Land. Und deshalb machen die für uns ungewohnten Namen die deutschen Heiligen nicht fremd. Wir Orthodoxen kamen viele Jahrhunderte später in dieses Land und entdeckten, dass es durch sie Christus bereits kannte.

Das Kreuz wird in den Altarraum getragen, und das Fest ist vollendet. Doch die Worte des Apostels bleiben mit uns: *„Nun lebe nicht mehr ich, sondern Christus lebt in mir.“* Darum lohnt es sich, Gott zu bitten: dass Christus in uns lebe und dass wir zu vergeben lernen.

Heilige Märtyrerin Afra, ehrwürdige Walburga, heiliger Ansgar und alle Heiligen, die im deutschen Land gewirkt haben, bittet Gott für uns! Amen.

Predigt zum Fest der Kreuzerhöhung (2026)

27.09.2026 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes!

Liebe Brüder und Schwestern im Herrn! Das Fest der Erhöhung des kostbaren und lebensspendenden Kreuzes des Herrn verbindet, so scheint es, Unvereinbares: das Werkzeug der schmachvollsten Hinrichtung – und den Triumph, das Frohlocken der Kirche. Der Apostel Paulus sagt heute direkt, woher dieser Widerspruch rührt: *„Das Wort vom Kreuze ist denen, die verloren gehen, Torheit; uns aber, die selig werden, ist es Gottes Kraft“* (1 Kor. 1,18). Was der Welt als Torheit erscheint, eben darin offenbart sich uns Gott selbst.

Der Sohn Gottes wird Mensch. Der Herr und Schöpfer der Welt tritt in das menschliche Leben ein und nimmt dessen ganze Last auf sich: Er beugt seinen Nacken unter das Gesetz, das Er selbst Mose gegeben hat, wächst im Gehorsam, arbeitet, trauert, weint am Grab des Freundes. Er gerät in die Hände von Menschen, die gekommen sind, Ihn zu richten. Er erträgt Schmähungen von denen, die zu retten Er selbst gekommen ist. Er stirbt am Kreuz.

Selbst das genügt nicht, um die Tiefe Seiner Demut zu ermessen. Das Alte Testament sagt deutlich: *„Verflucht ist vor Gott, wer am Holze hängt“* (Dtn. 21,23). Doch der Apostel Paulus zieht daraus eine furchtbare und zugleich heilbringende Folgerung: *„Christus hat uns erlöst von dem Fluche des Gesetzes, da er für uns zum Fluche ward“* (Gal. 3,13). Christus nimmt um unserer willen sogar den Fluch auf sich. So weit reicht die Demut Gottes. Und auch hier bleibt sie nicht stehen: Christus steigt in die Tiefen der Hölle hinab und ersteht von dort auferstanden in Herrlichkeit.

Und deshalb lässt sich das Kreuz, das heute inmitten des Gotteshauses aufgerichtet wird, nicht einfach auf das Symbol unserer Religion reduzieren. Das Kreuz zeigt uns die Größe der göttlichen Demut und die Tiefe Seiner Liebe zum Menschen – das, was sich weder in die menschliche Logik des Juden noch in die des Griechen fügt. Für den einen ist es Ärgernis: Kann Gott denn schwach und beschämt sein? Für den anderen ist es Torheit: Kann die Weisheit denn wie eine Niederlage aussehen?

Aber womöglich kommt man der Wahrheit näher, wenn man ehrlich sagt: Wir selbst stehen bisweilen gar nicht so weit von dieser Logik entfernt. Wir haben uns nur so sehr an das Kreuz gewöhnt, dass man unsere Haltung ihm gegenüber mitunter kaum anders als Gleichgültigkeit nennen kann. Das Kreuz ist so vertraut geworden, dass wir aufhören, uns darüber zu wundern, was es bedeutet.

Der Glaube an Christus wird leicht zu einem Teil der Kultur, der Familientradition, des Festkalenders. Sogar die Taufe wird mitunter einfach als ein Ritus aus der Vergangenheit wahrgenommen – als ein Ereignis, nach dem es im Leben etwas mehr Verwandte, Anlässe zum Zusammensein und häusliche Behaglichkeit gibt. Das Kreuz verwandelt sich in ein Schmuckstück – schön, wiedererkennbar, aber eines, das keine Fragen aufwirft. Doch die Frage drängt sich ja von selbst auf: Was bedeutet dieses Kreuz? Was offenbart es über den Gott, der sich bis zu solcher Tiefe hingegeben hat? Und was folgt daraus für unser Leben?

Denn wenn vor uns wirklich jener Gott steht, der sich *bis zum Tode, ja zum Tode des Kreuzes* erniedrigt hat, dann kann der Glaube an Christus nicht bloß eine Bezeichnung bleiben. Wenn Gott sich um unseretwillen so sehr erniedrigt hat, wie kann dann unser Glaube bequem, halbherzig, nur gelegentlich am Wochenende stattfinden? Das Kreuz ist eben nicht einfach ein Zeichen der Zugehörigkeit zur Kirche. Die Taufe ist nicht einfach ein Familienfest. Christus ruft jeden Menschen dazu auf, *sein Kreuz auf sich zu nehmen und Ihm nachzufolgen*.

Das bedeutet nicht, Leiden zu suchen. Es bedeutet, zu lernen, vor Gott in Liebe, Demut und Treue zu Christus zu leben: Ihm treu zu bleiben, wenn es schwerfällt; sich von der Sünde abzuwenden, wenn sie bequem erscheint; zu vergeben; zu erdulden; das Leben nicht danach zu messen, wie viel Anerkennung, Achtung, Liebe und Fürsorge wir empfangen haben, sondern sich selbst Gott und dem Nächsten hinzugeben.

Heute ist das Kreuz in der Mitte der Kirche aufgerichtet – nicht als Emblem, sondern als Erinnerung an das unbegreifliche Maß der Liebe Gottes. Und mit ihm öffnet sich vor uns erneut das Geheimnis des Kreuzes: wie sehr Gott sich um des Menschen willen erniedrigt hat. Wenn wir wenigstens beginnen, dies zu verstehen, kann das Kreuz für uns nicht länger ein gewöhnliches Schmuckstück bleiben. Unser ganzes Leben muss nach und nach zur Antwort an den werden, *der uns bis ans Ende geliebt hat*.

Durch die Kraft des kostbaren und lebensspendenden Kreuzes möge der Herr sich unser erbarmen und uns erretten. Amen.

Predigt zum 16. Sonntag nach Pfingsten (2026) über die anvertrauten Talente

20.09.2026 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes!

Liebe Brüder und Schwestern! Im heutigen Sonntagsevangelium haben wir das Gleichnis von den Talenten gehört. Der Herr spricht von einem Menschen, der, als er in ein fremdes Land reiste, seine Knechte rief und ihnen sein Vermögen anvertraute: einem gab er fünf Talente, einem anderen zwei, einem dritten eines.

Warum einem fünf, einem anderen zwei und einem dritten nur eines? Wenn man die Talente als Bild jener Gaben versteht, die der Mensch von Gott empfängt, wird die Frage noch drängender: Der eine ist mit Verstand begabt, der andere mit starkem Willen, einem fällt Barmherzigkeit leicht, während das Leben eines anderen äußerlich viel ärmer erscheint.

Auf den ersten Blick mag das ungerecht erscheinen. Doch Christus sagt: *„einem jeden nach seinen Kräften“* (Mt 25,15). Darum ist das Talent im Gleichnis nicht einfach etwas, was der Mensch besitzt. Es ist etwas, was ihm anvertraut ist.

Der Herr verlangt von den Knechten auch nicht dasselbe Ergebnis: Der eine verdoppelt fünf Talente, der andere zwei, und beide hören dieselben Worte: *„Wohl, du guter und getreuer Knecht! Du bist über Weniges getreu gewesen; ich will dich über Vieles setzen; gehe ein in die Freude deines Herrn“* (Mt 25,21.23).

Noch tiefer verstehen lässt uns dies das andere heutige Evangelium – jenes, das uns die Kirche vor dem Fest der Kreuzerhöhung des Herrn anbietet. Es sind die Worte aus dem Evangelium nach Johannes: *„Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, damit alle, die an ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben“* (Joh 3,16).

Sieh, welche Gabe Gott dem Menschen gibt: Er gibt Seinen Sohn hin. Gott wird Mensch und tritt in unser Leben ein, um uns zum Heil zu führen. Die größte Gabe, die der Mensch empfängt, ist Christus Selbst.

Fünf, zwei oder eines – jeder hat seine eigenen Gaben. Doch die größte Gabe Gottes ist diese eine für jeden: Christus ist um jedes Menschen willen in die Welt gekommen. Niemand kann sagen, ihm sei nichts gegeben. Und dann wird deutlicher, was es heißt, das empfangene Talent zu vermehren: Es kommt darauf an, ob die Gabe Gottes in unserem Leben Frucht bringt.

Der dritte Knecht erhielt nur ein einziges Talent. Aber eines war genug. Sein Unglück lag nicht darin, dass ihm weniger als den anderen gegeben wurde. Er tat nichts damit, was er empfangen hatte. Aus Furcht vergrub er das Talent: Er hielt den Herrn für einen harten Menschen (Mt 25,24-25).

Doch das Kreuz, das wir in wenigen Tagen feierlich verherrlichen werden, zeigt, wie der Herr wirklich ist: Christus gibt Sich Selbst für den Menschen hin. Darum ist unser Leben in Christus die Antwort auf die uns bereits erwiesene Liebe.



Und dennoch kann der Mensch diese Gabe annehmen und sie unbeantwortet lassen. Er wurde getauft, doch sein Glaube blieb im weiteren Verlauf nur ein Eintrag in der Taufurkunde, ein Häkchen in der Biographie. Denn die Taufe ist eigentlich der Anfang des Lebens in Christus. Danach wächst es: Gebet, Werke der Liebe, Kampf gegen die Sünde, Teilnahme an den Sakramenten.

Darin besteht die Treue der ersten beiden Knechte, darin die Vermehrung der Talente: Die von Gott empfangene Gabe bringt Frucht im Leben des Menschen. Der Glaube wird zur Liebe, und das Leben, das Gott uns geschenkt hat, wird zum Leben mit Ihm und für den Nächsten.

Darum bittet uns auch der Apostel Paulus in der heutigen Lesung: *„...dass ihr nicht vergeblich die Gnade Gottes empfanget (...) Siehe, jetzt ist die angenehme Zeit, siehe, jetzt ist der Tag des Heils“* (2 Kor 6,1-2).

Der Herr vergleicht uns nicht miteinander: Er kennt unsere Kräfte, unsere Umstände und unser Maß. Doch einst wird der Mensch Dem begegnen, der ihm diese Gabe anvertraut hat. Und dann wird sichtbar werden, was mit dem geschehen ist, was Gott gerade ihm anvertraut hat.

Wir alle kommen zu Gott mit unserem eigenen Maß: mit dem, was gelungen ist, und mit dem, was nicht gelungen ist; mit unserer Treue und unserem Versagen. Doch solange uns das Leben gegeben ist, können wir uns nach dem Fall wieder an Ihn wenden, wieder das uns Anvertraute aufnehmen und es zum Guten gebrauchen.

Und unsere Hoffnung ist, einst dieselben Worte zu hören, die die treuen Knechte hörten: *„Wohl, du guter und getreuer Knecht! Gehe ein in die Freude deines Herrn“*. Amen.

Predigt zum 15. Sonntag nach Pfingsten (2026) über das größte Gebot

13.09.2026 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.

Liebe Brüder und Schwestern im Herrn!

Heute fragt im Evangelium einer der Gesetzeslehrer Christus: *„Meister, welches ist das größte Gebot im Gesetz?“* (Mt 22,36). Diese Frage lässt sich auch in unsere Sprache übersetzen. Wie viele Verbeugungen muss man machen? Wo und wem soll man eine Kerze aufstellen? Welche Fastenzeit ist die wichtigste?

Der Herr wählt nicht einen Punkt aus einer langen Liste. Er sagt: *„Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit all deinem Denken“* (Mt 22,37). Und dann fügt Er hinzu: *„Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.“* Und Er sagt: *„An diesen zwei Geboten hängt das ganze Gesetz und die Propheten“* (Mt 22,39-40).

Es gibt viele Gebote, aber der Wille Gottes ist nicht zersplittert. Er hat ein Zentrum – die Liebe.

Aber was ist Liebe? Dieses Wort ist so gewohnt, dass es fast seinen konkreten Inhalt verliert. Christus spricht hier nicht einfach von einem Gefühl, sondern von einem Zustand des Herzens: Die Liebe verändert die Art, wie ein Mensch auf Gott, auf den anderen Menschen, auf die ganze Welt schaut. Deshalb sagen auch gerechte Werke für sich genommen noch nichts über den Zustand des Herzens aus. Man kann beten, fasten, in die Kirche kommen – und dies nur tun, weil „es sich so gehört“: Das Gebot ist formal erfüllt, doch das Herz bleibt wie zuvor. Wenn aber ein Mensch wirklich liebt, wird die Erfüllung des Gebots anders erlebt: Sie hört auf, eine schwere Pflicht zu sein, und wird zu einem inneren Bedürfnis, zu einem Teil des Lebens selbst.

Christus verbindet sogleich die Liebe zu Gott mit der Liebe zum Nächsten, indem Er das zweite Gebot dem ersten gleich nennt. Denn beide Gebote wenden sich an ein und dasselbe Herz.

Der heilige Isaak der Syrer beschreibt, als er vom barmherzigen [liebenden] Herzen spricht, einen Menschen, dessen Herz von Liebe zur ganzen Schöpfung entflammt wird. Er kann das Leiden eines jeglichen anderen Wesens nicht ruhig ansehen¹. Eine solche Liebe gleicht nicht mehr einer einzelnen guten Tat. Sie ist ein Zustand des Herzens, für den der Schmerz des anderen zum eigenen wird.

Und hier stellt sich die Frage: Woher soll ein Mensch ein solches Herz nehmen? Die Antwort ist in Christus.

Nach den Worten über die zwei Gebote fragt Christus plötzlich die Pharisäer: *„Was denkt ihr über den Christus? Wessen Sohn ist er?“* (Mt 22,42). Eben noch sprach der Herr über die Liebe zu Gott – und sogleich zeigt Er, wer der ist, den zu lieben wir gehalten sind: Er nennt Sich Selbst den Sohn Davids, doch David selbst nennt Ihn seinen Herrn. Darin liegt das Wesen des Lebens eines Gläubigen: mit Christus zu leben, in dem wir jene Liebe erkennen, die als Herzstück der Gebote bezeichnet wird.



Wir wissen, dass Gott Liebe ist, weil in Christus die Liebe Gottes offenbar geworden und in das menschliche Leben eingetreten ist: Christus nimmt den Menschen an, vergibt, heilt, dient, gibt Sich Selbst hin und betet am Kreuz für Seine Peiniger.

Darum sind die Worte über die Liebe für uns zugleich Gebot und Offenbarung dessen, was ein Mensch werden kann, der in Gott lebt.

In der heutigen Lesung aus dem Epistel erinnert der Apostel Paulus daran, dass wir, sterbliche und schwache Menschen, das Leben Christi in uns tragen können: „... damit auch das Leben Jesu an unserem sterblichen Fleisch offenbar werde“ (2 Kor 4,11).

Darum sollten wir, wenn wir heute vom Gebot der Liebe hören, nicht versuchen, in uns irgendein besonderes Gefühl hervorzurufen. Wichtiger ist es, ehrlich den Zustand des eigenen Herzens zu sehen: ob in ihm Raum für Gott und für den anderen Menschen ist, ob wir fähig sind, den Schmerz des Nächsten zu teilen, eine Kränkung zu vergeben. Und wenn diese Liebe in uns gering ist, ist das kein Grund zur Verzweiflung: Christus lässt den Menschen nicht allein mit seiner Schwachheit. Wir kommen zu Ihm mit dem Herzen, das wir haben – müde, gereizt, unfähig zu vergeben –, mit Gebet und Buße, und wünschen, wenigstens das Gute zu tun, das wir heute tun können.

So wird das Herz allmählich fähig zu lieben.

Letztlich beginnt das christliche Leben nicht mit der Frage: „Welche Regeln muss ich noch erfüllen?“ Es beginnt mit einer anderen: „Wen liebe ich und wem folge ich nach?“

Und die Antwort auf diese Frage hören wir heute im Evangelium: Christus ist der Herr. In Ihm offenbart sich die Liebe Gottes, und auf Ihn ist unser Herz gerichtet.

Amen.

1. Hl. Isaak der Syrer von Ninive, Asketische Reden (48) ←

Hirtenwort des Patriarchen Kyrill anlässlich des Tages der Nüchternheit (2026)

11.09.2026 · Predigt

Hirtenwort Seiner Heiligkeit des Patriarchen Kyrill von Moskau und ganz Russland anlässlich des Tages der Nüchternheit (11. September 2026)

Im Herrn geliebte, hochhehrwürdige Bischöfe! Ehrwürdige Väter, liebe Brüder und Schwestern!

Heute gedenkt die Heilige Kirche des Ereignisses der Enthauptung des Täufers des Herrn, Johannes. Um der Treue zur Wahrheit Gottes willen erlitt der große Prophet den Märtyrertod durch die Hand des hartherzigen Königs. Unter der Wirkung berauschender Tränke gelangte Herodes, der ohnehin kein frommes Leben führte, wurde dadurch *abgestumpft im Gefühl, [ergab] sich der Zügellosigkeit* (Eph. 4,19) und mehrte die Sünde des Ehebruchs durch den Mord an einem Gerechten.

Zur Erinnerung an die Notwendigkeit, zu wachen und zu beten, *auf dass wir nicht in Versuchung fallen* (Mt 26,41), hat die Kirche den Tag der Nüchternheit auf dieses heutige Fest gesetzt, auf dass ein jeder, der dem heute erklangenen Lesung aus dem Evangelium Gehör schenkt, den Weg des Kampfes wider seine Schwächen und Laster beschreite. Für jene aber, die dem Frevel der Trunkenheit nachsichtig und leichtsinnig gegenüberstehen, mögen die Worte des heiligen Tichon von Sadonsk zur Warnung dienen, der da mahnt, dass der *Teufel nichts so sehr liebt wie Üppigkeit und Trunkenheit, denn niemand erfüllt seinen bösen Willen so willig wie der Trunkenbold* (aus: "Vom wahren Christentum").

Die Nüchternheit betrifft jedoch nicht allein den Genuss berauschender Getränke, sondern jegliche Form der Abhängigkeit: Jemand, der sich nicht von seinem Smartphone oder einem Computerspiel losreißen kann, befindet sich gleichfalls in der Fessel schädlicher Verstrickungen und Gewohnheiten und bedarf der Stärkung seines Willens. Wichtig ist, sich zu vergegenwärtigen, wie schwerwiegend die Folgen fehlender Enthaltsamkeit sind, die den Menschen zum Sklaven der Sünde machen und die Seele ertöten; darum bietet uns die Kirche an, Anteil zu nehmen an dem jahrhundertealten asketischen Erbe der heiligen Väter.

Auf die Fürbitten des großen Propheten Johannes des Vorläufers möge der barmherzige Herr uns allen verleihen, ein gottseliges Leben zu führen, die geistliche Wachsamkeit und die Reinheit des Herzens zu bewahren.

† KYRILL PATRIARCH VON MOSKAU UND GANZ RUSSLAND

Predigt zum 14. Sonntag nach Pfingsten (2026) über das königliche Hochzeitsmahl

06.09.2026 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.

Im Herrn geliebte Brüder und Schwestern! Im heutigen Evangelium erzählt der Herr Jesus Christus das Gleichnis von einem König, der für seinen Sohn ein Hochzeitsmahl veranstaltet. Alles ist schon bereit, und der König sendet seine Knechte aus, um die Geladenen zu rufen. Doch die Geladenen weigern sich zu kommen: Der eine geht auf seinen Acker, der andere zu seinem Handel. Einige aber ergreifen die Boten, beschimpfen und töten sie.

In diesen Worten liegt etwas Erschütterndes. Warum lehnt ein Mensch das königliche Mahl ab? Der Grund sind alltägliche Dinge: Acker, Handel, Wirtschaft. Der Mensch ist mit seinem eigenen Leben beschäftigt.

Arbeit, Familie, Studium, die Sorge um das Haus — all das vertraut Gott dem Menschen an, und es fordert Zeit, Aufmerksamkeit und Verantwortung. Die Erfüllung dieser Pflichten an sich entfernt uns nicht von Gott.

Gottes Ruf steht nicht in Konkurrenz zu unserem Leben. Er erklingt in seinem Inneren.

Die Gefahr beginnt dann, wenn das anvertraute Werk zum Selbstzweck wird: Die Arbeit existiert um der Arbeit selbst willen, die Sorge, die ein Ausdruck der Liebe sein soll, verwandelt sich in endlose Geschäftigkeit, und für Gott bleibt immer weniger Raum.

Im Gleichnis sind diese einfachen Worte wichtig: *Der eine ging auf seinen Acker, der andere an sein Geschäft* (Mt 22,5) — hier gibt es keine offene Auflehnung gegen Gott, die Menschen sind einfach mit ihren eigenen Dingen beschäftigt.

Da denkt man an die evangelische Martha. Sie nimmt Christus in ihrem Haus auf, sorgt für Ihn — und daran ist nichts Schlechtes. Doch es kommt der Augenblick, da die Sorge selbst beginnt, ihr den zu verstellen, um dessentwillen sie dient. Christus sagt zu ihr: *Martha, Martha, du sorgst und beunruhigst dich um vieles; eines aber ist not* (Lk 10,41-42).

So stört uns der Ruf Gottes zunächst bei dem, was wir gerade tun, dann beginnt er uns lästig zu werden — und das Gleichnis zeigt, bis zu welcher äußersten Form dieser Widerstand gehen kann.

Doch das Gleichnis ist an uns gerichtet. Man kann nicht ruhig von außen auf die ersten Geladenen schauen und nur daran denken, wie sie Gott abgelehnt haben. Es warnt jeden von uns.

Besonders furchtbar klingen die Worte, mit denen Christus dieses Gleichnis beendet: *Viele sind berufen, wenige aber auserwählt* (Mt 22,14). Wir können uns nicht allein deshalb für auserwählt halten, weil wir getauft sind, in die Kirche gehen, das Evangelium hören und an den heiligen Mysterien Christi teilnehmen.



Mehr noch: Gerade jetzt befinden wir uns mitten in diesem Gleichnis. Die Göttliche Liturgie, zu der wir uns versammelt haben, ist genau jenes Hochzeitsmahl. Wir sind von unseren Kreuzwegen hierher gekommen — aus eben jenem Leben, in dem es Arbeit, Familie, Studium und Geschäfte gibt.

Und darum betreffen uns die Worte über den Menschen ohne hochzeitliches Gewand unmittelbar: In welchem Gewand sind wir hierher gekommen, mit welchem Herzen stehen wir vor Gott, wenn wir zum heiligen Kelch hinzutreten?

Bei der Taufe sagt die Kirche einem jedem von uns: *Die ihr auf Christus getauft seid, habt Christus angezogen* (Gal 3,27) — wir haben Christus angezogen, und das ist Gottes Gabe. Das hochzeitliche Gewand im Gleichnis ist die Frage danach, was aus dieser Gabe geworden ist: Ist Christus, den wir angezogen haben, in unserem Leben wiederzuerkennen?

Hier hilft die heutige Lesung aus dem Epistel. Der Apostel Paulus sagt: *Gott aber ist es, der uns mit euch in Christus festigt und uns gesalbt hat, der uns auch versiegelt und das Unterpfand des Geistes in unsere Herzen gegeben hat* (2 Kor 1,21-22). Was uns in der Taufe gegeben wurde, wird in uns durch die Gnade Gottes erhalten.

Die strengen Worte des Gleichnisses sind kein Anlass zur Verzweiflung, sondern ein Ruf zur Wachsamkeit. Wir werden in ihrem Angesicht nicht allein gelassen: Der Herr Selbst wirkt in uns und schenkt alles, was zum Heil notwendig ist.

Solange der Herr uns ruft, solange wir das Wort Gottes hören und zu den heiligen Mysterien Zuflucht nehmen können, bleibt die Tür des königlichen Mahles für uns offen. Darum lohnt es sich, jedes Mal, wenn wir hierher kommen, aufmerksam auf das eigene Leben zu schauen: Verdecken nicht unsere eigenen Angelegenheiten Christus, seien es auch die notwendigsten und besten?

Das Mahl ist bereitet. Der König ruft. Mitten in unserem gewöhnlichen Leben schenkt der Herr uns weiterhin Seine Gnade. Möge es nicht geschehen, dass wir, beschäftigt mit allem, was uns anvertraut ist, Den vergessen, Der uns all das anvertraut hat. Möge Er uns würdigen, wenn die Zeit kommt, vor Ihm zu stehen, in jenem hochzeitlichen Gewand zu erscheinen, das wir in Christus empfangen haben, und einzugehen in die Freude Seines Reiches.

Amen.

Predigt zum 13. Sonntag nach Pfingsten (2026) von den bösen Weingärtnern und dem Eckstein

30.08.2026 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes!

Das Gleichnis, das wir heute in der Evangeliumslesung gehört haben, spricht unser Herr Jesus Christus im Tempel von Jerusalem, als Er mit den Hohepriestern und den Ältesten des Volkes redet (Mt 21,23). Gerade ihnen, den Hütern und Lehrern des Gesetzes, denen die Leitung des Gottesvolkes anvertraut ist, erzählt Christus die Geschichte von dem Weinberg.

Der Hausherr in dem Gleichnis tut alles für den Weinberg: Er *„pflanzte einen Weinberg, umzäunte ihn, grub eine Kelter darin und baute einen Turm“* (Mt 21,33). Den Zuhörern Christi war dieses Bild wohlvertraut: Fast mit denselben Worten hatte der Prophet Jesaja von Gott als dem Herrn des Weinbergs gesprochen, der *„ihn umzäunte, ihn von Steinen säuberte und edle Reben darin pflanzte“* (Jes 5,1-2). So wies das Bild des Weinbergs schon lange vor Christus auf das Haus Israel hin (Jes 5,7) und auf die Untreue derer, denen Gott seine Sorge anvertraut hatte.

Als die Zeit der Früchte kommt, sendet der Herr seine Knechte – sie werden geschlagen und getötet. Er sendet andere Knechte – mit ihnen tut man dasselbe. Zuletzt sendet er seinen Sohn und denkt: *„Sie werden sich vor meinem Sohn scheuen.“* Doch die Weingärtner überlegen miteinander: *„Dies ist der Erbe; kommt, lasst uns ihn töten und sein Erbe in Besitz nehmen“* (Mt 21,38). In diesen Worten liegt kalte Berechnung. Die Weingärtner wollen den Weinberg nicht zerstören – sie wollen ihn sich aneignen. Was ihnen unter der Bedingung anvertraut wurde, Früchte abzuliefern, das beschließen sie, für immer zu ihrem Eigentum zu machen.

Der Weinberg in diesem Gleichnis ist nicht nur Israel. Er ist die gesamte Schöpfung, von der Gott sagte, sie sei *„sehr gut“* (Gen 1,31). Den Menschen aber setzte Gott in diese Welt, *„um sie zu bebauen und zu bewahren“* (Gen 2,15). Das heißt: In dem Gleichnis ist der Mensch der Weingärtner – ihm ist anvertraut, was ihm nicht gehört.

Und in diesem uns anvertrauten Leben stellt sich leicht dieselbe Berechnung ein: sich anzueignen, was uns nur geliehen ist. Der böse Weingärtner muss nicht wie ein Aufrührer aussehen – er kann sich durchaus für einen gläubigen Menschen halten, ja sogar für einen Hüter des Werkes Gottes. Die Gefahr liegt in einem beinahe unsichtbaren Austausch. Wir sagen: unser Leben, unser Glaube, unsere Wahrheit. Was uns anvertraut ist, beginnen wir als unseren Besitz zu betrachten und vergessen, dass der Hausherr Früchte von uns erwartet. Aus den auf Zeit bestellten Machern werden wir unmerklich zu selbsternannten Erben, welche die Gaben Gottes ohne Gott selbst begehren.

Der Apostel Paulus spricht heute kurz und bündig: *„Wachet, steht im Glauben, seid mutig, seid stark“* (1 Kor 16,13). Wachen heißt, den Augenblick nicht zu verpassen, in dem wir anfangen, die Gabe für unser Eigentum zu halten.

In dem Gleichnis scheint die Tötung des Sohnes das Ende der Geschichte zu sein – das Verbrechen ist geschehen, und auf die Frage Christi sprechen die Zuhörer selbst das Urteil: Die Übeltäter sollen eines bösen Todes sterben. Doch Christus fügt dem Gleichnis die Worte des Psalms hinzu: *„Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, ist zum Eckstein geworden“* (Ps 117,22; Mt 21,42). Hier spricht Christus bereits unverhüllt von Sich Selbst. Was für die Weingärtner wie der endgültige Sieg aussah – die Beseitigung des Erben –, das erweist sich nicht als Ende, sondern als Anfang. Der Verworfenen wird zur Grundlage eines neuen Baues. Das menschliche Verbrechen kann das, was Gott wirkt, nicht aufheben.

Das ist unser Trost. Wenn wir in uns die Züge der bösen Weingärtner erkennen, ist das noch kein Grund zur Verzweiflung. Die eigene geistliche Krankheit zu sehen, ist bereits der Beginn der Umkehr. Die Grundlage, auf der die Kirche steht, hängt nicht von unserer Fehlerlosigkeit ab – sie ist bereits durch Christus gelegt, der Untreue der Menschen zum Trotz.

Und anders als die Weingärtner aus dem Gleichnis haben wir das Urteil noch nicht gehört. Solange wir leben, bleibt uns Zeit, mit Früchten zum Hausherrn zurückzukehren – aufzuhören, uns anzueignen, was uns lediglich anvertraut ist, und wieder vor Dem zu leben, Dem unser Leben und alles, was darin ist, gehört.

Amen.

Predigt zum Fest der Entschlafung der Allheiligen Gottesmutter (2026)

28.08.2026 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes!

Das heutige Fest ist dem Tod gewidmet – wir gedenken dem Ende des irdischen Lebens der Allerheiligsten Gottesmutter. Aber die Kirche nennt diesen Tag *Entschlafung*, und der Gottesdienst ist von Freude erfüllt.

Woher kommt diese Freude? Das heutige Evangelium gibt uns einen Hinweis. Eine Frau aus dem Volk, die die Lehre Christi hört, ruft aus: „*Selig der Leib, der dich getragen hat!*“ Das ist natürlich – sie preist die Mutter dessen, der vor ihr die Worte der göttlichen Lehre spricht. Aber der Herr antwortet: „*Selig sind, die das Wort Gottes hören und bewahren!*“ (Lk 11,27-28).

Mit diesen Worten weist der Herr auf die Quelle der Seligkeit Seiner reinen Mutter hin. Sie ist nicht allein darin begründet, dass sie Christus dem Fleische nach geboren hat, sondern darin, wie sie das Wort Gottes aufgenommen hat.

Die Propheten und Gerechten des Alten Bundes hörten ebenfalls das Wort Gottes. Mose redete mit Gott wie mit einem Freund. Die Propheten trugen sein Wort zu den Menschen, oft um den Preis ihres eigenen Lebens. Durch sie wurde das Wort Gottes zu Gebot, Prophezeiung, Anklage und Gericht über das Volk. Bei der Allerheiligsten Jungfrau aber wurde das gehörte Wort *Fleisch*. Die Kirche sah von alters her ein Bild davon in den Sprüchen Salomos, die an den Marien-Festtagen gelesen werden: „*Die Weisheit hat sich ein Haus gebaut*“ (Spr 9,1). Ein Haus wird gebaut, damit man darin wohnt, damit es bereit ist, den Herrn aufzunehmen. Die Allerheiligste Jungfrau wurde durch ihr ganzes Leben, ihre Aufmerksamkeit und Reinheit zu diesem Haus, bereit, die Weisheit aufzunehmen, welche sucht, wo sie verweilen kann.

Bei der Verkündigung antwortet sie dem Engel des Herrn: „*Siehe, ich bin die Magd des Herrn; mir geschehe nach deinem Wort!*“ (Lk 1,38). Aber diese Antwort war nicht nur ein einmal gesprochenes Wort. Der Evangelist Lukas bemerkt: Sie bewahrte die Worte ihres göttlichen Sohnes in ihrem Herzen (vgl. Lk 2,19). Sie nahm das Wort Gottes auf, noch bevor sie seinen ganzen Inhalt erfassen konnte, und bewahrte es in ihrem Herzen, selbst dann, als es sich ihr noch nicht vollständig erschlossen hatte.

Der Apostel Paulus spricht heute von Christus: Er „*erniedrigte Sich Selbst und wurde gehorsam bis zum Tode*“ (Phil 2,8). In der Gottesmutter erklingt dieser Gehorsam gegenüber Gott bereits in ihrer Antwort an den Erzengel. Christus nimmt im Gehorsam gegenüber dem Vater den Kreuzestod auf Sich und ersteht in Herrlichkeit auf. Die Gottesmutter, die sich ganz dem Willen Gottes übergeben hatte, durchschreitet ebenfalls den Tod – und der Tod hält sie nicht fest: „*Grab und Tod vermochten die Reine nicht zu halten*“, singt die Kirche im Kontakion des Festes.

Und hier werden die Worte Christi über die Seligkeit unserer eigenen Lebenswirklichkeit besonders nahe gebracht. Das Wort Gottes offenbart sich uns selten sofort und vollständig. Häufiger kommt es als Gebot, als Stimme des Gewissens, als ein Evangeliumsvers, der uns



beunruhigt und nicht loslässt, obwohl uns noch keine Erklärung dafür einfällt. Und wir legen ein solches Wort nicht selten beiseite, bis wir eine bequeme und verständliche Erklärung dafür gefunden haben. Die Gottesmutter aber bewahrt das Wort Gottes in ihrem Herzen, auch wenn es sich ihr noch nicht erschlossen hat. So wird das Wort Gottes allmählich zum Leben des Menschen – zu jenem Leben, das der Tod nicht mehr festhalten kann.

„Selig sind, die das Wort Gottes hören und bewahren!“ (Lk 11,28). Die Allerheiligste Jungfrau und Gottesmutter hat dieses Leben in seiner ganzen Fülle offenbart. Und heute bezeugt sie uns: Das Wort Gottes führt den Menschen dorthin, wo der Tod nicht mehr ist.

Allerheiligste Gottesmutter, rette uns durch deine heiligen Gebete. Amen.

Predigt zum 12. Sonntag nach Pfingsten (2026) über den reichen Jüngling

23.08.2026 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes!

Liebe Brüder und Schwestern im Herrn! Die heutige Evangeliumslesung führt uns nun schon seit Jahren immer wieder auf die Frage nach der Vollkommenheit zurück. Doch am Ende stehen Worte, die man leicht überhören kann, wenn man sich erst einmal von der Geschichte des Jünglings fesseln lässt.

Der Jüngling trat an den Herrn heran mit der aufrichtigen Frage: *„Was soll ich Gutes tun, um das ewige Leben zu haben?“* (Mt 19,16). Die Frage scheint einfach: Wenn es das ewige Leben gibt, dann muss es auch eine gute Tat geben, die es ermöglicht, es zu erlangen.

Der Herr antwortet: *„Willst du aber zum Leben eingehen, so halte die Gebote.“* Und Er zählt auf: Du sollst nicht töten, nicht ehebrechen, nicht stehlen, nicht falsch Zeugnis ablegen, Vater und Mutter ehren. Dann fügt Er Worte aus dem Buch Levitikus hinzu: *„Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.“* (Lev 19,18).

Dieses Gebot war nicht unter denen, die Mose auf dem Berg Sinai gegeben wurden. Aber Christus stellt die Liebe zum Nächsten auf eine Stufe mit ihnen. Und dieses Gebot war bereits im Alten Testament von Gott gegeben worden.

Der Jüngling antwortet: *„Dies alles habe ich beobachtet von meiner Jugend auf.“* Daraufhin sagt der Herr zu ihm: *„Geh, verkaufe deine Habe und gib sie den Armen ... und komm, folge Mir nach!“* (Mt 19,21).

Hier geschieht etwas ganz anderes. Das ist nicht mehr ein Gebot, von dem man sagen könnte: Siehe, auch dieses Gebot habe ich erfüllt. Christus ruft den ganzen Menschen – sein ganzes Leben, seinen Willen, sein Herz.

Der Jüngling streitet nicht mit Christus. *„Er ging betrübt weg, denn er hatte viele Güter.“* (Mt 19,22). Seine Trauer offenbart, was vorher selbst ihm nicht sichtbar war. Die Gebote hatte er offenbar tatsächlich gehalten. Aber nun zeigt sich, dass sein Herz stärker an seine Güter gebunden war, als er sich bewusst war.

Der weise Salomon sagt: *„Vor allem aber bewahre dein Herz; denn von ihm geht das Leben aus.“* (Spr 4,23). Bis zu diesem Augenblick war der Jüngling überzeugt, die Gebote erfüllt zu haben. Nun aber rührt Christus das an, woran sein Herz hing.

Daraufhin fragen die Jünger: *„Wer kann dann überhaupt gerettet werden?“* (Mt 19,25). Und hier erklingt die zentrale Antwort des heutigen Evangeliums: *„Bei den Menschen ist das unmöglich, aber bei Gott sind alle Dinge möglich.“* (Mt 19,26).

Der Mensch ist zur Vollkommenheit berufen, aber aus eigener Kraft kann er sie nicht erreichen. Der Apostel Paulus spricht heute aus eigener Erfahrung davon. Er nennt sich selbst *„den*

Geringsten unter den Aposteln“ und dieses Namens unwürdig, weil er zuvor die Kirche Gottes verfolgt habe (1 Kor 15,9). Aber sogleich sagt er: „Durch Gottes Gnade bin ich, was ich bin; und seine Gnade gegen mich ist nicht vergeblich gewesen.“ (1 Kor 15,10).

Der Apostel Paulus hat sich sehr für die Verkündigung des Evangeliums abgemüht. Aber er schreibt diese Mühe nicht sich selbst zu: *„Ich habe mehr gearbeitet als sie alle; nicht aber ich, sondern die Gnade Gottes, die mit mir war.“* Das ist das Geheimnis des christlichen Lebens: Der Mensch wirkt tatsächlich mit und folgt tatsächlich Christus nach, aber die Kraft auf diesem Weg ist die in ihm wirkende Gnade Gottes.

Dem Jüngling sagt Christus: *„Komm und folge Mir nach!“* Der Apostel Paulus antwortet mit seinem ganzen Leben auf diesen Ruf. Darum können seine Worte auch zu unserem Bekenntnis werden: *„Durch Gottes Gnade bin ich, was ich bin.“*

Wie der Jüngling stehen auch wir mit all unserem Habe, mit dem ganzen Gepäck unseres Lebens vor dem Herrn – mit all dem, was wir für unser Eigentum, für wichtig und notwendig halten. Und das Evangelium erinnert uns daran: Nichts von all dem darf zu einem Hindernis werden, Christus nachzufolgen. Wir müssen lernen, das loszulassen, woran wir festhalten, und Ihm weiter nachfolgen.

Die heutige Evangeliumserzählung belässt uns mit Hoffnung. Wir sind berufen, die Gebote zu halten, den Nächsten zu lieben und Christus nachzufolgen. Unsere eigenen Kräfte mögen dafür nicht ausreichen. Aber *„bei den Menschen ist das unmöglich, bei Gott aber sind alle Dinge möglich“*.

Amen.

Predigt zum Hochfest der Verklärung des Herrn (2026)

19.08.2026 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes!

Liebe Brüder und Schwestern im Herrn, am heutigen großen Fest der Verklärung des Herrn hören wir, wie Christus mit drei Jüngern auf den Berg steigt und wie Ihm Moses und Elija zur Seite treten – das Gesetz und die Propheten, die ganze Fülle des Alten Testaments, die von Christus zeugt.

Moses redete schon zu seiner Zeit mit dem Herrn *„von Angesicht zu Angesicht, wie ein Mann mit seinem Freunde redet“* (Ex 33,11) – in einer solchen Nähe und Freundschaft, wie sie kein anderer Prophet kannte. Und doch, als Moses selbst bat: *„Zeige mir Deine Herrlichkeit!“* (Ex 33,18), antwortet der Herr: *„Du kannst Mein Angesicht nicht sehen; denn kein Mensch wird leben, der Mich sieht... Wenn aber Meine Herrlichkeit vorübergeht, will Ich dich in die Felskluft stellen und Meine Hand über dich decken, bis Ich vorübergegangen bin; und dann will Ich Meine Hand von dir ziehen, und du wirst Mir von hinten nachsehen“* (Ex 33,20–23). Selbst dem engsten Freund Gottes war es nur gegeben, das zu schauen, was vom Vorüberzug der Herrlichkeit übrigbleibt. Ähnlich suchte auch Elija am Horeb den Herrn im Sturm, im Erdbeben, im Feuer – und fand Ihn nicht, bis er den Hauch eines sanften Windes hörte (1 Kön 19,11–12). Da bedeckte Elija sein Gesicht mit seinem Mantel.

Und nun wird auf dem Tabor das Angesicht Gottes im Antlitz Christi offenbar. Dieselben Moses und Elija stehen jetzt Christus von Angesicht zu Angesicht gegenüber und reden mit Ihm – all dies geschieht vor den Augen der Jünger. Auf dem Tabor schauen sie, was selbst der Freund Gottes, Moses, nicht sah: Sie hören nicht nur das Wort Gottes, sondern schauen Seine Herrlichkeit, die nun im menschlichen Angesicht erschienen ist – denn das Wort ist Fleisch geworden. Moses und Elija stehen nicht mehr vor einem Widerschein der Herrlichkeit, sondern vor dem, der Selbst ihre Quelle ist. Gott selbst ist sichtbarer und fassbarer Mensch geworden. In Christus wird offenbar, wozu die menschliche Natur tatsächlich berufen und befähigt ist – zur Vereinigung mit dem Schöpfer und zur Gemeinschaft mit Gott.

Der Apostel Petrus, der damals auf dem Berg stand, schrieb viele Jahre später: *„Wir haben euch die Macht und die Wiederkunft unseres Herrn Jesus Christus nicht nach klug ausgedachten Fabeln kundgetan, sondern als die, welche Augenzeugen seiner Hoheit gewesen sind“* (2 Petr 1,16). Doch im selben Brief ruft der Apostel etwas früher auf: *„Reichet in eurem Glauben die Tugend dar, in der Tugend aber die Erkenntnis... in der Geduld aber die Frömmigkeit“* (2 Petr 1,5–6). Petrus hatte das Licht des Tabor mit eigenen Augen gesehen und wusste aus Erfahrung: Die Schau allein genügt nicht. Denn es verging einige Zeit, und in der Nacht vor den Kreuzesleiden vermochte Petrus nicht einmal eine Stunde mit Ihm zu wachen, und bald darauf verleugnete er dreimal den, dessen Herrlichkeit er mit eigenen Augen gesehen hatte.

Es ist leicht, mit Worten zu glauben, aber schwer, nach dem Glauben zu leben. Man kann voller Aufrichtigkeit den Glauben bekennen, das Glaubensbekenntnis auswendig lernen, sich am



Evangeliumsbericht vom Tabor erbauen – und eine Stunde später wieder so leben, als hätte man dieses Licht nie gesehen. Nicht umsonst spricht am Fuße desselben Berges, von dem Christus nach der Verklärung herabstieg, der Vater des besessenen Knaben Worte, die wohl jedem gläubigen Herzen bekannt sind: „*Ich glaube, Herr; hilf meinem Unglauben!*“ (Mk 9,24). Zwischen unserem Glauben und unserem Leben bleibt eine Distanz, die mit Worten allein nicht zu überwinden ist.

Der Apostel Petrus vergleicht das Licht des Tabor mit einem Leuchter, der an einem dunklen Ort scheint, „*bis der Tag anbreche und der Morgenstern aufgehe in euren Herzen*“ (2 Petr 1,19). Das bedeutet, dieses Licht ist gegeben, damit es allmählich, Tag für Tag, in unser Leben eingeht und nicht eine seltene und flüchtige Erleuchtung bleibt. Lasst uns den Herrn bitten, dass Er selbst, Schritt für Schritt, uns auf diesem Weg führt, wie einst Moses, Elija und die Apostel. Amen.

Predigt zum 11. Sonntag nach Pfingsten (2026) über das Gleichnis vom unbarmherzigen Knecht

16.08.2026 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes!

Liebe Brüder und Schwestern! Unser Herr Jesus Christus sprach oft vom Reich der Himmel durch dem Menschen verständliche irdische Bilder. Wir denken an die Gleichnisse vom Sämann, vom Senfkorn, vom verborgenen Schatz auf dem Acker, von der kostbaren Perle. Irdische Dinge werden darin zum Bild einer geistlichen Wirklichkeit, die der Mensch nicht unmittelbar zu sehen vermag.

Heute spricht der Herr: *„Das Himmelreich gleicht einem Menschen, einem König, der mit seinen Knechten abrechnen wollte“* (Mt 18,23). So beginnt das Gleichnis vom König und seinen Schuldnern.

Zehntausend Talente – das war für einen Menschen jener Zeit eine praktisch unvorstellbare Summe. Ein Talent entsprach dem Arbeitslohn eines einfachen Arbeiters über viele Jahre. Es handelt sich um eine Schuld, die durch gewöhnliche menschliche Arbeit niemals zurückgezahlt werden konnte. Und als der Schuldner vor dem König niederfällt und bittet: *„Herr, habe Geduld mit mir, und ich will dir alles bezahlen“*, da tut der König, worum jener nicht einmal zu bitten wagte: *„Von Mitleid bewegt ... ließ er ihn los und erließ ihm die Schuld.“*

Der König in diesem Gleichnis ist natürlich Gott selbst. Und von Gott sprach schon der alttestamentliche Prophet Micha: *„Wer ist ein Gott wie du, der die Schuld vergibt und die Übertretung nicht anrechnet ...? Er zürnt nicht ewig, denn er liebt es, Barmherzigkeit zu üben“* (Mi 7,18).

Gott liebt es, Barmherzigkeit zu üben. Diese Worte des Propheten helfen vielleicht am besten, das heutige Gleichnis zu verstehen. Die Barmherzigkeit Gottes ist nicht ein zufälliges Entgegenkommen gegenüber einem Menschen, der das Glück hatte, vor einen gütigen Richter zu treten. Der Herr Selbst offenbart Sich uns als Einer, der die Barmherzigkeit liebt.

Und wir – begreifen wir denn, dass wir diese Barmherzigkeit nicht weniger nötig haben als jener große Schuldner aus dem Gleichnis?

Viele von uns scheinen diese eigene Not nicht wirklich zu spüren. Manchmal sagen wir: *„Ich bin sündig wie alle.“* In diesen Worten liegt ein Körnchen Wahrheit – alle Menschen sind Sünder. Aber dahinter kann sich leicht der Gedanke verbergen: nichts Besonderes, ich habe niemanden umgebracht und nichts gestohlen.

Wenn wir jedoch unser Leben nicht am Maßstab des menschlichen Anstands, sondern am Maßstab des Evangeliums messen, ergibt sich ein völlig anderes Bild. In der Bergpredigt sagt Christus, dass der Zorn auf den Bruder bereits mit Mord verbunden ist (vgl. Mt 5,21–22) und der lüsterne Blick auf den Menschen mit Ehebruch (vgl. Mt 5,27–28). Das evangelische Maß betrifft

nicht nur die Taten, die Menschen sehen, sondern auch das, was in unserem Herzen geschieht.

So gesehen ist vor Gott jeder von uns nicht lediglich ein kleiner Schuldner, der zufällig gestrauchelt ist, sondern ein Mensch, dem vergeben wurde, was er selbst niemals hätte zurückzahlen können.

Und nach dieser Vergebung geschieht etwas Erschütterndes. Derjenige, dem der König alles erlassen hat, trifft auf einen Menschen, der ihm hundert Denare schuldet. Auch dies ist durchaus eine echte Schuld. Aber jener, der eben noch Barmherzigkeit empfangen hat, will selbst nicht barmherzig sein.

Warum erzählt Christus dies? Weil die uns geschenkte Barmherzigkeit Gottes in unserem eigenen Leben fortwirken muss. Wir sprechen täglich: *„Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern.“* Wir bitten Gott um Vergebung und versprechen zugleich, denen zu vergeben, die uns etwas schulden.

Die hundert Denare bleiben eine Schuld. Jemand kann uns wirklich gekränkt, Schmerz zugefügt, ungerecht behandelt haben. Aber wenn wir jener Barmherzigkeit gedenken, die jeder von uns von Gott empfängt, dann können wir auf die Schuld eines anderen vor uns nicht mehr mit denselben Augen blicken.

Einen solchen Gott – der nicht ewig zürnt, sondern Barmherzigkeit liebt – zeigt uns Christus im heutigen Gleichnis. Wenn aber ein Mensch, der Barmherzigkeit empfangen hat, selbst die Barmherzigkeit verweigert, dann verwirft er sie. Der Herr sagt von einem solchen Menschen, der König habe ihn *„den Folterknechten übergeben“*, und schließt mit den Worten: *„So wird auch mein himmlischer Vater mit euch tun, wenn ihr nicht ein jeder seinem Bruder von Herzen vergebt“* (Mt 18,34–35).

Das ist eine schwerwiegende Warnung Christi an uns. Jedes Mal, wenn wir die Worte aus dem Vaterunser sprechen: *„Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern“* – ist dies nicht nur eine Bitte um Gottes Vergebung. Wir sprechen von jenem Maß, mit dem wir selbst dem Nächsten vergeben sollen.

Gott liebt es, Barmherzigkeit zu üben. Lasst uns also Ihn bitten, dass Er auch uns die Barmherzigkeit lehre. Amen.

Predigt zum 10. Sonntag nach Pfingsten (2026) über den mondsüchtigen Knaben

09.08.2026 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes!

Liebe Brüder und Schwestern! Das heutige Evangelium erzählt uns von einem Vater, der seinen kranken Sohn zu Christus brachte. Er hatte bereits die Jünger des Herrn um Hilfe gebeten, doch sie vermochten ihn nicht zu heilen. Nun wendet sich der Vater unmittelbar an Christus: „*Herr, erbarme dich meines Sohnes!*“ (Mt 17,15).

Seine Bitte ist völlig natürlich. Er möchte, dass sein Sohn gesund wird. Er möchte Errettung von der Qual. Und Christus heilt den Knaben tatsächlich.

Krankheit und Tod sind mit der Sünde in das menschliche Leben eingedrungen, mit dem Abfall des Menschen von Gott, der Quelle des Lebens. Deshalb heilt Christus, der gekommen ist, um das von Gott abgefallene Menschengeschlecht zu retten, auch die leibliche Gebrechlichkeit. Er ist gekommen, um den ganzen Menschen zu retten – Seele und Leib. Daher ist das Gebet um Heilung für einen Christen selbstverständlich; bringt doch die Krankheit dem Menschen wirklich Leid.

Doch nach dem vollbrachten Wunder fragen die Jünger den Herrn: „*Warum konnten wir ihn nicht austreiben?*“ – „*Wegen eures Unglaubens*“ (Mt 17,19-20), antwortet Christus. Er spricht zu ihnen vom Glauben wie einem Senfkorn, und dann vom Gebet und Fasten. Das Wunder wird so zur Offenbarung über Christus selbst, nicht bloß zur Lösung eines medizinischen Problems. Vor den Jüngern steht Der, welcher den Menschen von der Macht des Bösen befreit und seine Schwachheit heilt. Und ihnen stand noch bevor, in diesem Glauben zu wachsen.

Heute begeht die Kirche das Gedächtnis des heiligen Großmartyrers Panteleimon. Er war Arzt und widmete sein Wissen und seine Kunst dem Dienst an den Menschen. In seinem Leben waren Heilkunst und Glaube nicht voneinander getrennt. Menschliches Wissen und Mühen können zur Hilfe werden, durch die der Wille Gottes wirkt, doch die Quelle des Lebens und der Heilung bleibt beim Herrn.

Darüber spricht das alttestamentliche Buch der Weisheit Jesu, des Sohnes Sirachs, mit wunderbarer Klarheit: „*Ehre den Arzt mit gebührender Ehre, denn der Herr hat ihn geschaffen, und von dem Allerhöchsten kommt die Heilung*“ (Sir 38,1-2). Und ein wenig später lesen wir dort: „*Mein Kind, sei nicht lässig, sondern bete zum Herrn, so wird Er dich heilen... Danach gib dem Arzt Raum, denn auch ihn hat der Herr geschaffen, und er weiche nicht von dir, denn man bedarf seiner*“ (Sir 38,9.12).

Deshalb beten wir um Heilung und suchen zugleich die Hilfe der Ärzte. Wir wollen gesund sein, wir bitten die Heiligen um Heilung, wir bitten den Herrn, uns und unsere Angehörigen von Krankheiten zu erlösen. Aber im Beten lernen wir nach und nach, uns in die Hände Gottes zu geben: Wir können uns behandeln lassen, uns bemühen, um Hilfe bitten – und doch können wir nicht selbst darüber entscheiden, wie eine Krankheit ausgehen wird.

Und hier klingen die Worte der heutigen Epistellesung besonders deutlich. Der Apostel Paulus spricht über sich und die anderen Apostel: „*Wir sind schwach*“ (1 Kor 4,10). Diejenigen, durch die der Herr das Evangelium verkündete, die Kranken heilte und große Taten vollbrachte, sie selbst blieben Menschen, die der Schwachheit unterworfen waren.

Der heilige Großmartyrer Panteleimon war Arzt, der sein Leben der Heilung des Leibes geweiht hatte, doch selbst erlitt er einen qualvollen Tod. Hier erinnern wir uns an die Worte, die der Herr im Evangelium anführt: „*Arzt, heile dich selbst!*“ (Lk 4,23). Von einem Arzt erwartet man, dass er einen anderen heilt; umso mehr erwartet man, dass er sich selbst vor der Krankheit zu bewahren vermag.

Aber Panteleimon hat der Welt tatsächlich die Heilung gezeigt – nur nicht jene, die mit der Wiederherstellung der leiblichen Gesundheit endet. Er durchlitt Martyrium und Tod und verleugnete Christus nicht. Der Tod verschonte seinen Leib nicht, aber er selbst blieb bei Christus. Und deshalb wurde der Tod nicht zu seiner Niederlage. Hier offenbart sich die wahre Heilung des Menschen: nämlich Christus treu zu sein, der den Tod besiegt hat.

Der Glaube an Christus verspricht dem Menschen nicht, dass er niemals krank sein oder Schwachheit erleiden wird. Er eröffnet uns, dass selbst Schwachheit und Tod nicht das letzte Urteil über den Menschen sind.

Christus, der die Kranken heilt, hat selbst freiwillig Leiden und Tod angenommen und ist von den Toten auferstanden. Darum reicht unsere Hoffnung weiter als die leibliche Gesundheit und sogar weiter als das irdische Leben.

Lasst uns also den Herrn um Heilung bitten, die Hilfe der Ärzte suchen und für das Wohlergehen und das Heil unserer Angehörigen beten. Und gemeinsam mit diesem Gebet wollen wir lernen, Christus sogar dann zu vertrauen, wenn wir die Umstände nicht ändern können. Denn Er ist der wahre Arzt der Menschen, und in Seinen Händen liegen unser Leben, unser Leib und unsere Seele. Und dann wird selbst der Tod nicht das letzte Wort behalten können.

Amen.

Predigt zum 9. Sonntag nach Pfingsten (2026) vom Seewandel Jesu

02.08.2026 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes!

Liebe Brüder und Schwestern im Herrn! Das heutige Evangelium beginnt mit den Worten: „*Und alsbald nötigte Er die Jünger, in das Schiff zu steigen*“ (Mt 14,22). Christus entlässt sie nicht einfach allein – Er Selbst sendet sie auf diesen Weg, und dieser Weg führt sie mitten in den Sturm.

Kurz zuvor waren die Jünger Zeugen des großen Wunders der Speisung der Fünftausend geworden. Man hätte meinen können, dass darauf nun Ruhe, Freude und Zeit mit dem Meister folgen würden. Doch stattdessen entlässt Christus das Volk, bleibt allein zum Gebet und schickt die Jünger hinaus auf das nächtliche Meer. Der Wind wird stärker, die Wellen schlagen gegen das Boot, und der Herr ist nicht bei ihnen.

Als Er schließlich kommt, erkennen die Jünger Ihn nicht. Den über das Wasser Gehenden halten sie für ein Gespenst und schreien vor Furcht auf.

Es scheint, als wäre das unmöglich – so lange mit Christus gewesen zu sein, Seine Wunder gesehen und Seine Worte gehört zu haben und Ihn dennoch nicht zu erkennen. Aber es geht wohl nicht darum, dass die Jünger ihren Meister nicht gut genug kannten. Vielmehr stellten sie sich bereits vor, wie Er ihnen zu Hilfe kommen müsse. Man konnte hoffen, dass der Sturm von selbst abflauen würde. Man konnte erwarten, dass Christus am Ufer erscheinen oder mit anderen im Boot herankommen würde. Aber Er geht über das tobende Wasser – mitten auf ihre Angst zu, von dorthier, wo Ihn niemand erwartet hatte. Und deshalb, so scheint es, erkannten die Jünger Ihn nicht.

Sie begreifen noch nicht, Wer da über das Wasser auf sie zukommt. Doch die Heilige Schrift hatte längst die Antwort gegeben. Der gerechte Hiob sprach viele Jahrhunderte zuvor von Gott: „*Er allein spannt den Himmel aus und schreitet einher auf den Höhen des Meeres*“ (Hiob 9,8). Das Gehen über das Wasser ist nicht bloß ein großes Wunder, um die Zuschauer zu verblüffen. Es ist eine Offenbarung darüber, Wer vor den Jüngern steht.

Und die Worte, mit denen Christus auf ihre Angstrufe antwortet, bestätigen dies unmittelbar: „*Seid getrost, Ich bin's; fürchtet euch nicht*“ (Mt 14,27). In dem griechischen Text steht hier nicht einfach ein Hinweis auf den Sprecher, sondern der Name: ἐγώ εἰμι, „*Ich bin es*“ – jener Name, mit dem sich Gott dem Mose am brennenden Dornbusch offenbarte. Nicht einfach „euer Lehrer“, nicht „Jesus von Nazareth“ antwortet den Jüngern – Sich Selbst nennt hier Gott.

Petrus antwortet nicht auf eine Veränderung der äußeren Umstände – der Sturm ist ja noch nicht vorüber. Er antwortet auf die Stimme des Herrn. „*Herr, wenn Du es bist, so heiss mich zu Dir kommen auf das Wasser*“ (Mt 14,28). Er bittet nicht um Erklärungen, er fragt nicht nach dem „Warum“ oder „Wofür“ der Sturm da war – er bittet um die Erlaubnis, dorthin zu gehen, wo Christus steht. Und eine Zeitlang gelingt es ihm: Er geht tatsächlich auf dem Wasser. Als er



jedoch den starken Wind ihn den Blick nahm, fürchtete er sich und begann zu sinken und schrie: „Herr, rette mich!“ (Mt 14,30). Petrus weiß nun, Wer vor ihm steht. Aber kaum hatte er den Blick vom Herrn abgewandt und auf die Wogen geschaut, da war unter seinen Füßen wieder der Abgrund. Doch der Herr lässt Petrus nicht untergehen. Sogleich streckte Er die Hand aus, hielt ihn fest und stieg mit ihm ins Boot.

So geschieht es auch uns, Brüder und Schwestern. Wir erwarten nicht selten, dass der Herr gerade so kommt, wie es uns richtig erscheint. Aber das Evangelium lehrt uns, Ihn auch dann zu erkennen, wenn Er anders in Erscheinung tritt, als wir es erwartet haben. Sein Wort zu vernehmen. Seine Hand zu wahrzunehmen, die den Menschen stützt, der bereits zu sinken begonnen hat. Und Seine Gegenwart dort, wo uns zunächst nur Wind und Wellen umgeben zu scheinen.

Derselbe Name, mit dem Gott sich dem Mose im brennenden Dornbusch offenbarte, erklingt heute mitten auf dem See Genesareth. Er erklingt auch mitten in den Stürmen unseres Lebens, damit eines Tages in unserem Herzen dasselbe Bekenntnis geboren werde, mit dem das heutige Evangelium endet: „Wahrhaftig, du bist Gottes Sohn!“ (Mt 14,33). Amen.

Heute, liebe Brüder und Schwestern, ehrt die Kirche das Andenken des heiligen Propheten Gottes Elias.

Elias ist wohl einer der von uns am meisten geliebten Propheten. Er verkörperte in besonderer Weise die Eigenschaften der Heiligkeit, und deshalb ist er wohl so sehr geliebt. Unter den Propheten wird er im Neuen Testament am häufigsten erwähnt, und nicht nur erwähnt, sondern er tritt persönlich auf dem Berg der Verklärung an der Seite von Moses und neben Christus auf. Sein Name bedeutet „Mein Gott ist der Herr“, und er war tatsächlich imstande, zu lieben und zu gnädig zu sein wie Gott, aber auch zu strafen.

Der wohl bekannteste Abschnitt aus seinem Leben ist seine Begegnung mit Gott auf dem Berg Horeb. Äußerlich scheinen die Umstände dieser Begegnung im Widerspruch zu dem zu stehen, was wir heute im Sonntagsevangelium gehört haben. In der Erwartung Gottes sah Elias ein Erdbeben und einen Sturm, aber dort war der Herr nicht – während im heutigen Sonntagsevangelium der Herr gerade im Sturm kommt. Bei dem Propheten jedoch war Gott „in einem sanften, leisen Sausen“, das heißt, in einem leisen, kaum wahrnehmbaren Wehen.

Aber das bestätigt gerade den Gedanken der Evangeliumsperikope. Gott kommt nicht so, wie die Menschen es von einer Gottheit erwarten – mit Getöse, im Brüllen der Elemente, die in der Vorstellung der Menschen von Seiner Macht zeugen. Gott kommt auf eine andere Weise, so, wie wir es höchstwahrscheinlich nicht erwarten und uns nicht vorstellen.

Lasst uns geistlich aufmerksam sein, durch die Fürbitten des heiligen Propheten Gottes Elias. Amen.

Predigt zum 8. Sonntag nach Pfingsten (2026) über die Speisung der Fünftausend

26.07.2026 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes!

Liebe Brüder und Schwestern im Herrn!

Im heutigen Evangelium wenden sich die Jünger mit einem durchaus vernünftigen Vorschlag an Christus: *„Lass die Leute weggehen, damit sie in die Dörfer gehen und sich etwas zu essen kaufen können“* (Mt 14,15). Die Menschen befinden sich an einem einsamen Ort, der Tag neigt sich bereits dem Abend zu, und es scheint offensichtlich, dass man hier nicht länger bleiben kann. Man muss dorthin gehen, wo man Brot finden kann.

Doch der Herr antwortet mit Worten, die die Jünger verwirren mussten: *„Sie brauchen nicht wegzugehen; gebt ihr ihnen zu essen“* (Mt 14,16). Die Jünger haben nur fünf Brote und zwei Fische. Von menschlicher Warte aus ist Sein Gebot unerfüllbar. Aber genau dort, wo die menschlichen Möglichkeiten enden, beginnt die Kraft Gottes zu wirken.

Und diese Worte Christi beziehen sich nicht nur auf jenen fernen Abend am Ufer des Sees von Galiläa. Sie sind auch an uns gerichtet.

Dem Menschen scheint es ständig, als befände sich das Wichtigste irgendwo anders. Man muss etwas erreichen, etwas erwerben, irgendwo hinkommen – und dann erst wird das Leben vollständig sein. Dieses Gefühl verlässt uns auch im geistlichen Leben nicht. Manchmal scheint es, als läge die wahre Tiefe zwangsläufig irgendwo weit weg: in einem berühmten Kloster, bei einem berühmten Starzen, in einer ganz besonderen spirituellen Erfahrung. Diese Suche mag aufrichtig sein, doch dahinter kann man leicht Christus selbst verlieren, der bereits hier ist – in Seiner Kirche, im Evangelium, in den Mysterien.

Nicht umsonst enthält die heutige Lesung aus dem Apostel die Frage: *„Ist denn Christus zerteilt?“* (1 Kor 1,13). Und die Kirche, die heute der heiligen Väter der sechs Ökumenischen Konzilien gedenkt, antwortet im Laufe der Jahrhunderte auf diese Frage stets gleich. Als Lehren auftauchten, die die Gottheit Christi leugneten, Seine menschliche Natur herabsetzten oder das Geheimnis Seiner Person verfälschten, bezeugten die heiligen Väter wieder und wieder ein und dieselbe Wahrheit: Man braucht keinen anderen Christus zu suchen. Derjenige, den die Apostel verkündigt haben, der von der Jungfrau Maria geboren wurde, gekreuzigt wurde und auferstanden ist – Er ist der wahre Gott und der wahre Mensch, der einzige Retter der Welt.

Es gibt noch eine weitere Einzelheit im heutigen Evangelium, die man leicht übersehen kann.

Christus vermehrt das Brot nicht sofort. Zuerst nimmt Er die Menschen auf, heilt ihre Kranken und lehrt sie. Das Volk kam nicht des Essens wegen zu Ihm. Die Menschen kamen zu Christus, um Ihm zuzuhören und von Ihm Heilung zu empfangen. Erst danach kümmerte sich der Herr Selbst um das, woran es ihnen noch mangelte.

Der Evangelist Matthäus beschreibt sehr genau, wie das Wunder geschieht: Christus nimmt das

Brot, hebt die Augen zum Himmel, segnet, bricht und gibt es den Jüngern. Fast mit denselben Worten wird später das Letzte Abendmahl beschrieben, als der Herr das Mysterium der heiligen Eucharistie einsetzte.

Christus verteilt das Brot nicht Selbst an die große Menschenmenge, sondern übergibt es den Jüngern, und durch ihre Hände gelangt diese Gabe zu jedem Einzelnen. So speist Er auch heute noch Seine Kirche mit dem Brot des Lebens.

Daher erhalten die Worte *„Sie brauchen nicht wegzugehen“* eine noch tiefere Bedeutung. Dort, wo Christus ist, dort ist auch die wahre Speise, die nichts auf der Welt ersetzen kann.

Wir denken oft, dass wir zuerst das irdische Leben ordnen müssten, um erst danach Gott zu suchen. Doch das heutige Evangelium offenbart eine andere Reihenfolge. Die Menschen blieben zuerst bei Christus, und der Herr Selbst erfüllte ihren Mangel. Und heute tut Er dasselbe. Nicht immer so, wie wir es erwarten, und nicht immer dann, wann wir es uns wünschen. Aber wer bei Christus bleibt, bleibt niemals ohne das, was wirklich für das Leben und das Heil notwendig ist.

Lasst uns also die Worte des heutigen Evangeliums bedenken: Wir brauchen nicht von Christus wegzugehen, nicht einmal um des Brotes willen. Denn alles, was für den Menschen wirklich wichtig ist, ist uns bereits in Christus geschenkt, der auch heute noch uns um Seinen Tisch versammelt und uns mit dem Brot des Lebens nährt. Und um das tägliche Brot weiß Er Selbst noch bevor wir darum bitten. Denn Er hat gesagt: *„Sucht aber zuerst sein Reich und seine Gerechtigkeit, und dies alles wird euch dazugegeben werden“* (Mt 6,33). Amen.

Predigt zum Festtag der hll. Apostel Petrus und Paulus (2026)

12.07.2026 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes! Liebe Brüder und Schwestern im Herrn!

Heute feiert die Kirche das Gedächtnis der zwei größten Apostel – Petrus und Paulus. Dabei eröffnet uns die Heilige Schrift, wie unterschiedlich diese beiden Menschen waren. Daher erhebt sich die Frage: Warum feiert die Kirche ihr Gedächtnis gemeinsam?

Petrus war ein einfacher galiläischer Fischer, einer der ersten Jünger des Erlösers, der Ihm fast von Anfang Seines irdischen Wirkens an nachfolgte. Paulus dagegen war ein gebildeter Pharisäer, der das Gesetz des Mose vorzüglich kannte und lange Zeit sogar die Kirche Christi verfolgte. Petrus wurde vornehmlich zu den Juden gesandt, Paulus wurde zum Apostel der Heiden. Der eine hörte die Predigt Christi mit eigenen Ohren, der andere begegnete Ihm erst nach der Auferstehung auf dem Weg nach Damaskus.

Es scheint, dass zwischen solchen Menschen Rivalität und Spaltung unvermeidlich sind. Zumal dieser Unterschied einmal tatsächlich zum Grund einer ernsthaften Meinungsverschiedenheit wurde. Im Brief an die Galater schreibt der Apostel Paulus offen: *„Als aber Kephas nach Antiochia kam, widerstand ich ihm von Angesicht zu Angesicht, weil er sich der Verurteilung ausgesetzt hatte“* (Gal 2,11). Er überführt den Apostel Petrus der Heuchelei.

Nur wenige sind imstande, eine solche Zurechtweisung gelassen hinzunehmen, zumal vor der ganzen Gemeinde. Doch eben hier offenbart sich die geistliche Höhe der beiden Apostel. Schon im Buch der Sprüche heißt es: *„Straf den Weisen, so wird er dich lieben; ... gib dem Weisen, so wird er noch weiser“* (Spr 9,8-9). Der Apostel Petrus erweist sich als eben solch ein weiser Mensch. Er nimmt die Zurechtweisung an, statt sie in eine Spaltung zu führen. Er beginnt nicht etwa, um seinen Vorrang zu kämpfen, er stellt sich deswegen nicht gegen Paulus.

Aber auch der Apostel Paulus trachtet nicht danach, sich über Petrus zu erheben. Selbst als er von diesem Vorfall berichtet, nennt er ihn weiterhin Kephas – mit dem Namen, den ihm der Herr Selbst gegeben hat. Paulus streitet mit der Handlung des Petrus, aber er stellt niemals dessen apostolische Würde in Frage.

Und Jahre später schreibt der Apostel Petrus selbst in seinem Brief: *„Unser geliebter Bruder Paulus hat euch gemäß der ihm gegebenen Weisheit geschrieben“* (2 Petr 3,15). Er nennt einen Menschen seinen geliebten Bruder, der ihn einst öffentlich zurechtgewiesen hatte.

Darin liegt das Wunder des heutigen Festes: Die Kirche verherrlicht sie gemeinsam. Ihre Einheit erwies sich als stärker als alle Unterschiede, weil beide nicht sich selbst dienten, sondern ein und demselben Herrn Jesus Christus.

Das heutige Festtagevangelium hilft zu verstehen, worin die Quelle dieser Einheit liegt. Der Herr spricht zu Petrus: *„Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen“* (Mt

16,18). Die heiligen Väter erklären, dass dieser Felsen in erster Linie der feste Glaube ist, den der Apostel soeben bekannt hat: „*Du bist der Christus, der Sohn des lebendigen Gottes*“ (Mt 16,16). Eben dieser Glaube wird zur Grundlage der Kirche, nicht etwa die menschlichen Vorzüge, die Herkunft oder Stellung.

Und die heutige sonntägliche Apostellesung scheint diesen Gedanken fortzusetzen. Der Apostel Paulus sagt, dass jedem verschiedene Gnadengaben gegeben werden – dem einen Prophetie, dem anderen Dienst, einem dritten Lehre, einem vierten Barmherzigkeit. An anderer Stelle fragt er direkt: „*Sind alle Apostel? Sind alle Propheten? Sind alle Lehrer?*“ (1 Kor 12,29) Gewiss nicht. Aber alle sind berufen, ein und demselben Leib Christi zu dienen.

So war es bei den heiligen Apostelkoryphäen Petrus und Paulus. So bleibt es auch in der Kirche heute. Der Herr macht nicht alle gleich. Einem jeden gibt Er seine eigenen Gaben, seinen eigenen Lebensweg, seinen eigenen Dienst.

Daher entspringt die Einheit der Kirche nicht aus der Gleichartigkeit. Sie besteht darin, dass ein jeder, während er er selbst bleibt, gemeinsam mit dem Apostel Petrus bekennt: „*Du bist der Christus, der Sohn des lebendigen Gottes*“ (Mt 16,16), und gleich dem Apostel Paulus sein Leben dem Dienst an diesem Bekenntnis weihet.

Wir wollen diese Einheit wertschätzen. Lassen wir uns nicht davon irritieren, dass der Herr die Menschen auf verschiedenen Wegen führt und ihnen verschiedene Gaben verleiht. Wenn Christus Selbst in ein und derselben Kirche so ungleiche Apostel wie Petrus und Paulus vereinen konnte, dann ruft Er auch uns auf, die Einheit des Glaubens zu bewahren, Ihm treu zu bleiben und dem Dienst, der einem jeden von uns anvertraut ist.

Durch die Fürbitte der heiligen Apostelkoryphäen Petrus und Paulus möge der Herr uns alle in dieser Einheit stärken. Amen.

Predigt zum Johannistag (2026)

07.07.2026 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes!

Liebe Brüder und Schwestern im Herrn!

Heute feiert die Kirche die Geburt des ehrwürdigen und glorreichen Propheten, Vorläufers und Täufers des Herrn Johannes. Lange vor seiner Geburt kündigte Gott durch den Propheten Maleachi an: *„Siehe, ich sende euch den Propheten Elias, ehe der große und schreckliche Tag des Herrn kommt. Und er wird das Herz der Väter zu den Söhnen kehren, und das Herz der Söhne zu ihren Vätern...“* (Mal 4,5-6). Als der Erzengel Gabriel dem gerechten Zacharias erschien, offenbarte er, dass sich diese Worte in seinem zukünftigen Sohn erfüllen: Er *„wird (dem Herrn) vorangehen im Geist und in der Kraft des Elias, ... um dem Herrn ein bereites Volk darzustellen“* (Lk 1,17). Die Geburt Johannes des Vorläufers bedeutet, dass die Zeit des Wartens zu Ende geht. Gott beginnt zu erfüllen, was er vor vielen Jahrhunderten durch die Propheten verheißen hat.

Doch was bedeutet es, dem Herrn den Weg zu bereiten? Was sollte sich mit dem Auftreten des Vorläufers ändern?

Wir kennen den Hauptruf des heiligen Johannes des Vorläufers genau: *„Tut Buße, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen“* (Mt 3,2). Diese Worte sind so sehr mit seinem Namen verbunden, dass sie gleichsam zum kurzen Ausdruck seines ganzen Dienstes geworden sind. Erstaunlich ist, dass die alten Prophezeiungen und die Predigt des Vorläufers selbst von ein und demselben sprechen.

Der Prophet Maleachi kündigt von einem Menschen, der die Herzen umkehren wird. Der Erzengel spricht von der Vorbereitung des Volkes für den Herrn. Der gerechte Zacharias weissagt, dass sein Sohn seinem Volk *„Erkenntnis des Heils ... geben (wird) in der Vergebung ihrer Sünden“* und *„unsere Schritte ... lenken auf den Weg des Friedens“* (Lk 1,77.79). Sie alle sprechen von ein und demselben – von der Versöhnung des Menschen mit Gott.

Und deshalb steht genau die Buße im Mittelpunkt der Predigt Johannes des Vorläufers. Buße ist nicht das Aufzählen seiner Sünden vor Gott. Gott kennt sie ohnehin. Buße ist jene Umkehr, in der sich der verlorene Sohn entschließt, zu seinem Vater zurückzukehren. Daher wird sie zum Beginn der Versöhnung. Schließlich ist es der Mensch, der sich von Gott entfernt. Und wenn er sich Ihm wieder zuwendet, beginnt das, wozu der Vorläufer gesandt wurde.

Daher klingen seine Worte vom nahe herbeigekommenen Himmelreich wie eine frohe Botschaft. Später wird der Herr selbst sagen: *„Denn siehe, das Reich Gottes ist inwendig in euch“* (Lk 17,21). Das Reich Gottes öffnet sich dem Menschen dort, wo er wieder Frieden mit Gott findet. Es beginnt schon hier, in unserem Herzen, das aufhört, sich gegen seinen Schöpfer zu sträuben, und sich Ihm wieder zuwendet.

„Tut Buße, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen“ (Mt 4,17). Mit denselben Worten beginnt die Predigt unseres Herrn Jesus Christus. Wozu der Vorläufer das Volk bereitet hatte,



das vollzieht sich nun in Christus selbst.

Die Stimme des Vorläufers erklingt auch heute noch in der Kirche. Sein Ruf zur Buße bleibt der Beginn einer jeden Begegnung des Menschen mit Christus. Durch die Buße wendet sich das Herz wieder Gott zu, und in das Leben des Menschen zieht der Friede Seines Reiches ein.

Und deshalb klingen heute die letzten Worte der Weissagung des gerechten Zacharias über seinen Sohn besonders tief: Er „*wird unsere Schritte ... lenken auf den Weg des Friedens*“ (Lk 1,79). Das ist der Weg, den der Vorläufer den Menschen eröffnet hat – der Weg der Buße, der zur Versöhnung mit Gott führt. Möge der Herr uns allen helfen, diesen Weg zu gehen, durch die Gebete des ehrwürdigen und glorreichen Propheten, Vorläufers und Täufers des Herrn Johannes. Amen.

Predigt zum 5. Sonntag nach Pfingsten (2026) über die Gadarener Besessenen

05.07.2026 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes! Liebe Brüder und Schwestern im Herrn!

Die heutige Evangeliumslesung berichtet von der Heilung zweier Besessener im Land der Gadarener (Matthäus 8,28-9,1). Gewöhnlich richtet man beim Lesen dieses Abschnittes seine Aufmerksamkeit zuerst auf das Wunder der Austreibung der Dämonen. Doch bevor dieses Wunder geschah, geschah etwas nicht weniger Erstaunliches: Christus Selbst kommt dorthin, wohin ein frommer Jude jener Zeit es vorgezogen hätte, überhaupt nicht zu gehen.

Dies ist bereits heidnisches Umfeld. Hier züchtet man Schweine, die bei den Juden als unrein galten. Hier wohnen Besessene in den Gräbern. Alles ringsum spricht von einer Welt, die tief von der Sünde durchdrungen und fern von Gott ist. Aber genau hierher kommt Christus.

Viele Jahrhunderte zuvor hatte der Prophet Jesaja wunderbare Worte Gottes überliefert: *„Ich ließ mich finden von denen, die nicht nach mir fragten; ich ließ mich finden von denen, die mich nicht suchten. Ich sprach: Hier bin ich, hier bin ich! zu einem Volk, das meinen Namen nicht anrief ... das in den Gräbern sitzt ... und Schweinefleisch isst und Gräuelbrühe in seinen Gefäßen“* (Jes 65,1-4). Man kann kaum übersehen, wie sehr diese Worte an das heutige Evangelium erinnern. Gräber, eine Schweineherde, Heiden – all das war bereits vom Propheten vorausgeschaut worden. Doch das Wichtigste ist: Gott Selbst wendet Sich an jene, die Ihn nicht gesucht haben.

Israel hörte als Erstes diese Zuwendung Gottes und empfing die kostbare Gabe der Offenbarung. Doch diese Gabe war niemals nur für ein einziges Volk bestimmt. Schon Abraham wurde verheißen: *„In dir sollen gesegnet werden alle Geschlechter der Erde“* (Gen 12,3). Daher ist es kein Zufall, dass Christus ins Land der Heiden geht, sondern die Erfüllung des göttlichen Heilsplans. Christus Selbst überschreitet die Grenze, die im Bewusstsein vieler als unüberwindbar galt. Die Liebe Gottes überwindet jene Trennungen, die die Menschen selbst schaffen.

So offenbart sich eine der wichtigsten Wahrheiten der ganzen biblischen Geschichte: Alles beginnt nicht mit der Suche des Menschen nach Gott, sondern mit der Suche Gottes nach dem Menschen.

So war es bereits im Paradies. Nach dem Sündenfall sucht nicht Adam Gott, sondern Gott ruft: *„Adam, wo bist du?“* Dann bei Abraham, den der Herr Selbst aus seinem Heimatland herausrief. Danach bei Mose am brennenden Dornbusch. Ebenso rief der Herr die Apostel mit den Worten: *„Folge mir nach!“* Und heute kommt Er selbst in das heidnische Land, wo Ihn niemand erwartete.

Christus kommt genau dorthin, wo Leiden, geistliche Knechtschaft und Verzweiflung herrschen. Er kommt nicht, weil die Menschen Seinen Besuch verdient hätten, sondern weil es Seine Liebe so will.

Beachten wir auch etwas anderes. Die Heilung empfangen jene, die alle längst für verloren hielten. Die Bewohner der Stadt aber baten Christus, nachdem sie die Macht Gottes gesehen hatten, sich von ihnen zu entfernen. Ihre gewohnte Welt war erschüttert. Die Gegenwart Gottes hätte eine Änderung ihres ganzen Lebens erfordert, und das erschien ihnen furchtbarer als mit Besessenen zusammenzuleben. Und selbst heute zieht die Welt es meist vor, dass Christus Sich nicht allzu sehr in ihre gewohnte Lebensordnung einmischt.

Doch die heutige Evangeliumsgeschichte warnt auch uns vor einer anderen Gefahr. Manchmal begreifen wir die Kirche vor allem als einen Ort, der die „Eigenen“ von den „Fremden“ trennen und eine sichere Distanz zur umgebenden Welt wahren soll. Aber Christus handelt anders. Er selbst überschreitet die Grenzen, die Menschen voneinander trennen, und geht jenen entgegen, die noch fern sind. Wenn der Herr den Menschen sucht, noch bevor der Mensch beginnt, Ihn zu suchen, dann sollten auch wir uns vor einer Haltung hüten, bei der Grenzen höher werden als unsere Liebe.

Der Apostel Paulus sagt im heutigen Epistel: *„Mit dem Herzen glaubt man zur Gerechtigkeit, und mit dem Munde bekennt man zur Rettung“* (Röm 10,10). Der Glaube wird nicht aus der äußeren Zugehörigkeit zum auserwählten Volk oder auch nur zur Kirche geboren, sondern aus der lebendigen Begegnung mit Christus.

Dies gilt es besonders zu bedenken, wenn wir für jene beten, die Christus ferne sind. Manchmal scheint es uns, dass jemand Gott überhaupt nicht sucht. Aber das heutige Evangelium erinnert uns daran: Der Erste, der sucht, ist stets der Herr Selbst. Er kommt zum Menschen sogar dorthin, wo wir keine Hoffnung mehr sehen. Er hört nicht auf, seine Hände auszustrecken, wie Er durch den Propheten Jesaja sprach, und wartet geduldig auf eine Antwort.

Lasst uns Gott dafür danken, dass auch unsere Begegnung mit Ihm nicht mit unseren Verdiensten und nicht mit unserer Suche begann, sondern mit Seiner Barmherzigkeit. Und wir wollen Ihn bitten, dass wir, wenn Er wieder vor die Türen unseres Herzens tritt, nicht den Einwohnern des Landes der Gadarener gleichen, die Ihn weggehen hießen, sondern Ihn mit Glauben aufnehmen. Möge Er auch unser Leben durch Seine Gnade verwandeln. Amen.

Predigt zum 4. Sonntag nach Pfingsten (2026)

28.06.2026 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes!

Heute hörten wir aus dem Evangelium, wie ein gewisser römischer Hauptmann zu Christus kommt und Ihn bittet, seinen Knecht zu heilen. Bemerkenswert ist nicht die Bitte selbst, sondern die Art, wie er sie vorbringt.

Als der Herr sofort einverstanden ist und sagt: *„Ich will kommen und ihn heilen“*, antwortet der Hauptmann mit Worten, die die Kirche nun seit fast zweitausend Jahren bewahrt: *„Herr, ich bin nicht würdig, dass Du unter mein Dach eingehst; sondern sprich nur ein Wort, und mein Knecht wird gesund.“*

Nach genau diesen Worten bemerkt der hl. Evangelist Matthäus etwas außergewöhnliches: *„Als Jesus das hörte, verwunderte er sich“*. Was sah der Herr in diesem Heiden, das Er bei vielen Söhnen Israels nicht fand?

Der Hauptmann – als römischer Soldat war er kein Jude, sondern Heide – verstand das, was vielen Schriftgelehrten verborgen blieb: dass das Wort des Herrn Jesus Christus nicht bloß das Wort eines Weisen ist, nicht der Befehl eines Feldherrn und keine Zauberformel. Es ist das Wort, vor dem Krankheit und Tod weichen, so wie sie nur vor einem weichen – vor dem Wort Gottes selbst.

Wir denken an das Buch Genesis: *„Und Gott sprach: Es werde Licht. Und es ward Licht.“* Gott schafft durch das Wort. Der Hauptmann, der die Heilige Schrift nicht so kannte wie die Schriftgelehrten, verstand als Soldat, der an Macht und Gehorsam gewöhnt ist: Vor ihm steht Derjenige, dessen Wort genauso wirkt.

Der Prophet Jesaja überliefert das Wort des Herrn: *„So soll auch mein Wort sein, das aus meinem Mund hervorgeht: Es kehrt nicht leer zu mir zurück, sondern es bewirkt ... und führt aus, wozu ich es gesandt habe“* (Jes 55,11). Christus spricht zum Sturm: *„Verstumme!“* – und es tritt Stille ein. Er spricht zum Gelähmten: *„Steh auf!“* – und dieser beginnt zu gehen. Später wird er zu Lazarus sagen: *„Komm heraus!“* – und der Tote wird aus dem Grab hervorkommen.

Das Wort Gottes nicht lediglich ein Wunsch oder ein Ratschlag. Es vollbringt, wozu es gesprochen wurde. Und in diesem Evangeliumsbericht offenbart sich ein noch größeres Geheimnis. Das Wort, durch das Gott die Welt erschuf, ist Fleisch geworden: *„Und das Wort ward Fleisch“*, sagt der heilige Evangelist Johannes (Joh 1,14). Vor dem Hauptmann steht das fleischgewordene Wort Gottes. Daher genügt ein einziges Wort von Ihm. Und genau das glaubte der Hauptmann – mit all seiner militärischen Erfahrung, mit all seinem Verständnis dafür, was wahre Autorität bedeutet.

Und wir, liebe Brüder und Schwestern im Herrn, finden es oft leichter, Gott wortreich um etwas für uns zu bitten, als aufmerksam zu hören, was Er zu uns sagt. Wir kommen zu Gott mit unseren

Bitten, Ängsten, ja sogar Forderungen. Aber auch der Herr spricht ja zu uns. Die Frage ist nur, ob wir dazu in der Lage sind, Ihn zu hören.

Das Evangelium, die Apostellesung, die Psalmen erklingen im Gottesdienst nicht dafür, dass wir eine Geschichte erfahren oder uns einfach an einem schönen Text erfreuen. Sondern das Wort des Herrn, das in der Kirche erklingt, ist lebendig. Es vermag den Menschen zu verändern, zu trösten, zu ermahnen, zu heilen und zu verklären – wenn wir es im Vertrauen annehmen, so wie es der römische Hauptmann annahm.

Der Hauptmann bittet übrigens nicht für sich selbst, sondern für seinen Knecht. Auch das ist wichtig. Er, der Vorgesetzte, steht vor Christus als Fürsprecher, als Anwalt für seinen Untergebenen, der selbst nicht zu Christus kommen kann. So müssen auch wir im Gebet diejenigen zu Gott tragen, die schwach sind, die krank sind, die nicht selbst zum Herrn kommen können.

Lasst uns mit demselben Vertrauen, das der römische Hauptmann hatte, jedem Wort Christi lauschen. Denn Derjenige, der einst sprach: „*Es werde Licht*“, richtet auch heute Worte des Lebens an uns. Und wenn wir sie im Glauben annehmen, bewirken sie in uns das, wozu der Herr sie sendet: Sie heilen, stärken und führen uns zum Heil. Dann können die Worte des Hauptmanns von Kapernaum auch zu unserem Gebet werden: „*Herr ... sprich nur ein Wort ...*“ Und der Herr wird es nicht unerhört lassen. Amen.

Predigt zum 3. Sonntag nach Pfingsten (2026)

21.06.2026 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes!

Liebe Brüder und Schwestern im Herrn, die heutige Lesung aus dem Evangelium endet mit den Worten des Herrn: *„Trachtet aber zuerst nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, und dies alles wird euch dazugegeben werden.“* Diese Worte lassen sich leicht für einen frommen Wunsch halten, der auf unser tägliches Leben, in dem wir wirklich für die Familie sorgen, arbeiten und viele dringende Angelegenheiten regeln müssen, kaum anwendbar ist. Aber ruft der Herr dazu auf, die Sorge um das tägliche Brot aufzugeben?

Nein, das meint Er nicht. Mit diesen Worten lehrt uns der Herr das Gottvertrauen, das jede menschliche Arbeit durchdringen sollte. Um dies zu erklären, weist Er auf die uns umgebende Welt hin: *„Seht die Vögel des Himmels an: sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in Scheunen, und euer himmlischer Vater ernährt sie doch.“* (Mt 6,26) *„Betrachtet die Lilien des Feldes, wie sie wachsen: sie arbeiten nicht, sie spinnen nicht; ich sage euch aber, dass selbst Salomo in all seiner Herrlichkeit nicht gekleidet war wie eine von ihnen.“* (Mt 6,28-29) Die Vögel arbeiten, indem sie ihre Jungen aufziehen, und die Lilien wachsen schweigend auf dem Feld. Aber das Entscheidende ist: Weder in jener Arbeit noch in diesem Schweigen ist Raum für quälende Sorge. Mit diesen einfachen Bildern erinnert uns der Herr: Über jedes Geschöpf wacht die Fürsorge des himmlischen Vaters.

Vor diesen Worten über die Vögel und Lilien gebraucht der Herr ein Bild: *„Das Auge ist die Leuchte des Leibes.“* Hier geht es nicht um das leibliche Sehen, sondern um den Blick des Herzens, mit dem der Mensch auf sein eigenes Leben schaut. Zugleich warnt der Herr, dass man nicht zwei Herren dienen kann, – Gott und dem Mammon, das heißt überhaupt allem, worauf der Mensch mehr zu vertrauen beginnt als auf Gott.

Die Sorge um den morgigen Tag ist nicht selten eben jener heimliche Dienst am zweiten Herrn, der den Platz einnimmt, der allein Gott gehört.

Der Herr nennt einen solchen Menschen nicht „ungläubig“, sondern „kleingläubig“ (vgl. Mt 6,30). In diesem Wort liegt kein Urteilsspruch, sondern eine ziemlich genaue Diagnose: Der Glaube ist bei einem solchen Menschen zwar vorhanden, doch er ist noch allzu klein, und deshalb versucht er immer wieder, das in seiner Hand zu behalten, was er Gott anvertrauen sollte.

Doch ein und dieselben Umstände lassen sich unterschiedlich betrachten: Selbst in scheinbar ausweglosen Lagen kann man das Wirken Gottes erkennen.

Dies erinnert an die alttestamentliche Geschichte der Witwe von Sarepta, die der Prophet Elia besuchte. Während einer Hungersnot hatte sie nur noch eine Handvoll Mehl und ein wenig Öl – den letzten Vorrat vor dem Hungertod. Alles menschliche Überlegen sprach von der Hoffnungslosigkeit ihrer Lage. Aber gerade da erging das Wort Gottes an sie. Und die Witwe vertraute darauf. Sie wusste nicht, auf welche Weise der Herr helfen würde. Aber sie glaubte,

dass Er sie nicht verlassen werde. Und der Herr bewahrte ihr Haus während der Hungersnot.

Die heutige Apostellesung führt dieses Vertrauen auf seinen eigentlichen Grund zurück. Der Apostel Paulus spricht von dem, was bereits geschehen ist: „*Gott aber erweist seine Liebe zu uns darin, dass Christus für uns gestorben ist, als wir noch Sünder waren.*“ (Röm 5,8) Wenn Gott seinen Sohn hingab, um uns mit sich zu versöhnen, als wir noch seine Feinde waren, dann werden die Sorgen um das tägliche Brot erst recht nicht außerhalb seiner Fürsorge bleiben.

Jeden Tag, liebe Brüder und Schwestern, sprechen wir Worte, in denen genau dieses Vertrauen bereits enthalten ist: „*Unser tägliches Brot gib uns heute.*“ Wir bitten um Brot für heute – um das einzige Maß, das Gott selbst bestimmt hat: „*Jeder Tag hat genug an seiner eigenen Plage*“, sagt der Herr (Mt 6,34). Und dasselbe Brot wird uns in der Göttlichen Liturgie gereicht, in der Kommunion der Heiligen Geheimnisse Christi, wo der Herr selbst unsere Speise wird und das wahrhaftigste Unterpfand dafür, dass Er uns nicht verlassen wird.

Lasst uns arbeiten, wie die Vögel des Himmels arbeiten, ohne unsere irdischen Sorgen aufzugeben, aber indem wir sie Dem anvertrauen, der jedes Geschöpf nährt und kleidet, der um unseretwillen seinen eingeborenen Sohn nicht verschont hat und der weiß, was wir nötig haben, noch ehe wir darum bitten. Amen.

Predigt zum Gedächtnis aller russischen Heiligen (2026)

14.06.2026 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes!

Liebe Brüder und Schwestern im Herrn! Am vergangenen Sonntag feierten wir das Gedächtnis aller Heiligen, die von Ewigkeit her Gott gefallen haben. Heute aber ehrt jede Ortskirche das Gedächtnis ihrer eigenen Heiligen.

Der Apostel Paulus sagt: *„Herrlichkeit aber und Ehre und Friede jedem, der das Gute wirkt“* (Röm 2,10). Die Kirche ehrt die Heiligen aller Völker und aller Zeiten. Doch wie die Liebe zur ganzen Menschheit mit der Liebe zu den Nächsten beginnt, so führt auch das Gedächtnis aller Heiligen uns zum Gedächtnis jener Gottgefälligen, durch welche der christliche Glaube zu unseren Vorfahren kam – sie sprachen unsere Sprache, beteten unsere Gebete, lebten in uns vertrauten Gegenden.

Heute hörten wir die Worte des Apostels Paulus über die Heiligen: *„Und diese alle, die durch den Glauben ein Zeugnis erhalten haben, haben die Verheißung nicht empfangen“* (Hebr 11,39).

Auf den ersten Blick sind diese Worte seltsam. Denn wenn jemand das Ziel des christlichen Lebens erreicht hat, dann sind es doch die Heiligen. Ihr Gedächtnis verherrlicht die Kirche, sie verweilen mit Christus. Warum also sagt der Apostel, dass sie das Verheißene nicht empfangen haben?

Der Apostel zeigt: Viele alttestamentliche Gerechte haben die Erfüllung dessen, worauf sie hofften, tatsächlich nicht gesehen. Abraham empfing eine große Verheißung von Gott, starb aber als Fremdling in einem fremden Land. Mose führte das Volk vierzig Jahre lang zum Gelobten Land, betrat es aber selbst nicht. Die Propheten verkündeten das Heil, sahen aber die Erfüllung ihrer eigenen Prophezeiungen nicht.

Eine ähnliche Erfahrung macht jeder Gläubige. Wie oft beten wir um Genesung eines lieben Menschen – doch die Krankheit nimmt ihren Lauf. Baten um Frieden in der Familie – doch der Friede stellte sich nicht ein. Flehten um Hilfe – aber die Umstände änderten sich nicht, oder nicht so, wie wir erwartet haben. Manchmal tragen wir jahrelang dieselbe Bitte in uns, und es scheint, als höre Gott nicht.

Bleibt der Mensch, der sich an Gott wendet, denn mit leeren Händen zurück? – Doch der Apostel sagt nicht, dass Gott seine Heiligen getäuscht hätte. Im Gegenteil: Sie empfangen unvergleichlich mehr, als sie hoffen konnten.

Ihnen wurde offenbart, dass die wichtigste Verheißung Gottes nicht die Erfüllung der einen oder anderen Bitte ist, sei sie noch so gut und gerecht. Die größte Gabe ist der Herr selbst.

Abraham suchte ein Land – und fand Den, der mit ihm zog und sein Freund wurde. Mose führte das Volk zum Gelobten Land – und trat selbst in eine Gemeinschaft mit Gott, dass er mit Ihm von Angesicht zu Angesicht redete. Die Propheten erwarteten das zukünftige Heil der Welt – und



wurden Teilhaber am Plan dieses Heiles selbst.

Und das heutige Evangelium spricht nicht davon, was die Apostel empfangen, sondern von Dem, dem sie nachfolgten.

Der Herr geht am Ufer des Galiläischen Meeres entlang und spricht zu zwei einfachen Fischern: „*Folgt mir nach!*“ Er beschreibt ihnen nicht die Zukunft. Er ruft sie einfach, Ihm nachzufolgen. Und sie lassen ihre Netze zurück.

Die zukünftigen Apostel Petrus und Andreas wissen noch nicht, dass ihnen Mühen, Predigt, Verfolgung und Märtyrertod bevorstehen. Aber sie sind bereits Dem begegnet, um dessentwillen es sich lohnt, alles zurückzulassen.

Unter den Heiligen, deren Gedächtnis wir heute begehen, waren Fürsten und Bauern, Mönche und Krieger, Bischöfe und Neumärtyrer – Menschen wie wir, mit Sorgen, Krankheiten und Problemen. Kaum einer von ihnen dachte wohl, dass er ein Heiliger werden würde. Ein jeder von ihnen begegnete Christus, hörte Seinen Ruf – denselben, den einst die Apostel am Ufer des Galiläischen Meeres hörten. Und jeder antwortete auf seine Weise.

Für uns ist die Hauptfrage nicht, ob wir unsere Heiligen bewundern, sondern ob wir denselben Ruf hören, den alle von ihnen hörten.

Die Kirche wird nicht nur in antiken Zeiten durch Heilige bereichert. Der Herr sammelt auch heute Seine Jünger, ruft Menschen, Ihm nachzufolgen. Und Er tut weiterhin das, wozu Gott nach dem Wort des Apostels „*für uns etwas Besseres vorgesehen hat, dass sie nicht ohne uns zur Vollendung gelangen sollten*“ (Hebr 11,40).

Die Geschichte der Heiligkeit ist nicht zu Ende. Der Herr ruft auch heute Menschen, Ihm nachzufolgen, so wie Er einst Petrus, Andreas und alle Heiligen, die im Lande Russland erstrahlt sind, gerufen hat. Das Gedächtnis der Heiligen wendet sich auch an uns. Denn derselbe Christus, der sie rief, ruft auch uns.

Amen.

Predigt zum Sonntag aller Heiligen (2026)

07.06.2026 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes!

Am ersten Sonntag nach Pfingsten begeht die Kirche das Gedächtnis aller Heiligen.

Noch vor kurzem hörten wir von der Herabkunft des Heiligen Geistes auf die Apostel. Und heute zieht vor unseren Augen eine unzählige Schar von Menschen verschiedener Zeiten, Völker und Schicksale vorüber: Apostel und Märtyrer, heilige Bischöfe und Mönche, fromme Herrscher und einfache Gerechte. Das Gedächtnis aller Heiligen offenbart uns, wozu der Heilige Geist der Welt geschenkt wurde.

Im heutigen Evangelium erklingen Worte, die man schwer hören kann, ohne innerlich betroffen zu sein: *„Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, ist meiner nicht wert.“* (Mt 10,37) Sollte Christus wirklich von einem Menschen verlangen, die Liebe zu seinen Angehörigen aufzugeben?

Nein. Der Herr spricht von etwas anderem. Er legt die entscheidende Frage des menschlichen Lebens offen: Wer ist Christus für mich, und welchen Platz nimmt Er in meinem Herzen ein?

Für viele Menschen bleibt Christus ein großer Lehrer, ein moralisches Vorbild oder ein Teil der kulturellen Tradition. Aber die Heiligen sahen in Christus nicht bloß eine Lehre oder eine Idee. Sie begegneten dem lebendigen Herrn. Christus wurde für sie nicht zu einem Wert unter vielen, sondern zu dem Schatz, um dessentwillen der Mensch bereit ist, alles andere aufzuopfern. Aus diesem Grund sagt der Apostel Petrus im Namen der Jünger zum Herrn: *„Siehe, wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolgt.“* (Mt 19,27)

Das Fest aller Heiligen spricht jedoch nicht nur von großen Glaubenstaten. Sonst würde der Großteil von uns darin sicher nur eine unerreichbare Höhe sehen.

Ein Heiliger ist jemand, in dem durch die Gnade des Heiligen Geistes die verlorene Gottähnlichkeit des Menschen wiederhergestellt wird. Die Ähnlichkeit mit Gott offenbart sich nicht in irgendwelchen außergewöhnlichen Gaben, sondern vor allem darin, dass der Mensch so zu leben beginnt, wie Christus geboten hat – mit Gott und in Gott. Gott ist die Liebe – und wer liebt, wird des göttlichen Lebens teilhaftig. Gott ist barmherzig – wer barmherzig ist, wird ihm ähnlich. Gott ist sanftmütig und wahrhaftig – ein sanftmütiger Mensch, der in der Wahrheit lebt, spiegelt Sein Licht wider. Heiligkeit ist kein besonderer Beruf und nicht das Los einiger weniger Auserwählter. Sie ist die Erfüllung der Bestimmung eines jeden Menschen. Mehr noch: Heilig zu sein ist kein Rat für einige wenige Eifrige, sondern ein Gebot Gottes für alle. *„Ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig“*, spricht der Herr (3. Mose 11,44; vgl. 1 Petr 1,16).

Vor einer Woche haben wir Pfingsten gefeiert. Heute sehen wir seine Früchte – Menschen, die durch die Gnade Gottes verwandelt wurden. Gäbe es keine Heiligen, so bliebe die Auferstehung Christi für uns ein Ereignis der fernen Vergangenheit, von dem wir nur aus Büchern wissen. Aber die Kraft der Auferstehung wird sichtbar in Menschen, deren Leben sich – wahrhaft und tiefgreifend – durch das Wirken des Heiligen Geistes verändert hat. In jedem Heiligen erblickt die Kirche das lebendige Zeugnis dafür, dass Gott nicht aufgehört hat, den Menschen zu heiligen.



Derselbe Geist, der am Pfingsttag auf die Apostel herabkam, wirkt auch heute.

Und deshalb lenkt das heutige Fest uns zurück zur Frage aus dem Evangelium: Welchen Platz nimmt Christus in meinem Leben ein? Das Leben aller Heiligen bezeugt: Ein Mensch, der Christus über alles andere stellt, geht nicht zuschanden. Nicht umsonst ruft der Apostel angesichts der „Wolke von Zeugen“ dazu auf, vor allem auf den *„Anfänger und Vollender des Glaubens, Jesus“*, zu schauen (Hebr 12,2). Auf Ihn war der Blick aller Heiligen gerichtet. Nach Ihm lasst auch uns streben. Amen.

Predigt zum Gedächtnis des Heiligen Simeon vom Wunderbaren Berge (2026)

06.06.2026 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes!

Liebe Brüder und Schwestern im Herrn!

Am Tag unseres Patronatsfestes ehren wir das Gedächtnis unseres himmlischen Schutzpatrons, eines Heiligen, dessen Name außerhalb unserer Gemeinde vergleichsweise selten fällt. Und doch ist gerade er unser geliebter, uns nächster Fürsprecher vor dem Thron Gottes, und zu ihm beten wir jeden Tag.

Wenn man beginnen würde, über den heiligen Simeon zu erzählen – dass er im Alter von sieben Jahren auf eine Säule stieg, strenge Askese übte, mit Engeln und himmlischen Mächten Zwiesprache hielt –, würde ein heutiger Zuhörer vermutlich sagen: „das ist nichts für mich“. Und damit hätte er auf seine Weise recht. Wir sind zwar orthodoxe Christen, aber keine Säulenheiligen. Wir leben in der Stadt, gehen zur Arbeit, ermüden, ärgern uns manchmal. Was hat ein Mensch, der im sechsten Jahrhundert lebte und den größten Teil seines Lebens auf einer steinernen Säule verbrachte, mit uns zu tun?

Doch im Leben des heiligen Simeon gibt es ein Detail, das uns die Antwort gibt. Kurz vor seinem seligen Tod versammelte der heilige Simeon die Bruderschaft und offenbarte ihnen zum ersten Mal, was er viele Jahre lang geheim gehalten hatte. Jeden Sonntag, nach der Göttlichen Liturgie, kam zu ihm ein lichter Mann in priesterlichen Gewändern und spendete ihm die Kommunion aus einem wunderbaren Gefäß. Diese Speise war weiß, süß, unbeschreiblich im Geschmack – und sie sättigte ihn bis zum nächsten Sonntag. So geschah es viele Jahre.

Das heißt, die Grundlage seines ganzen Lebens ist nicht Askese um der Askese willen, nicht das Verlangen nach geistlichem Triumph, sondern die Vereinigung mit Christus. Dasselbe, was auch hier und heute in unserer Kirche bei jeder Göttlichen Liturgie geschieht. Deshalb sind wir, die wir zeitlich und räumlich so weit von ihm entfernt sind, dennoch mit ihm verwandt: Die Säule ist nicht das Wesentliche seines Lebens. Sie ist nur die Form, die seine Suche annahm, der er sich seit seinem sechsten Lebensjahr verschrieben hatte – er durstete danach, bei Gott zu sein. Er suchte nicht Wunder, nicht Ruhm, nicht geistlichen Trost. Einfach – bei Gott zu sein. Die Säule war sein Weg, alles Überflüssige wegzulassen, damit nichts dieses einzige Ziel behinderte.

Unser heiliger himmlischer Schutzpatron ist kein ferner und unverständlicher Asket. Er ist ein Mensch, der den Mittelpunkt seines Lebens in demselben gefunden hat, worin auch wir ihn zu finden berufen sind.

Unsere Kirche trägt seinen Namen bereits seit einhundertzweiundfünfzig Jahren. Schon ihr Bau durch die Mühen von Menschen verschiedener Nationalitäten und Konfessionen erinnert uns an jene Kraft, die Menschen um Gott herum verbinden kann. In dieser langen Zeit hat die Kirche viel erlebt. Kriege, Zeitenwechsel, die Zerstörung der Stadt ringsum. In der Nacht vom 13. auf den 14. Februar 1945, als Dresden durch Bombenangriffe zerstört wurde, fanden hier mehr als



zweihundert Menschen Zuflucht – und alle blieben am Leben. Die Kirche hielt stand mitten im Feuer und der völligen Zerstörung. Ist dieses offensichtliche Wunder etwa einfacher zu erklären als die Wunderberichte aus der Vita des heiligen Simeon?

Und hier stellt sich die wichtigste Frage – nicht an die Geschichte, sondern an uns. Der heilige Simeon vom Wunderbaren Berg suchte sein Leben lang nur eines. Was aber suchen wir, wenn wir hier zu ihm kommen? Trost im Leid – das ist verständlich und gut. Hilfe in schwierigen Umständen – auch. Aber haben wir jemals diese schlichte Sehnsucht – bei Gott zu sein? Nicht etwas von Ihm zu bekommen, sondern bei Ihm zu sein?

Unser himmlischer Schutzpatron betet für uns – nicht weil wir es verdient hätten, sondern weil es der Dienst seiner Liebe ist: für uns Fürsprache zu halten vor dem Thron des Allerhöchsten. Achtundsechzig Jahre auf der Säule waren ein einziges ununterbrochenes Gebet – und dieses Gebet hat mit seinem seligen Tod nicht aufgehört.

Unsere Aufgabe ist indes bescheidener. Wir brauchen nicht auf eine Säule zu steigen. Es genügt, dass wir hierherkommen und nicht an Dem vorübergehen, Dem unser heiliger himmlischer Schutzpatron diente und nach Dem er mit seinem ganzen Leben suchte.

Ehrwürdiger Vater Simeon, bitte Gott für uns! Amen.

Predigt zum Festtag des Heiligen Geistes (Pfingstmontag 2026)

31.05.2026 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes!

Liebe Brüder und Schwestern! In der kirchlichen liturgischen Tradition ist es nicht selten so, dass der Tag nach einem großen Fest der Schlüsselfigur oder Persönlichkeit gewidmet ist, die im Mittelpunkt des gefeierten Ereignisses der Heilsgeschichte steht. Nach der Geburt Christi feiern wir beispielsweise die Synaxis der Allerheiligsten Gottesmutter. Nach der Theophanie feiern wir die Synaxis des heiligen Johannes des Täufers.

Und so begeht die Kirche nach Pfingsten den Tag des Heiligen Geistes.

Hier stellt sich jedoch eine Frage, die vielleicht nicht so einfach ist, wie es anfangs scheint: Wer ist für uns der Heilige Geist?

Über Gott den Vater fällt es uns leichter, als Person zu denken. Gott Sohn ist Mensch geworden, den Herrn Jesus Christus haben Seine Jünger gesehen und gehört. Die gesamten Evangelien sind um die *Person* Christi aufgebaut. Aber der Heilige Geist? Mal ist Er eine Taube bei der Taufe des Herrn, mal feurige Zungen, mal ein leises Wehen (vgl. 1 Kön 19:12), mal Wolke (vgl. Ex. 40:34-38, Matth. 17:5 u. a.) ... Und es fällt dem Menschen schwer, Ihn gerade als Person zu begreifen.

Doch der Herr Jesus Christus spricht von Ihm genau als solcher: als Tröster, als Geist der Wahrheit. Und die Kirche wendet sich ebenfalls so an Ihn: *„Himmlischer König, Tröster, Geist der Wahrheit ... komm und wohne in uns.“*

Nicht an eine unpersönliche Kraft oder Energie wendet sich die Kirche, sondern an den lebendigen Gott.

Und obwohl uns mit der Herabkunft des Heiligen Geistes auf die Jünger und Apostel Christi das tiefste Geheimnis des göttlichen Seins offenbart wird – Gott ist Dreifaltigkeit –, lässt uns nicht vergessen, dass die Kirche Christi keine Verwaltung theologischen Wissens ist. Die Kirche Christi ist der Ort, der Raum, das Reich, in dem der Mensch in das Leben Gottes selbst eintritt – durch diesen Geist, durch diese Taufe, durch diese Kommunion mit dem Leib und Blut Christi. Es ist das Reich, in dem Gott Sich Selbst den Menschen hingibt. Amen.

Predigt zu Pfingsten (2026)

30.05.2026 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes!

Liebe Brüder und Schwestern im Herrn! Das heutige Pfingstfest offenbart uns ein Ereignis, durch das das Heil der ganzen Menschheit zugänglich wurde.

Der Heilige Geist erscheint am Pfingsttag nicht zum ersten Mal in der Welt. Schon zu Beginn des Buches Genesis lesen wir, dass *„der Geist Gottes über dem Wasser schwebte“* (Gen 1,2). Durch den Geist Gottes wurden die Himmel gefestigt, durch den Geist redeten die Propheten, durch den Geist geschah die Menschwerdung des Sohnes Gottes. Bei der Taufe des Herrn kommt Er auf Christus herab im Wasser des Jordan. Der Apostel Paulus sagt sogar, dass Christus durch die Kraft des Geistes Gottes auferweckt wurde (Röm 8,11).

Und dennoch spricht der Evangelist Johannes an einer Stelle ein wunderbares Wort über die Jünger Christi: *„Denn der Geist war noch nicht da, weil Jesus noch nicht verherrlicht war“* (Joh 7,39). Wie sind diese Worte zu verstehen? Wirkte der Heilige Geist denn nicht schon zuvor?

Doch, Er wirkte. Aber zuvor wirkte Er in Auserwählten, durch die Propheten, durch die heiligen Menschen Gottes. Doch am Pfingsttag geschieht etwas Neues: Der Heilige Geist wird vom verherrlichten Christus Seinem ganzen Leib – der Kirche – geschenkt. Darum ist dieser Tag der Geburtstag der Kirche.

Die Herabkunft des Heiligen Geistes selbst geschieht offen und vor aller Augen. Die Auferstehung Christi war zunächst ein Geheimnis, von dem nur wenige erfuhren; Pfingsten aber vollzieht sich unter Getöse, inmitten einer Menge von Menschen, verschiedener Sprachen und Völker: *„Als nun dieses Brausen geschah, kam die Menge zusammen und wurde verstört“* (Apg 2,6). Die Gabe des Heiligen Geistes tritt sofort in die Menschheitsgeschichte ein als ein Ereignis, das sich an die ganze Welt richtet.

Die Apostel empfangen nicht nur geistlichen Trost, Inspiration oder religiöse Erfahrung. Sie empfangen den Tröster, den Geist der Wahrheit, den der Herr ihnen zu senden versprochen hatte. Und durch sie wird diese Gabe der Welt offenbart. Nicht umsonst ist die erste erhaltene Predigt des Apostels Petrus seine Pfingstrede: Er spricht davon, dass Gott von Seinem *„Geist ausgiessen (wird) über alles Fleisch“* (Apg 2,17). Petrus spricht davon, was vor den Augen des Volkes geschieht: Der durch die Propheten verheißene Geist wird nun den Menschen geschenkt.

Darum wird der Apostel später sagen: *„Denn durch einen Geist wurden wir ja alle in einen Leib hineingetauft“* (1 Kor 12,13). Durch Taufe und Myronsalbung wird der Mensch zum Tempel des Heiligen Geistes, er tritt ein in das Leben Gottes selbst.

Manchmal hört man sagen: „Es gibt doch ohnehin nur einen Gott – was spielt es für eine Rolle, wo und wie man glaubt?“ Aber wenn es wirklich keinen Unterschied gäbe, wozu hätte Christus dann den Tröster zu senden versprochen? Wozu die Kirche gründen? Wozu Taufe, Sündenvergebung, Kommunion?



Pfingsten verkündet uns nicht nur, dass Gott existiert oder dass der Mensch zu religiösen Erfahrungen fähig ist. Es verkündet die Teilhabe des Menschen am Leben Gottes selbst – durch den Heiligen Geist.

Die Kirche bewahrt also nicht nur die Lehre von Gott oder die Erinnerung an Christus. Sie bewahrt die Fülle der Gabe des Heiligen Geistes, durch die unser Heil vollzogen wird. Hier wird der Mensch „aus Wasser und Geist geboren“ (Joh 3,5), empfängt die Vergebung der Sünden, vereinigt sich mit Christus in Seinem Leib und Blut, tritt in jenes Leben ein, von dem der Apostel als vom Leben im Geiste spricht.

Von heute an tritt in unser Gebet wieder die Anrufung ein: „*Himmlischer König, Tröster, Geist der Wahrheit ...*“ Diese Worte erklingen als die Stimme der Kirche, der der Herr Seinen Geist geschenkt hat, der „*bei uns und in uns*“ bleibt.

Lasst uns bitten, dass die Gabe des Heiligen Geistes Eingang findet in unser Leben, in unser Gebet, in unsere Beziehungen zu unseren Nächsten – damit die alte Verheißung Gottes sich erfülle: „*Und meinen Geist werde ich in euer Inneres legen, und ich werde bewirken, dass ihr nach meinen Satzungen lebt*“ (Hes 36,27).

Ein gesegnetes Fest der Heiligen Dreifaltigkeit! Amen.

Predigt zum 7. Sonntag nach Christi Auferstehung (2026), Gedächtnis der 318 gotttragenden Väter von Nikaia

24.05.2026 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes!

Liebe Brüder und Schwestern, an diesem Sonntag nach der Himmelfahrt des Herrn gedenkt die Kirche der heiligen Väter des Ersten Ökumenischen Konzils.

Auf den ersten Blick mag es scheinen, als gehe es um etwas Fernes: alte Streitigkeiten, philosophische Begriffe, theologische Definitionen, die vor siebzehn Jahrhunderten formuliert wurden.

Doch dass die Kirche ausgerechnet jetzt – zwischen Ostern und Pfingsten – der Konzilsväter gedenkt, ist kein Zufall.

Denn damals ging es um Christus selbst, um die Frage, wer Er ist. Ob Der, der gekreuzigt wurde und auferstanden ist, wirklich der wahre Gott ist. Ob man in Jesus Christus Gott Selbst sehen kann. Und ob Seine Auferstehung etwas für die ganze Welt und für unser Leben bedeutet.

Denn selbst das leere Grab war an sich noch kein offenkundiges Zeugnis der Auferstehung. Die Myrrhe bringenden Frauen dachten zunächst lediglich, man habe den Leichnam weggenommen. Die Jünger waren von Furcht und Bestürzung erfüllt. Und erst allmählich, durch die Begegnungen mit dem Auferstandenen, durch die Wirkung des Heiligen Geistes, erschloss sich ihnen der Sinn des Geschehenen.

Die Wahrheit über Christus lag also nicht an der Oberfläche. Sie musste erkannt, bewahrt und so ausgedrückt werden, dass die Botschaft vom Heil nicht verzerrt wurde.

Die heiligen Konzilsväter bekannten fest, dass der Sohn Gottes „eines Wesens mit dem Vater“ ist. Denn wenn Christus nicht der wahre Gott ist, dann rettet das Kreuz die Welt nicht, der Tod ist nicht besiegt, und die Eucharistie bleibt bloße Erinnerung. Dann sähe sich der Mensch weiterhin allein Sünde und Tod gegenüber.

Heute hörten wir im Evangelium die Worte aus dem hohepriesterlichen Gebet des Herrn: *„Das ist aber das ewige Leben, dass sie dich, den allein wahren Gott, und Jesus Christus, den du gesandt hast, erkennen.“* (Joh 17,3). Es geht also nicht darum, nur etwas über Gott zu wissen, sondern Ihn selbst zu erkennen, mit Ihm in Gemeinschaft und Leben zu treten.

Genau hier liegt der geistige Kern dessen, wofür die Konzilsväter eintraten. Die Kirche dieser Epoche reagierte so scharf auf Häresien, weil ein falsches Gottesverständnis unvermeidlich auch das Leben des Menschen verzerrt.

Wenn Gott zu einem fernen, philosophischen Konzept wird, verschwindet das Gebet. Wenn Christus aufhört, der lebendige Herr zu sein, wird der Glaube zur Gewohnheit. Wenn die Wahrheit aufhört, Leben zu sein, dann reduziert sich der christliche Glaube auf Kultur oder



Konvention.

Wenn der Mensch hingegen Christus wirklich begegnet, dann ändert sich alles. Der Herr sagte ja nicht: „Ich kenne die Wahrheit“, sondern: *„Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.“* (Joh 14,6).

Die heiligen Konzilsväter waren gerade deshalb groß, weil sie die Wahrheit lebten, die sie bekannten. Viele erlitten Verfolgungen, Verbannungen, Leid. Sie verteidigten den Glauben, ohne den die Welt wieder in die Finsternis des Todes versinkt.

Daher gedenkt die Kirche ihrer – und lenkt unseren Blick nach vorn, auf das kommende Reich Gottes. Dass auch das Gedächtnis der heiligen Kyrill und Methodius auf diesen Tag fällt, ist kein Zufall: Die Wahrheit über Christus ist der Kirche gegeben, damit sie von jedem Volk, jeder Generation gehört und gelebt wird.

Heute bietet die Welt ebenfalls ihre „Wahrheiten“ an: dass der Mensch selbst Gut und Böse bestimme; dass der Glaube etwas Privates bleiben solle. Doch der Christusglaube bezeugte immer etwas Größeres – nämlich dass die Wahrheit Mensch geworden und in die Welt gekommen ist, den Tod besiegt hat und in Seiner Kirche weiter wirkt.

Die Wahrheit über Christus muss die Welt im Leben der Christen sehen: darin, wie wir beten; wie wir zu vergeben verstehen; wie wir dem Evangelium nicht nur im Gotteshaus, sondern auch im Alltag treu bleiben – mitten in unserer Müdigkeit, den Streitigkeiten, den Sorgen und den täglichen Nöten.

Wir möchten die heiligen Konzilsväter anrufen, dass der Herr auch uns nicht nur die rechten Worte über den Glauben schenke, sondern auch den Mut, nach diesem Glauben zu leben – sodass Christus für uns wahrhaftig der Weg, die Wahrheit und das Leben ist.

Amen.

Predigt zum Hl. Nikolaus (Mai 2026)

22.05.2026 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes!

Liebe Brüder und Schwestern! Die heilige Kirche feiert heute die Übertragung der Reliquien des heiligen Nikolaus von Myra in Lykien in die italienische Stadt Bari. Dieses Ereignis fand im 11. Jahrhundert statt, in einer für die Christenheit schwierigen Zeit, als die Trennung zwischen Ost und West bereits Wirklichkeit und eine Wunde im Leben der Kirche geworden war.

Und dennoch ist es erstaunlich: Der heilige Nikolaus befand sich nunmehr ja nicht unter Fremden, nicht unter Heiden oder Christenverfolgern, sondern unter solchen, die ebenfalls den Herrn Jesus Christus bekannten, sich auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes taufen ließen, das Evangelium lasen und zum Heiland der Welt beteten.

Ja, die Trennung bestand bereits. Ja, die Kirche erlitt den Schmerz des Schismas. Aber der heilige Nikolaus wurde weiterhin im Osten wie im Westen geliebt und verehrt. Bis zum heutigen Tag pilgern Menschen verschiedener Völker, Sprachen und kirchlicher Traditionen zu seinen Reliquien nach Bari.

Das zwingt uns, über etwas sehr Wichtiges nachzudenken.

Manchmal fällt es Christen leichter, daran zu denken, was sie trennt, als an Den, der sie verbindet. Historische Streitigkeiten, Differenzen, gegenseitige Vorwürfe verdunkeln nicht selten das Wesentliche. Aber der heilige Nikolaus erinnert uns daran, dass Christus vor allen menschlichen Trennungen steht. Ihm diente der heilige Nikolaus. Ihm, Christus, strebten die Menschen sowohl in Konstantinopel als auch in Bari zu.

Das bedeutet freilich nicht, dass die Unterschiede bedeutungslos wären. Die Kirche betet stets um die Einheit in der Wahrheit. Die Wahrheit ist wichtig, und der heilige Nikolaus selbst war ein eifriger Verteidiger des orthodoxen Glaubens. Die Überlieferung verbindet seinen Namen mit dem Ersten Ökumenischen Konzil, auf dem die Kirche die Wahrheit über Christus als den wahren Gott verteidigte.

Aber ebenso wichtig ist es, die Liebe nicht zu verlieren. Man gewöhnt sich sehr leicht daran, Christen anderer Bekenntnisse als „nicht unsere“ zu sehen und zu vergessen, dass auch sie den Namen Christi anrufen. Der Herr aber spricht noch strenger: *„Liebt eure Feinde, segnet, die euch verfluchen, tut Gutes denen, die euch hassen, und bittet für die, die euch misshandeln und verfolgen“* (Mt 5,44). Und wenn der Christ schon seine Feinde zu lieben berufen ist, wie viel gefährlicher ist es dann, auf die, die sich zu Christus bekennen, das Evangelium lesen und Seinen Namen anrufen, als völlig fremde herabzublicken.

Der heilige Nikolaus wird von fast der gesamten Christenheit gerade deshalb verehrt, weil die Menschen in ihm jenes Bild des Bischofs und Hirten erkannten, von dem der Apostel Paulus im Brief an Timotheus schreibt: eines barmherzigen, nüchternen, der Habsucht fremden Menschen, der fähig ist, für die Menschen zu sorgen (vgl. 1 Tim 3). Im Grunde gab es an dem heiligen Nikolaus nichts „Ungewöhnliches“ – er verkörperte einfach mit erstaunlicher Fülle jenes



evangelische und apostolische Bild, zu dem jeder Christ berufen ist, besonders aber jeder Hirt der Kirche. Und vielleicht ist er den Menschen gerade deshalb so kostbar, weil durch ihn besonders klar sichtbar wird, wie ein Christenmensch sein soll.

Das heutige Fest erinnert uns daran, dass die Heiligkeit über die menschlichen Grenzen und Trennungen hinausragt. Der heilige Gottgefällige, der im kleinasiatischen Myra lebte, wurde auf der ganzen Erde berühmt, und seine Reliquien fanden Ruhe im fernen Italien – so dass sich sowohl Osten als auch Westen mit Liebe an ihn wenden.

Lasst auch uns lernen, in den Menschen zuallererst die nach Christus Suchenden zu sehen, nicht nur die Träger von Unterschieden, Streitigkeiten und menschlichen Trennungen. Und bitten wir den heiligen Nikolaus, dass er auch uns lehre, die Treue zur Wahrheit ohne Verhärtung, und die Liebe ohne Gleichgültigkeit gegenüber der Wahrheit zu bewahren.

Heiliger Vater Nikolaus, bitte Gott für uns! Amen.

Predigt zum Hochfest Christi Himmelfahrt (2026)

21.05.2026 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes!

Liebe Brüder und Schwestern! Das Fest der Himmelfahrt des Herrn kann auf den ersten Blick wie die Erinnerung an eine Trennung erscheinen. Nach Seiner Auferstehung erschien der Herr vierzig Tage lang den Jüngern: Er redete mit ihnen, stärkte sie, öffnete ihnen das Verständnis für die Schrift. Die Jünger hatten den Meister wieder gefunden, den sie am Kreuz verloren hatten. Und nun fährt Christus vor ihren Augen auf in den Himmel.

Doch erstaunlicherweise sagt der Evangelist Lukas, dass die Jünger nach der Himmelfahrt „*mit großer Freude nach Jerusalem zurückkehrten*“ (Lk 24,52). Nicht mit Furcht, nicht mit einem Gefühl des Verlustes, sondern eben mit Freude. Warum?

Weil die Himmelfahrt des Herrn nicht ein Weggehen Christi ist, sondern der Abschluss des großen Erlösungswerkes.

Der ganze irdische Dienst des Erlösers war eine Bewegung Gottes hin zum gefallenem Menschen. Der Sohn Gottes wird Mensch, nimmt unser Fleisch an, tritt in die menschliche Geschichte ein, nimmt freiwillig Leiden, Tod und sogar den Abstieg in die tiefsten Tiefen der Unterwelt auf sich. Doch hier endet der Weg nicht. Christus steht nicht einfach von den Toten auf – Er erhebt die menschliche Natur aus diesen Tiefen hinauf zum Vater.

Das ist die Bedeutung des heutigen Festes. Der Herr fährt nicht als körperloser Geist hinauf. In den Himmel steigt derselbe Christus hinauf, der von der Jungfrau Maria geboren wurde, der gekreuzigt wurde und auferstanden ist. Er bleibt für immer der Gottmensch. Das bedeutet, dass die menschliche Natur bereits in der Herrlichkeit Gottes weilt.

Ohne die Himmelfahrt wäre selbst die Auferstehung noch nicht die Fülle des Heils. Wenn Christus nur auferstanden, aber die menschliche Natur nicht zum Vater empor erhoben hätte, dann ginge es nur um die Fortsetzung des irdischen Lebens – wenn auch eines unendlichen. Doch das ewige Dasein an sich ist noch nicht das Heil.

Denken wir an den reichen Jüngling aus dem Evangelium, der zwar das ewige Leben suchte, aber nicht von seinem Reichtum und seiner gewohnten Lebensweise lassen wollte. Auch wir stellen uns die Ewigkeit allzu oft auf irdische Weise vor: als eine endlose Fortsetzung des gegenwärtigen Lebens mit all seinen Annehmlichkeiten, Freuden und Gewohnheiten.

Aber der Herr ist gekommen, nicht nur Unsterblichkeit zu schenken, sondern etwas unvergleichlich Größeres: das Leben mit Gott und in Gott.

Selbst Adam und Eva hatten vor dem Sündenfall nur die Möglichkeit eines unsterblichen Lebens im *irdischen* Paradies. Das Buch Genesis sagt, dass der Herr nicht ständig bei den Menschen im Paradies weilte, sondern „*zur Zeit der Abendkühle*“ (Gen 3,8) in den Garten kam.

Nun aber ist dem Menschen durch Tod, Auferstehung und Himmelfahrt unseres Herrn Jesus Christus unvergleichlich mehr geschenkt worden. Der Apostel Paulus sagt: *„Ihr seid nun nicht mehr Gäste und Fremdlinge, sondern Mitbürger der Heiligen und Gottes Hausgenossen“* (Eph 2,19). Uns ist nicht nur ein schöner Ort zum Leben versprochen, sondern das Verweilen bei Gott, die Teilhabe an Seinem Reich, das Leben in Seinem Haus.

Genau deshalb kehren die Jünger mit Freude zurück. Sie haben verstanden: Christus verschwindet nicht aus der Welt. Im Gegenteil – jetzt hat der Mensch in Christus einen Platz bei Gott.

Doch hier stellt sich die Frage: Wie kann der Mensch überhaupt in die Herrlichkeit Gottes eingehen? Wie kann einer, der von der Sünde gezeichnet ist, vor den heiligen Gott treten?

Selbst der große Prophet Jesaja, als er den Herrn auf dem Thron der Herrlichkeit sah und das *„Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth“* der Engel hörte, rief erschauernd aus: *„Wehe mir, ich vergehe! Denn ich bin ein Mensch mit unreinen Lippen“* (Jes 6,1-5). Erst nachdem der Seraph seine Lippen mit einer glühenden Kohle vom Altar berührt hatte, wurde dem Propheten gesagt: *„Deine Schuld ist gewichen, und deine Sünde ist gesühnt.“*

Die Kirchenväter sahen darin ein Bild jener Reinigung, die Gott dem Menschen durch Christus Selbst im Sakrament der heiligen Eucharistie schenkt. Nicht aus eigener Kraft steigen wir zu Gott empor. Christus Selbst führt uns zum Vater. Wie es der Apostel sagt: *„Er hat sich, nachdem Er die Reinigung von unseren Sünden durch Sich Selbst vollbracht hat, zur Rechten der Majestät in der Höhe gesetzt“* (Hebr 1,3 SLT).

Und die Kirche lebt bereits jetzt in dieser Wirklichkeit. Durch die Sakramente, durch das Leben in Christus erwarten wir nicht nur ein fernes, zukünftiges Himmelreich, sondern wir werden schon jetzt jenes Lebens teilhaftig, das der Herr durch Seine Himmelfahrt eröffnet hat.

Darum ist das Fest der Himmelfahrt ein Fest der Hoffnung für den Menschen. Für unsere Bestimmung. Dass unsere wahre Heimat dort ist, wo Christus zur Rechten des Vaters thront.

Und wenn unsere Heimat wirklich dort ist, dann muss auch das Herz des Menschen allmählich lernen, nicht nur nach dem Irdischen zu leben. Lernen zu beten, Gott zu danken, am Leben der Kirche teilzunehmen – nicht als äußere Pflicht, sondern als Vorbereitung auf jenes Leben, zu dem Christus uns ruft. Damit das himmlische Reich uns nicht etwas Fremdes und Unbekanntes bleibt. Amen.

Predigt zum Sonntag des Blindgeborenen (2026)

17.05.2026 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes! **Christus ist auferstanden!**

Liebe Brüder und Schwestern im Herrn, mit der heutigen Evangeliumslesung vom Blindgeborenen schließt sich die Reihe der sonntäglichen Lesungen aus dem Johannesevangelium ab, die uns die Kirche in den Ostertagen anbietet. In fast all diesen Lesungen wird das Wasser zum Bild der lebenspendenden Gnade: beim Gelähmten am Teich Betesda, der Samariterin am Jakobsbrunnen – und nun beim Blindgeborenen am Teich Siloam. Jeder von ihnen begegnet Christus – doch diese Begegnung verläuft unterschiedlich.

Der Gelähmte lag achtunddreißig Jahre lang am Teich. Der Herr heilte ihn – aber mit einem gewissen Vorbehalt: *„Siehe, du bist gesund geworden; sündige nicht mehr, damit dir nicht Schlimmeres zustößt“* (Joh 5,14). Hinter seinem Leiden stand also seine eigene Vergangenheit. Die Samariterin lebte in offenkundiger Sünde – fünf Männer – und hatte dennoch keine sichtbare Strafe zu erdulden. Und ausgerechnet ihr offenbart sich der Herr Jesus als der Messias.

Heute aber steht der Blindgeborene vor uns – ein Mensch, der leidet, aber keineswegs für eigene Sünden. Die Jünger fragen: *„Wer hat gesündigt, dieser oder seine Eltern?“* Sie meinen, dass Leiden unbedingt Strafe sein müsse. Doch der Herr antwortet unerwartet: *„Weder dieser hat gesündigt noch seine Eltern, sondern es sollen die Werke Gottes an ihm offenbar werden“* (Joh 9,3).

Das ist die Frage, die viele verwirrt: Warum leidet einer für seine Sünde, ein anderer leidet nicht, obwohl er sündigt, und ein dritter leidet völlig unschuldig? Nach menschlichem Ermessen könnte man hier leicht Ungerechtigkeit sehen. Aber Christus eröffnet einen anderen Blick: Gott führt jeden auf seinem eigenen Weg – und jedem gibt er die Möglichkeit, Ihm zu begegnen.

Deshalb sind auch die Schicksale dieser Menschen aus dem Evangelium so verschieden. Der Gelähmte, den der Herr nach achtunddreißig Jahren aufgerichtet hat, verrät seinen Heiler an die Juden (vgl. Joh 5,15-16). Die Samariterin dagegen wird unter ihren Leuten Seine erste Zeugin. Der Blindgeborene aber – der weder wusste, wer Christus ist, noch nicht einmal, wie Er aussieht – durchläuft den erstaunlichsten Weg und erweist sich am Ende als geistlich sehender als alle um ihn herum.

Die Pharisäer verhören ihn immer wieder. Seine Eltern, die wissen, dass das Bekenntnis zu Christus den Ausschluss aus der Synagoge zur Folge haben kann, weichen aus: *„Er ist mündig, fragt ihn selbst“* (Joh 9,23). Also wusste auch der Sohn, worauf es hinauslaufen könnte. Dennoch schweigt er vor den Pharisäern nicht. Er denkt laut nach, pariert sie, treibt ihre Logik in die Sackgasse: *„Das ist doch verwunderlich, dass ihr nicht wisst, woher Er ist, und Er hat mir die Augen aufgetan ... Wenn dieser nicht von Gott wäre, könnte Er nichts tun“* (Joh 9,30.33). Ein einfacher Bettler erweist sich fähig zu sehen, was die Schriftgelehrten nicht sehen wollen.

Genau das meinte der Herr, als er zum Laubhüttenfest verhieß, dass von dem, der an ihn glaubt,



„Ströme von lebendigem Wasser fließen werden“ (Joh 7,38). Ein Mensch, der vor kurzem noch nichts von Christus wusste, wird selbst zur Quelle des Zeugnisses für Ihn.

Und Christus – nicht zufällig – sucht ihn auf, nachdem er aus der Synagoge ausgestoßen wurde. *„Glaubst du an den Menschensohn?“ – „Wer ist Der, Herr, damit ich an Ihn glaube?“ – „Du hast Ihn gesehen, und der mit dir redet, der ist es.“* Und jener antwortet: *„Herr, ich glaube!“* und betete Ihn an. Genau hier vollzieht sich das eigentliche Wunder dieser Erzählung. Ein Mensch, der schon leiblich geheilt ist, wird durch die Begegnung mit Christus geistlich sehend. Darum fürchtete er sich auch nicht, die Wahrheit zu bekennen, obwohl er wusste, dass dies für ihn negative Konsequenzen haben konnte. Er verstand noch nicht die ganze Tiefe des Geschehens, aber er war bereits fähig, der Wahrheit treu zu bleiben.

So endet das heutige Evangelium: Ein blind Geborener gelangt nicht nur zum Augenlicht, sondern zum Glauben und zur Anbetung Christi.

Und das sagt uns etwas Wichtiges: Geistliches Sehen kommt nicht von Gelehrsamkeit oder von der Befolgung von Regeln. Es kommt von der Begegnung mit Christus und von der Bereitschaft, Ihn zu bekennen – öffentlich, in konkreten Umständen, selbst wenn es Mut erfordert.

Bitten wir also den auferstandenen Herrn, dass Er auch uns die geistlichen Augen öffne und uns dieselbe schlichte Treue schenke: *„Herr, ich glaube“* – nicht als Formel, sondern als bewusste Entscheidung. Amen.

Christus ist auferstanden!

Predigt zum Sonntag der Samariterin (2026)

10.05.2026 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes! **Christus ist auferstanden!**

Die heutige Evangeliumslesung über die Samariterin am Jakobsbrunnen ist eine der tiefgründigsten und erstaunlichsten im gesamten Johannesevangelium. In ihr entfaltet sich der ganze Weg eines Menschen zu Gott. Der Herr führt die Samariterin Schritt für Schritt zum Verständnis dessen, wer Er in Wahrheit ist.

Das Gespräch beginnt mit Misstrauen. Die Samariterin wundert sich schon allein darüber, dass Christus überhaupt mit ihr redet: *„Wie kannst Du, der Du ein Jude bist, von mir, einer Samariterin, Wasser zu trinken verlangen?“* Zwischen Juden und Samaritern herrschte eine jahrhundertealte Feindschaft. Für sie ist Christus zunächst nur ein „Jude“, ein fremder Mensch, ein Vertreter eines anderen, ja feindlichen Volkes.

Doch der Herr spricht zu ihr vom lebendigen Wasser, eröffnet ihr etwas Größeres als die alltäglichen Sorgen. Und die Frau wendet sich nun anders an Ihn: *„Herr!“* Dann, getroffen von Seinen Worten, fragt sie: *„Bist Du etwa größer als unser Vater Jakob?“* Danach beginnt sie vom kommenden Messias zu reden. Und schließlich hört sie von Christus selbst: *„Ich bin es, der mit dir redet.“*

So vollzieht sich ihr Weg zum Glauben Schritt für Schritt. Vom Fremden zum Propheten, vom Propheten zum Messias. Und die heutige Lesung endet mit den Worten der Samariter, die Christus als den „Retter der Welt“ bekennen.

Doch ist es wichtig zu beachten, wann die Samariterin beginnt, Christus wirklich zu erkennen. Nicht als sie über religiöse Streitfragen und den richtigen Ort der Gottesverehrung nachdenkt, sondern als der Herr ihr die Wahrheit über ihr eigenes Leben offenbart.

Christus sagt unerwartet zu ihr: *„Geh, rufe deinen Mann.“* Und die Frau muss ehrlich eingestehen: *„Ich habe keinen Mann.“* Der Herr enthüllt ihre Vergangenheit – und sie hört auf, sich hinter Gesprächen über Riten zu verstecken, und blickt ohne Beschönigung auf ihr Leben. Gerade in dieser Wahrheit über sich selbst wird die Möglichkeit eröffnet, den zu erkennen, der vor ihr steht.

Gotteserkenntnis beginnt nicht mit abstrakten Überlegungen, sondern mit einem ehrlichen Blick auf sich selbst angesichts Christi. Erst jetzt beginnt die Samariterin zu verstehen, dass kein einfacher Mensch vor ihr steht. Sie erkennt den Retter in demselben Moment, als sie aufhört, sich vor der Wahrheit über ihr eigenes Leben zu verstecken.

Das ist eine sehr wichtige Lehre auch für uns. Denn auch unser Glaube kann sich unbemerkt auf bloße Gespräche über Äußerlichkeiten reduzieren: was richtig ist, wo es richtig ist, was erlaubt und was verboten ist. Man kann die Kirchenregeln verinnerlicht haben, sich gut mit den Riten auskennen, über Fasten und Gottesdienst diskutieren – und dabei für die Buße und einen ehrlichen Blick auf sich selbst verschlossen bleiben.

Und dann bekommt das Gespräch über den Ort der Anbetung eine ganz andere Bedeutung: *„Es kommt die Zeit und ist schon da, wo die wahren Anbeter den Vater anbeten werden im Geist und in der Wahrheit.“* Vor Christus strebte der Mensch danach, sich Gott durch den Tempel, Opfer und Riten zu nähern. Doch in Christus kommt Gott selbst zum Menschen.

Daher reduziert sich der christliche Glaube nicht auf religiöse Riten oder die Zugehörigkeit zu einem bestimmten Volk oder einer Tradition. Christus ist nicht gekommen, um den Menschen einfach ein neues Gesetz oder einen neuen Kult zu geben. Er selbst wird zum Ort der Begegnung zwischen Gott und Mensch. Durch Ihn wird die Schranke zwischen Schöpfer und Geschöpf niedergerissen.

Darum lässt die Samariterin ihren Wasserkrug stehen und läuft in die Stadt. Das, weswegen sie zum Brunnen gekommen war, verliert plötzlich seine Bedeutung. Und es ist kein Zufall, dass gerade die Samariter – Menschen, die man für Irrgläubige hielt – Jesus als Erste als den „Retter der Welt“ bekennen. Nicht als den Bewahrer einer bestimmten Tradition, sondern als den, der jeden rettet.

Dasselbe hörten wir auch in der heutigen Apostellesung. In Antiochia begannen sich nun nicht nur Juden, sondern auch Griechen (also Heiden) zu Christus zu bekehren, und genau dort wurden die Jünger zum ersten Mal Christen genannt. Die Kirche ist von Anfang an an alle gerichtet, ohne Unterschied des Blutes, der Sprache oder der Kultur.

Man kann den Glauben leicht auf bloße Regelbefolgung reduzieren und dabei innerlich Leere mit Angst vor Verurteilung tragen. Aber Gott erwartet vom Menschen nicht äußere Fehlerlosigkeit, sondern Aufrichtigkeit. Wenn wir aufhören, uns zu rechtfertigen, und ehrlich unsere eigene Schwachheit sehen, wendet sich der Herr nicht von uns ab.

Und das heutige Evangelium erinnert uns daran: Das lebendige Wasser Christi wird jedem Menschen geschenkt, der aufhört, sich vor der Wahrheit zu verstecken, und nicht nur nach Riten sucht, sondern nach Gott selbst. Amen.

Christus ist auferstanden!

Predigt am Gedenktag des heiligen Großmärtyrers Georg des Siegreichen (2026)

06.05.2026 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes! **Christus ist auferstanden!**

Liebe Brüder und Schwestern, heute preisen wir den heiligen Großmartyrer Georg den Siegreichen.

Der heilige Großmartyrer Georg wurde in Kappadokien geboren und gehörte den obersten Schichten der römischen Gesellschaft an. Sein Vater Gerontios war ein vornehmer Krieger, der eine hohe Stellung bekleidete, und seine Mutter Polychronia stammte aus einer reichen und frommen Familie. Georg wuchs in Wohlstand und Ehre auf, erhielt eine gute Bildung und zeichnete sich früh im Militärdienst aus. Dank seiner Fähigkeiten erreichte er rasch eine hohe Stellung und wurde einer der Vertrauten Kaiser Diokletians.

Die Gestalt Diokletians verdient besondere Aufmerksamkeit, um den Kontext dieser Epoche besser zu verstehen. Im Unterschied zum heiligen Georg stammte er aus den untersten Schichten der Gesellschaft: Sein Vater war ein einfacher Schreiber, ein Freigelassener. Diokletian besaß einen selten starken Willen und Fähigkeiten, die es ihm ermöglichten, den Weg vom einfachen Legionär zum Herrscher eines gewaltigen Reiches zu nehmen. Er führte umfassende Reformen durch, suchte den Staat zu festigen und die alten Kulte wiederherzustellen, denn er war der Ansicht, dass darin die Einheit Roms liege. Daher schien ihm der Glaube an Christus gefährlich zu sein, und gerade unter ihm begann eine der grausamsten Christenverfolgungen.

Als der Befehl zur Verfolgung der Christen erlassen wurde, bekannte Georg vor dem Kaiser offen seinen Glauben und prangerte die Ungerechtigkeit dieser Entscheidung an. Daraufhin wurde er ergriffen, gefoltert und, ohne Christus abzuschwören, hingerichtet. Äußerlich sah dies wie eine völlige Niederlage aus: Der junge Heerführer verlor alles – seine Titel, seine Freiheit, seine Gesundheit und sogar sein Leben.

Diokletian hatte den Gipfel irdischer Macht erreicht, und seine Stärke war für alle offenkundig. Auch Georg kannte die Stärke – er war ein Krieger, ein vornehmer, erfolgreicher Mann, der Stellung und Einfluss besaß. Aber als er sich den Leiden gegenüber sah und alles verlor – Macht, Schutz, selbst die Möglichkeit, sein Leben zu bewahren –, da offenbarte sich die Kraft Christi.

Menschliche Stärke, mag sie noch so groß sein, hat stets ihre Grenzen. Sie wirkt, solange Gesundheit, Stellung und Möglichkeiten vorhanden sind. Doch sie versiegt im Angesicht von Leid und Tod. Die Kraft Christi aber hört auch dort nicht auf.

Der heilige Großmartyrer Georg befand sich in Gefangenschaft und unter Qualen – und erwies sich als stärker als der Herrscher der Welt. Aller äußeren Handlungsmöglichkeiten beraubt, zeigte er eine Kraft, die man ihm nicht nehmen konnte.

Darum nennt ihn die Kirche den Siegreichen – nicht wegen militärischer Siege, sondern weil er



standhielt, wo menschliche Stärke vergeht.

Dieses Bild bleibt uns als Erinnerung daran, wo wir wahre Festigkeit suchen sollen. Nicht in dem, was einen Menschen in den Augen anderer stark macht, sondern in dem, was ihm bleibt, selbst wenn ihm alles Äußere genommen wird.

Der Herr spricht durch den Apostel: *„Meine Kraft vollendet sich in der Schwachheit“* (2. Korinther 12,9). Und im Leben der Heiligen sehen wir, dass dies Wirklichkeit ist.

Darum erkennen wir auch heute, indem wir auf den heiligen Großmartyrer Georg blicken, nicht nur den Mut eines Kriegers der Antike, sondern das Geheimnis der Kraft Christi: Sie schwindet nicht in der Schwachheit, sondern gerade in ihr zeigt sie sich. Und wenn der Mensch Christus treu bleibt, dann ist er selbst in den schwersten Umständen nicht kraftlos – sondern beginnt erst dann, wirkliche Kraft zu besitzen.

Heiliger Großmartyrer Georg, bitte Gott für uns. Amen.

Predigt zum Sonntag des Gelähmten (2026)

03.05.2026 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes! **Christus ist auferstanden!**

Liebe Brüder und Schwestern im Herrn, das heutige Evangelium führt uns zum Teich Betesda – dem „Haus der Barmherzigkeit“. Dieser Name klingt fast wie ein Vorwurf angesichts des stummen Leids, das dort herrscht. Eine Menge von Kranken, Blinden, Lahmen, Erschöpften harrt in Erwartung eines Wunders aus, das anscheinend nur zufällig geschieht. Die heilige Stadt, von Gott erwählt, Ort des Tempels und des Gottesdienstes – und daneben so viel menschlicher Schmerz. Wie kann es in der Stadt des großen und barmherzigen Gottes so viel Leid geben?

In den Tagen Christi erklärten viele dies einfach: Schuld ist die Sünde. Jemand habe das Gesetz Gottes übertreten, ein anderer sei nicht eifrig genug in den Geboten gewesen, darum liegen die Gelähmten und Bettler an den Toren. Und daran ist etwas Wahres – die Sünde zerstört den Menschen tatsächlich. Aber eine solche Wahrheit wird leicht zu oberflächlich: Sie klagt an, aber heilt nicht; sie weist auf eine mögliche Ursache hin, führt aber nicht zu Gott.

In dieser düsteren Erwartung lebt ein Mensch, der seit achtunddreißig Jahren leidet. Der Herr fragt ihn: „*Willst du gesund werden?*“ – das heißt: Willst du ganz, heil werden, ins Leben zurückkehren?

Die Antwort des Gelähmten ist traurig: „*Ich habe keinen Menschen.*“ In diesen Worten liegt die ganze Last der gefallenen Welt: Krankheit, Einsamkeit, die Gewöhnung daran, dass von niemandem Hilfe zu erwarten ist.

Und dann tut Christus, was niemand tun konnte – Er befreit den Menschen von seiner schweren Last. Und statt der früheren Bürde – achtunddreißig Jahre Krankheit – trägt er nun nur noch seine Matte.

Später, als Er ihn im Tempel trifft, sagt der Herr: „*Siehe, du bist gesund geworden. Sündige nicht mehr, damit dir nicht etwas Schlimmeres widerfahre.*“ Was kann schlimmer sein als achtunddreißig Jahre Hilflosigkeit? Das bedeutet, der Herr spricht nicht nur von der körperlichen Krankheit. Es gibt einen Zustand, der schlimmer ist – die Verletzung der Seele, die Entfernung von Gott.

Die Heilung geschieht am Sabbat – dem Tag, an dem selbst die geringste Arbeit als Gesetzesbruch galt. Die Heilung des Gelähmten erscheint daher wie eine Provokation. Doch Christus befiehlt dem Gelähmten, seine Matte zu nehmen und zu gehen.

Die Empörung der Juden ist verständlich. Sie eiferten für das Gesetz. Aber hinter dem Buchstaben des Gesetzes erkannten sie den Menschen nicht, sie sahen nicht, dass seine Last nicht die Matte war, sondern achtunddreißig Jahre des Leidens und der Hilflosigkeit. Sie bemerkten eine Gebotsübertretung – und übersahen dabei die Barmherzigkeit Gottes.

Der Prophet Jesaja verkündete Jahrhunderte zuvor die Zeichen der messianischen Zeit: „*Dann werden die Augen der Blinden aufgetan und die Ohren der Tauben geöffnet. Dann springt der*

Lahme wie ein Hirsch, und die Zunge des Stummen jauchzt.“ (Jes 35,5-6). Eben auf diese Zeichen beruft sich Christus, als aus dem Gefängnis die Jünger Johannes des Täufers mit der Frage kommen: „Bist Du es, der da kommen soll?“ Der Herr antwortet: „Blinde sehen und Lahme gehen, Aussätzige werden rein und Taube hören, Tote werden auferweckt, und Armen wird das Evangelium verkündigt.“ (Mt 11,4-5).

Darin liegt die Tragödie der Szene am Schaftor. Die jüdischen Gesetzeslehrer kannten die Schrift. Sie lasen auch den Propheten Jesaja. Sie erwarteten das Kommen des Heilands. Doch als sich vor ihren Augen die Prophezeiung erfüllte – ein Mensch, der achtunddreißig Jahre an sein Lager gefesselt war und plötzlich aufstand –, sahen sie nur eine Verletzung des Sabbatgebots.

Und das ist nicht nur ihr Problem. Auf ähnliche Weise kann auch unser Blick fehlgehen: Wir achten darauf, ob wir uns richtig bekreuzigen, fasten, die Ordnungen halten – und vergessen, dass der Sinn der Gebote nicht in der Einschränkung des Guten liegt, sondern im Leben vor Gott. Und wenn das Herz das lebendige Wirken Gottes nicht mehr sieht, dann kann auch der Besuch der Kirche zur bloßen Gewohnheit werden und das Gebet zur bloßen Pflicht.

Dabei konnte der Gelähmte sich ja nicht selbst retten, so sehr er sich auch bemühte und so viele Regeln er auch befolgte. Und an Glauben mangelte es ihm nicht – selbst nach achtunddreißig Jahren verlor er die Hoffnung nicht. Doch seine Rettung geschah nicht aus eigener Kraft. Nicht Anstrengung und nicht Korrektheit fehlten ihm, sondern Christus Selbst – Er, der zu ihm trat. Es war die Begegnung mit dem lebendigen Gott – demselben Herrn, der, wie wir in der heutigen Apostellesung (Apg 9,32-42) hörten, durch Petrus den gelähmten Äneas heilt und Tabita auferweckt.

Der Gelähmte am Teich sagte: *„Ich habe keinen Menschen“*, aber in der Kirche ist dieser „Mensch“ – Christus – immer gegenwärtig. Denn die Kirche ist nicht einfach ein Ort, an dem man sich früherer Wunder erinnert, sondern eine Wirklichkeit, in der Christus nach wie vor präsent ist und heilt, indem Er durch Menschen handelt.

Der Geheilte trug seine Matte als Zeichen der Barmherzigkeit Gottes. Seine Ankläger aber sahen darin nur ein Vergehen. Alles entscheidet sich darin, mit welchem Blick wir schauen: Sehen wir nur das Äußere – oder erkennen wir das Wirken Gottes.

Deshalb ist es für uns wichtig, nicht nur die Schrift zu kennen, nicht nur die Gebote zu halten, sondern zu lernen, Christus selbst zu erkennen – Ihn, der mitten unter uns handelt.

Damit wir nicht an Seinem Werk vorübergehen, sondern das an jeden von uns gerichtete Wort hören: *„Steh auf ... und geh!“* Amen.

Christus ist auferstanden!

Predigt zum Sonntag der hl. Myronträgerinnen (2026)

26.04.2026 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Christus ist auferstanden!

Im Herrn geliebte Brüder und Schwestern, heute verherrlicht die heilige Kirche die heiligen Myronträgerinnen – jene Frauen, die den Herrn weder in den Tagen seiner Predigt, noch in der Stunde der Erniedrigung noch nach dem Tod verlassen haben.

Der Evangelist Markus erzählt davon mit erstaunlicher Schlichtheit. Sehr früh, bei Sonnenaufgang, gehen sie zum Grab und sagen zueinander: Wer wälzt uns den Stein vom Eingang des Grabes? Sie wissen noch nicht einmal, wie sie auch nur das nächste Hindernis überwinden sollen, und dennoch gehen sie.

Doch sie sehen, dass der Stein weggewälzt ist, gehen hinein und hören vom Engel: *„Er ist auferstanden, er ist nicht hier“* (Mk 16,6). Dann aber sagt der Evangelist etwas Erschütterndes: *„Und sie gingen hinaus und flohen vom Grab; denn Zittern und Entsetzen hatte sie ergriffen. Und sie sagten niemandem etwas, denn sie fürchteten sich“* (Mk 16,8).

Die heutige Evangeliumslesung endet genau so – unerwartet. Warum das Schweigen? Warum solche Furcht an der Stelle, wo eigentlich Freude sein müsste? Was war das für eine Furcht?

Es sind ja dieselben Frauen, die beim Kreuz standen, als die Jünger geflohen waren. Der Evangelist Markus nennt sie mit Namen: Maria Magdalena, Maria, die Mutter des Jakobus, und Salome – und sagt, dass sie *„von ferne zuschauten“* bei der Kreuzigung Christi (Mk 15,40). Sie hatten auch keine Furcht, beim Morgengrauen zum Grab zu gehen, als die Wache den Eingang noch hätte bewachen können. Sie fürchteten weder die Römer noch die jüdischen Hohenpriester. Ihre Furcht am leeren Grab ist also von ganz anderer Art.

Denn der Mensch fürchtet sich ja nicht nur vor Gefahr. Es gibt eine Furcht anderer Art: wenn die Seele etwas berührt, was den Verstand und die gewohnte Ordnung der Dinge übersteigt. Diese Furcht, dieses Schweigen ist Ergriffenheit vor dem Heiligen.

In der Heiligen Schrift gibt es viele Beispiele dafür, dass vor dem Angesicht Gottes „alles menschliche Fleisch schweigt“: *„Der HERR ist in seinem heiligen Tempel – es schweige vor ihm die ganze Erde!“* (Hab 2,20), und: *„Alles Fleisch schweige vor dem HERRN; denn er hat sich aufgemacht aus seiner heiligen Wohnung!“* (Sach 2,17). Wenn der Mensch die Gottheit berührt, bleiben keine Worte. Diese Furcht ist keine Flucht, sondern Ehrfurcht.

Das leere Grab, das die Myronträgerinnen betraten, wurde zu einem Ort der Begegnung mit Gott, wo der Tod nicht bleiben konnte, sondern der Lebendige sich offenbarte. Gerade solche Frauen – erschüttert, verstummt vor diesem Geheimnis – erwählte der Herr zu ersten Zeuginnen.

Doch die ehrfürchtige Erschütterung schließt die menschliche Schwachheit nicht aus. Vor den Frauen stand noch eine andere Schwierigkeit: Wie sollten sie das Gehörte den Jüngern verkünden, die an jenem Morgen noch *„aus Furcht vor den Juden“* bei verschlossenen Türen

saßen (Joh 20,19)? Tatsächlich bezeugt der Evangelist Lukas: Als die Frauen den Aposteln vom leeren Grab und vom Auferstandenen erzählten, *„kamen ihnen diese Worte wie leeres Gerede vor, und sie glaubten ihnen nicht“* (Lk 24,11). Die Worte derer, die nicht vom Kreuz gewichen waren, wurden von denen nicht angenommen, die noch in Furcht und Unglauben verharrten. Nicht zufällig tadelte der Herr später die Apostel *„wegen ihres Unglaubens und ihrer Herzenshärte, dass sie denen, die Ihn als Auferstandenen gesehen hatten, nicht geglaubt hatten“* (Mk 16,14).

Dabei hatten die Myronträgerinnen Christus bereits in Galiläa *„mit ihrer Habe“* gedient (Lk 8,3), waren ihm bis zum Ende gefolgt – und ihnen als ersten wurde das Geheimnis des Sieges über den Tod offenbart. Der Herr vertraut das Wichtigste denen an, die einfach zu Ihm gehen, ohne darüber nachzudenken, wie man sie aufnehmen wird, ohne die Folgen zu bedenken.

Die Frauen haben die Furcht überwunden und es dennoch berichtet. Sie gingen, um dem gestorbenen Meister zu dienen. Doch wer um der Treue willen zu Christus geht, begegnet Größerem, als er erwartet hat. Sie trugen Myron zum Grab – und empfangen die Botschaft vom Sieg über den Tod. Und gerade durch ihr Zeugnis hörten die Apostel zum ersten Mal die Kunde vom Auferstandenen, die dann zur weltweiten Verkündigung der Kirche wurde.

Liebe Brüder und Schwestern, lasst uns daran denken: Das gute Beispiel der Myronträgerinnen liegt nicht in etwas, das uns nicht zugänglich wäre. Es liegt in der Treue, wenn es schwer fällt; in der Liebe, wenn noch alles unklar ist; es liegt im Schritt auf Christus zu – selbst dann, wenn der Weg verschlossen scheint. Dann zeigt sich nämlich, dass uns der Herr bereits zuvorgekommen ist, das Unmögliche schon vollbracht und das, was wir fürchten, bereits besiegt hat. Amen.

Christus ist auferstanden!

Predigt zum Thomassonntag (2026)

19.04.2026 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes!

Christus ist auferstanden!

Der Sonntag nach Ostern bewahrt noch das Licht und die Freude der Osternacht. Aber die Kirche tritt bereits wieder in den gewöhnlichen Rhythmus ein. Die Königspforte wird wieder geschlossen, und die heutige Evangeliumslesung führt uns zurück in jenes Obergemach, wo die Türen verschlossen waren *„aus Furcht vor den Juden“*. Dort feiern die Jünger noch nicht, predigen nicht, begreifen noch nicht völlig, was geschehen ist. Sie verstecken sich. Und genau dorthin kommt der auferstandene Christus und tritt mitten unter sie.

Er kommt in ihre Angst, ihre Bestürzung, ihre Ratlosigkeit – und spricht: *„Friede sei mit euch!“*

Nur einer fehlte – Thomas. Als die Jünger zu ihm sagten: *„Wir haben den Herrn gesehen“*, antwortet er bestimmt: *„Wenn ich nicht an seinen Händen das Mal der Nägel sehe und meinen Finger in das Mal der Nägel lege und meine Hand in seine Seite lege, glaube ich nicht.“*

Oft ist man schnell dabei, Thomas zu verurteilen. Aber der Herr verurteilt ihn nicht. Nach acht Tagen kommt Christus wieder – und zwar um eines einzigen Menschen willen. Christus kehrt nicht zurück, um den Zweifel herabzuwürdigen, sondern um dessentwillen, der nicht sofort glauben konnte. Um dessentwillen, der suchte.

Es ist wichtig, das zu hören. Der Zweifel kann verschieden sein. Es gibt einen stolzen Zweifel, der an der Wahrheit gar nicht interessiert ist. Und es gibt einen aufrichtigen Zweifel, der sich vergewissern möchte, weil es um Leben und Tod geht. Er entspringt tiefem Schmerz, der Weigerung, mit Illusionen leben zu müssen. Thomas spielt den Unglauben nicht nur. Für ihn ist die Auferstehung kein abstrakter Streit und keine theologische Fragestellung. Wenn Christus auferstanden ist, dann ändert sich alles. Wenn nicht, dann bricht alles zusammen. Und der Herr lässt ihn nicht außen vor. Er kehrt zurück, damit Thomas die Wunden berühren kann.

Darum fällt die Antwort des Thomas so profund aus. Als er die Gewissheit erhält, sagt er nicht einfach: „Ja, das ist wahr. Ja, du bist auferstanden.“ Er beschränkt sich nicht auf die Anerkennung der Tatsache. Denn auch die Dämonen wissen, wer Christus ist, und zittern. Wissen allein genügt nicht.

Thomas fällt zu Füßen des Heilands nieder und spricht: *„Mein Herr und mein Gott!“* Nicht einfach „Herr“. Nicht nur „Gott“. Sondern „mein“!

Hier geschieht das Wunder. Thomas suchte nicht nach Informationen, sondern nach dem Heil – er suchte die Wahrheit, ohne die man nicht leben kann. Und als er sie findet, gab er sich Christus hin.

Viele sagen auch heute: Wenn man mir einen Beweis gäbe, würde ich glauben. Aber das Evangelium zeigt: Der Beweis an sich rettet niemanden. Denkt an das Gleichnis vom Reichen und Lazarus; der Herr übermittelt darin die Worte des Stammvaters Abraham: *„Wenn sie auf Mose*

und die Propheten nicht hören, so werden sie auch nicht glauben, wenn einer von den Toten aufersteht.“ (vgl. Lk 16,31). Man kann Wunder sehen – und doch verstockt bleiben. Man kann die ganze Schrift kennen – und dabei Christus ans Kreuz schlagen. Man kann von der Auferstehung hören – und weiterleben wie zuvor.

Gott zwingt nicht zur Liebe. Mit Gewalt kann man die Anerkennung einer Tatsache erzwingen, aber nicht die Liebe. Darum offenbart sich der Herr so, dass der Mensch frei antworten kann.

Und wenn wir Ihn wirklich suchen – und nicht eine Rechtfertigung für unsere Gleichgültigkeit –, dann findet Er uns selbst. So hat Er Thomas gefunden. So findet Er auch uns heute, wenn wir Ihn nur aufrichtig suchen. Der Herr kommt auch jetzt in unser „Obergemach“ – in die Kirche – und lässt ein suchendes Herz nicht ohne Antwort.

Vielleicht steht jemand in der Kirche mit Fragen, mit innerem Kampf, mit Unglauben, mit Schmerz. Man soll nicht so tun, als gäbe es keine Fragen. Wichtig ist etwas anderes: Wonach suchen wir? Nach einer Rechtfertigung für unsere geistliche Faulheit – oder nach Christus?

Denn es heißt: *„Sucht, so werdet ihr finden“* (Mt 7,7). Noch genauer könnte man sagen: Wenn wir Ihn wirklich suchen, dann findet Er uns zuerst.

Dann wird auch vor uns derselbe Christus stehen, der dem Thomas erschienen ist. Und die Frage wird nicht sein, ob wir genug Beweise haben, sondern ob wir bereit sind, Ihm unser Herz anzuvertrauen und zu sagen: Mein Herr und mein Gott.

Amen. Christus ist auferstanden!

Osterbotschaft des Erzbischofs Tichon von Rusa

12.04.2026 · Predigt

Osterbotschaft des Erzbischofs TICHON von Rusa, Leiters der Diözese von Berlin und Deutschland an den Klerus, die Mönche und Nonnen und die Laien der Diözese von Berlin und Deutschland der Russischen Orthodoxen Kirche

**Geliebte Väter,
ehrwürdige Mönche und Nonnen, liebe Brüder und Schwestern!**

CHRISTUS IST AUFERSTANDEN!

Ich beglückwünsche Euch alle zum Fest des Heiligen Pascha! In dieser lichtstrahlenden Nacht, die die nächtliche Stille durchbricht, erklingen feierlich die Worte des Ostergrußes, die den Sieg Christi über den Tod verkünden. Noch gestern trauerten wir gemeinsam mit den Aposteln über den Tod unseres geliebten Lehrers und Herrn, und heute feiern wir mit der ganzen Welt – der sichtbaren und der unsichtbaren –: „*Christus ist auferstanden, ewige Freude*“. Noch gestern schien die Hoffnung auf Erlösung verloren, und heute haben wir feste Zuversicht auf das ewige Leben „*im abendlosen Tag des Reiches Gottes*“ gewonnen. Noch gestern lastete der Schatten des Verfalls auf der Schöpfung, und heute künden wir allen und jedem vom Sieg des Lebens über den Tod. Es gibt keine Wahrheit, die für das gläubige Herz freudiger ist als die Wahrheit der Auferstehung Christi, und wir kennen keine besseren Worte in dieser Welt als die Worte: „*Christus ist auferstanden! Wahrhaft, Er ist auferstanden!*“ Das Leben ist nun voller Sinn und Freude, denn wir haben die Auferstehung Christi.

Der Weg zur Auferstehung begann bereits im Paradies. Der Mensch wurde von Gott für die Ewigkeit geschaffen, doch durch die Sünde des erstgeschaffenen Adam hielt der Tod Einzug in die menschliche Natur und wurde zum unvermeidlichen Schicksal eines jeden Menschen. Um die Fesseln des Todes zu sprengen und das Haupt der unsichtbaren Schlange, des Teufels, zu zertreten, kam der Sohn Gottes, unser Herr Jesus Christus, auf die Erde. Er nahm unsere Natur an, wurde uns in allem gleich, außer in der Sünde, und opferte sich selbst für die Sünden der ganzen Menschheit. Obwohl der Sohn Gottes selbst ohne Sünde war, nahm Er unsere Krankheit auf sich, trug unsere Schmerzen (Jes 53,4), erlitt für uns den Tod am Kreuz und erstand am dritten Tag von den Toten (Mt 28,6). Durch die Größe des Opfers wurde die Ursache des Falls des Erstgeborenen – die Sünde – vernichtet, das Ebenbild Gottes im Menschen wiederhergestellt, und noch mehr: Der Erlöser der Welt hat den Menschen zum Teilhaber des Göttlichen Lebens

gemacht, ihn als Sohn angenommen und ihn vergöttlicht. „Alles, was wir im ersten Adam verloren haben“, sagt der ehrwürdige Theodoros der Studit, „haben wir in Christus wiedererlangt.“ Durch Seine Auferstehung hat der Herr bezeugt, dass Er wahrer Gott und wahrer Mensch ist.

Die Auferstehung Christi ist ein unschätzbares Geschenk, an dem wir alle teilhaben, die wir uns in der Osternacht in den Kirchen versammelt haben, um, nach den Worten des heiligen Bischofs Johannes Chrysostomos, *das Festmahl des Glaubens zu genießen*. „Der Sieg Christi strahlt wie die Sonne helle Strahlen auf alle, die unter ihm stehen“, sagt der heilige Nikolaj Velimirović. „Der Sieg Christi erfüllt alle menschlichen Herzen mit vollkommener Freude ... Christus hat nicht um Seiner selbst willen gesiegt, sondern um unseretwillen. Sein Sieg hat Ihn weder größer noch lebendiger noch reicher gemacht; sondern er hat uns dazu gemacht. Der Herr reicht jedem von uns mit beiden Händen Seinen Sieg entgegen und ... freut sich, wenn Sein Sieg uns zu Siegern macht.“ Der Sieg des Herrn über den Tod schenkt uns allen die unerschütterliche Hoffnung, dass auch wir Ihm nachfolgend bei Seiner zweiten und furchtgebietenden Wiederkunft zu neuem und ewigem Leben auferstehen werden – zu einem Leben in Gemeinschaft mit Gott. Ehre und Dank sei dem Herrn, der uns gewährt hat, die Freude Seiner Auferstehung zu kosten!

Welches Werk könnte größer sein als das, was der Herr für uns getan hat? Er hat alles getan, um alle zu retten. Er hat uns die grenzenlose Kraft Seiner Liebe bewiesen. Gibt es überhaupt irgendetwas, das mit Seinem Geschenk an uns vergleichbar wäre? Nein. Und was können wir Ihm als Antwort auf Seine Liebe darbringen? Hört, was der Herr zu jedem von uns sagt: „*Gib mir, mein Sohn, dein Herz*“ (Spr 23,26). Der Erlöser verweist auf das Wichtigste im Menschen, auf den inneren Zustand und die Gesinnung seines Herzens, das Er bereit ist, mit Sich selbst und mit dem Licht Seiner Auferstehung zu erfüllen. Nähern wir uns dem Auferstandenen im Geist und im Glauben, übergeben wir Christus, dem Erlöser, „*uns selbst, einander und unser ganzes Leben*“, hören wir auf Sein Wort und folgen wir Ihm nach auf dem Weg der Erfüllung der Gebote des Evangeliums. Wer Christus nachfolgt, wer seine Seele mit Tugenden schmückt, wer für Gott lebt und Ihm auf der Erde dient, die vom Licht Seiner Auferstehung erhellt ist, der geht ein in die ewige Herrlichkeit des „*neuen Himmels und der neuen Erde*“ (Offb 21,1). Dort wird es nichts geben, worüber man sich Sorgen machen müsste, niemanden, vor dem man sich fürchten müsste. Dort werden sich alle lieben. Dort wird unablässige Freude herrschen.

Von ganzem Herzen beglückwünsche ich Euch alle, meine Lieben, erneut zum Fest der Auferstehung Christi! Möge die österliche Festfreude uns im rettenden Glauben stärken, uns Mut und Kraft geben, den Versuchungen und Herausforderungen dieser Welt zu widerstehen. Keine Sorgen, so groß sie auch sein mögen, vermögen unsere österliche Freude zu trüben, denn der Auferstandene Herr hat uns verheißen, dass Er bei uns sein wird „*alle Tage bis zum Ende der Welt*“ (Mt 28,20). „*Kommt, lasst uns jubeln dem Herrn, jauchzen dem Fels unsres Heils*“ (Ps 94,1), ruft uns der Psalmist König David zu. Bringen wir dem Herrn unsere Gebete und unsere Gefühle dankbarer Liebe dar. Lasst uns antworten auf die Liebe des Herrn am Kreuz mit der Erfüllung Seiner Gebote (Jo 14,21). Wir wollen unsere Seele und unseren Leib, denen die Auferstehung zum ewigen Leben bestimmt ist, in Reinheit und Heiligkeit bewahren. Möge der auferstandene Erlöser Christus uns schenken, dass wir Ihn mit allen Heiligen am abendlosen Tag des Reiches Gottes preisen.



**CHRISTUS IST AUFERSTANDEN!
ER IST WAHRHAFT AUFERSTANDEN!**

**+ TICHON,
Erzbischof von Rusa,
Leiter der Diözese von Berlin und Deutschland**

**Pascha Christi
Berlin,
30. März / 12. April 2026**

Osterbotschaft des Patriarchen Kyrill

12.04.2026 · Predigt

Osterbotschaft des Patriarchen von Moskau und der ganzen Rus' KIRILL an die Bischöfe, Presbyter, Diakone, Mönche und Nonnen und alle treuen Kinder der Russischen Orthodoxen Kirche

Im Herrn geliebte hochgeweihte Bischöfe, hochwürdige Priester und Diakone, gottliebende Mönche und Nonnen, liebe Brüder und Schwestern!

CHRISTUS IST AUFERSTANDEN!

Im ganzen Reichtum und in der ganzen Vielfalt der menschlichen Sprache gibt es für das glaubende Herz keine anderen Worte, die freudiger und begehrenswerter wären als dieses eindruckliche Zeugnis des errungenen Sieges des Lebens über den Tod und des Guten über das Böse.

„Christus ist auferstanden“ — diese Heilsbotschaft trägt in sich eine verborgene Kraft der Hoffnung und eine großartige Zuversicht im Glauben, aus denen die Menschen seit ihrer Vertreibung aus dem Paradies lebten. Sie lebten aus der Hoffnung auf Vergebung, Versöhnung und Befreiung — aber der Herr gab ihnen unvergleichlich mehr, weil Gott in Seiner Liebe *„für uns etwas Besseres vorgesehen“* hatte (Heb 11, 40).

Gottes Sohn kam in die Welt und wurde Mensch. Er teilte mit uns alle Mühen des irdischen Seins, trank den Kelch des Leidens bis zur Neige, und auch den bittersten, den Kelch des Todes. *„...ein Mann der Schmerzen und mit Krankheit vertraut“* (Jes 53, 3), nahm Er unsere Sünden auf Sich, indem Er freiwillig das Kreuz bestieg.

Aber konnte der Tod den Schöpfer des Lebens festhalten? Konnten die unersättlichen Abgründe der Hölle Denjenigen verschlingen, durch dessen *Wort alles entstand, was geworden ist* (vgl. Joh 1, 3)? *„Seine Glorie ging im Erdkreise auf und ergoß Licht in die tiefsten Abgründe. Der Tod verlor seine Macht, und die Finsterniß entschwand; die Pforten der Unterwelt wurden zertrümmert, und erleuchtet ward die ganze Schöpfung, welche zuvor in Dunkelheit gehüllt lag“,* - inspiriert besingt so der ehrwürdige Ephraim der Syrer den Sieg des Erlösers über den Tod („Jesus das Licht der Welt“, 2).

Hat man je gehört, dass der Tod seine Beute zurückgibt? Und wenn er sie zurückgab, so nur für kurze Zeit, um sie wieder zu nehmen. Aber *Christus, von den Toten auferweckt, stirbt nicht mehr. Der Tod hat keine Macht mehr über Ihn* (Röm 6, 9)! Als *Erster der Entschlafenen* (1 Kor 15, 20) geht Er uns auf diesem Weg voran: *„als Erstling Christus, dann die, die zu Christus gehören, wenn Er kommt“* (1 Kor 15, 23).

Gott erneuerte durch Seine Menschwerdung die menschliche Natur und heilte sie von den Wunden der Sünde. Er führt uns durch Seine Auferstehung zu den besseren Weiden. Er gibt den Menschen nicht nur das Verlorene zurück, indem Er Vergebung und Versöhnung mit Sich

schenkt, sondern *Er macht uns zu Seinen Söhnen durch Jesus Christus* (Eph 1, 5) und gibt *allen, die an seinen Namen glauben, die Macht, Kinder Gottes* (Joh 1, 12) und Götter aus der Gnade zu werden.

Immer wieder, wenn der Frühling die blühende Natur verwandelt, verbreitet sich die wunderbare Botschaft der Erlösung wie auf Flügeln in der ganzen Welt: *„Ihr sucht Jesus von Nazaret, den Gekreuzigten. Er ist auferstanden; Er ist nicht hier“* (Mk 16, 6). Das Grab ist leer! *Denn der Herr ist auferstanden, wie Er gesagt hat* (Mt 28, 6)!

Das Ostern Christi ist eine unerschöpfliche Quelle unserer großen Freude – einer Freude, die aus der Liebe Gottes zum menschlichen Geschlecht fließt und jedes menschliche Verständnis übersteigt. Und sie offenbarte uns die sichtbaren und unsichtbaren Güter. Die unermessliche Kraft dieser hingebungsvollen Liebe geht so weit, dass sie die Hölle besiegt, das Paradies öffnet, Vergebung und echte geistliche Freiheit schenkt.

„Stark wie der Tod ist die Liebe“ (Hld 8, 6), – behauptete der an Weisheit reiche König Salomo. Wir aber, die Jünger Christi, bezeugen entschieden, dass die Liebe sogar stärker ist als der Tod. Sie überwindet Zeit und Raum, besiegt die Sünde und die Macht der Finsternis. In das Reich der Liebe ruft uns der Herr in Seinem reichen Erbarmen – und man kann nicht dorthin gelangen, wenn man keine Liebe im Herzen hat. Lasst uns einander vergeben, die Fesseln der gegenseitigen Kränkung und des Verdrusses abwerfen. Versöhnen wir uns und umarmen wir einander. Erbarmen wir uns der Notleidenden und trösten wir die Traurigen.

In Christus geheiligt feiern wir dieses wundervolle Osterfest und verwandeln somit die Welt durch das unverwesliche Licht der Auferstehung. Wir führen die Welt zur Freude über die Erlösung, welche der ganze Kosmos erwartet, der sich *nach der Freiheit und Herrlichkeit der Kinder Gottes sehnt* (Röm 8, 21). Dann wird selbst unser eigenes Leben, das sich in der Einheit mit dem Herrn bewegt, zur echten Liturgie – zur Liturgie einer wahrhaft kosmischen Dimension, in der jedes Geschöpf seinem Schöpfer Dank und Lob darbringt und ruft: *Ehre sei Deiner Auferstehung, o Christus! Ehre sei Deinem Reich! Ehre sei Deiner Vorsehung, der Du als Einziger die Menschen liebst!* (Sonntagstroparion, Ton 1).

Vielfältig ist das geistliche Suchen in der Welt, aber nur Einer ist *der Weg, die Wahrheit und das Leben* (Joh 14, 6). Nur Einer ist der Sieger über Sünde und Tod. Nur Einer öffnet den Himmel. Sein Name ist Jesus Christus, *und in keinem anderen ist das Heil* (Apg 4, 12).

Von ganzem Herzen wünsche ich allen gesegnete Ostern und übermittle unablässig das lebensbejahende und für alle Ewigkeit ermutigende Zeugnis davon, dass

DER HERR WAHRHAFT AUFERSTANDEN IST!

+ KYRILL

DER PATRIARCH VON MOSKAU UND DER GANZEN RUS’

Pascha Christi, 2026

Predigt zu Mariae Verkündigung in der Karwoche (2026)

07.04.2026 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes!

Liebe Brüder und Schwestern im Herrn! Der heutige Tag vereint, was unvereinbar scheint: die lichte Freude der Verkündigung und die strenge Stimmung der Karwoche. Die Kirche singt vom Beginn unseres Heils, während das Evangelium des Großen Dienstags an das Ende der Zeiten erinnert, an das Gericht und den Aufruf zur Wachsamkeit. Doch wenn wir genau hinschauen, offenbart sich in diesen Ereignissen ein einziges Geheimnis der Begegnung zwischen Gott und Mensch.

In der Verkündigung erklingt das Wort Gottes, das sich an die menschliche Freiheit richtet. Die Allheilige Jungfrau vernimmt den Erzengel mit Bedacht und Vertrauen: „*Siehe, ich bin die Magd des Herrn; mir geschehe nach deinem Wort*“ (Lk 1,38). In dieser Antwort liegt das Eintreten der menschlichen Freiheit in die göttliche Vorsehung. Der Prophet Jesaja hatte Jahrhunderte zuvor verkündet: „*Siehe, die Jungfrau wird schwanger sein und einen Sohn gebären*“ (Jes 7,14). Die Prophezeiung erfüllte sich, als das menschliche „Ja“ auf den göttlichen Ruf traf – und die Geschichte erhielt eine neue Wendung.

Die Lesung des Großen Dienstags entfaltet dieselbe Wahrheit im Hinblick auf das Ende der Geschichte. Die Gleichnisse von den zehn Jungfrauen, von den Talenten und vom Jüngsten Gericht handeln nicht von der Furcht vor Strafe, sondern von der Qualität des Wartens. Sie alle drehen sich um eines: um Treue, um Aufmerksamkeit, um die Bereitschaft, den Herrn zu empfangen – um jenen inneren Zustand, den die Allheilige Jungfrau zeigte, als der Engel ihr das Wort Gottes verkündete.

Und zwischen diesem Anfang und diesem Ende verläuft das ganze menschliche Leben. In der Verkündigung wendet sich Gott an den Menschen, und der Mensch antwortet. Und in den Gleichnissen des Großen Dienstags wird offenbar, wie diese Antwort ausfallen kann.

Im Gleichnis von den zehn Jungfrauen sehen wir jene, die warteten – aber nicht alle waren bereit. Die einen hatten Öl in ihren Lampen, die anderen nicht. Der Unterschied zwischen ihnen liegt nicht in der Erwartung als solcher, sondern offenbart sich in der Stunde der Begegnung.

Dasselbe im Gleichnis von den Talenten: Jeder hat empfangen, aber nicht jeder hat bewahrt und vermehrt. Die Gaben, die uns von Gott geschenkt wurden, wollen nicht vergraben werden, sondern verlangen nach Vermehrung durch gute Werke und Glauben. Und beim Jüngsten Gericht wird sich nicht offenbaren, was wir wissen, sondern wie wir gelebt haben – ob wir die Hungrigen gespeist und die Kranken besucht haben.

Wir sind gewohnt, die Begegnung mit Gott als etwas Fernes zu betrachten. Doch der Herr spricht anders: „*Darum wacht, denn ihr wisst weder den Tag noch die Stunde, in der der Menschensohn kommen wird*“ (Mt 25,13). Wichtig ist nicht allein die Erwartung, sondern auch die Art und Weise, wie dieses Warten verläuft.



So lasst uns wachsam sein und das Wort Gottes im Herzen bewahren. Unsere Wachsamkeit ist nicht die einsame Anstrengung unseres Willens, sondern die Antwort auf den, der in der Verkündigung bereits in unsere Natur eingegangen ist. Der Herr ist mit uns. So wollen auch wir mit Ihm sein. Damit unsere Antwort an Gott nicht verspätet oder leer ausfällt, sondern lebendig und treu werde. Möge der Herr uns die Gnade schenken, Ihm so einfach und wahrhaftig, ohne Zögern zu antworten, wie die Allheilige Jungfrau Ihm geantwortet hat: „*Mir geschehe nach deinem Wort.*“ Amen.

Predigt zum Palmsonntag (2026)

05.04.2026 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes!

Im heutigen Evangeliumsabschnitt (Joh. 12,1-18) sehen wir ein erstaunliches, fast filmreifes Bild: Lärm, Menschenmengen, Palmzweige, Rufe „*Hosianna!*“ – „*hilf doch!*“. Und im Zentrum dieser menschlichen Bewegung – die Stille des Herrn.

Der Evangelist Johannes bezeugt: Christus spricht an diesem Tag fast nichts. Mitten in der allgemeinen Jubelstimmung verharrt Er in vollkommener Stille.

Hier erinnern wir uns an die Worte aus dem Alten Testament, wo der Prophet Elija Gott sucht: „*Nicht im Sturm war der Herr ... nicht im Erdbeben ... nicht im Feuer ... aber in einem stillen, leisen Wehen*“ (1. Kön 19,11-12). Gott offenbart sich nicht dort, wo mehr Äußerliches, sondern dort, wo Tiefe ist.

So auch hier: Der Sinn des Geschehens liegt nicht im Jubel der Menge.

Die Menschen erwarten, in Christus einen König zu sehen – und darin irren sie sich nicht. Aber Er ist ein König, der nicht mit äußerer Macht einzieht: Er kommt auf einem jungen Esel sitzend, ohne jede irdische Herrlichkeit. Sie erwarten Befreiung, Triumph, Stärke. Christus aber zieht in Jerusalem ein, um Leiden und Tod zu empfangen.

Und deshalb schweigt Er.

Weil kein Wort jetzt das fassen könnte, was bevorsteht.

Erst kürzlich, am Tag zuvor, hat Er Lazarus vom Tode auferweckt. Das war ein deutliches Zeugnis: Christus hat Macht über den Tod. Und genau dieses Wunder war einer der Gründe, warum das Volk Ihn mit solcher Begeisterung empfängt. Die Menschen kommen, nicht nur Jesus zu sehen, sondern auch Lazarus – das lebendige Zeugnis der göttlichen Macht.

Aber zwischen der Auferweckung des Lazarus und der Auferstehung Christi liegt ein Weg, den niemand von denen, die Ihn empfangen, ganz zu verstehen und anzunehmen bereit ist.

Die Karwoche beginnt mit der Offenbarung der Macht über den Tod – und durchläuft dann etwas, das äußerlich wie eine Niederlage aussieht.

Und darin liegt das Entscheidende, das uns heute offenbart wird.

Was wir in den kommenden Tagen durchleben werden, ist nicht einfach nur das Gedenken an das Leiden Christi. Es ist ein Zusammenstoß des Todes mit Gott.

Der Tod nimmt Christus gleichsam auf – verlassen, erniedrigt, gekreuzigt. Doch am Ende erweist er sich als besiegt. Und das ist bereits im heutigen Tag verborgen, auch wenn es noch nicht offensichtlich ist.

Deshalb ist dieser Tag zugleich freudig und ernst.

Er stellt uns vor die Wahl: Bleiben wir nur bei diesem Triumph – oder gehen wir weiter, hinter



Christus her?

Wir verurteilen oft die Menge, die heute „Hosianna“ ruft und nach fünf Tagen „Kreuzige!“ schreien wird. Aber laßt uns lieber darüber nachdenken, welchen Platz wir selbst einnehmen werden. Hetzen und lärmern wir heute um Christus herum, während Er wie ein König seinen Einzug hält, um uns morgen schon wieder unseren eigenen Geschäften zuzuwenden und Ihn allein zu lassen?

Die Große Fastenzeit geht zu Ende, und damit verschiebt sich auch unsere Aufmerksamkeit. Alles, was mit uns selbst zu tun hatte – mit unseren Anstrengungen, mit der Reue, mit dem inneren Kampf – tritt in den Hintergrund.

Im Zentrum bleibt Christus – Sein Schweigen. Sein Werk, das Er um unseretwillen vollbringt.

Und die Kirche führt uns in den kommenden Tagen nicht zu komplizierten Überlegungen, sondern zum aufmerksamen Folgen dessen, was der Herr vollbringt.

Bemühen auch wir uns in diesen Tagen, in Seine Stille einzutreten. Legen wir für eine Weile unsere endlosen Klagen über das Leben, unsere kleinlichen Kränkungen und Sorgen beiseite. In der Mitte unserer Aufmerksamkeit stehe nur Er.

Und vielleicht wird uns in dieser Stille wenigstens ein kleiner Teil dessen offenbar, was Christus um unseretwillen vollbringt – Er, der in den Tod geht, um ihn zu vernichten und Leben zu schenken.

Amen.

Predigt zum Lazarus-Samstag (2026)

04.04.2026 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes!

Das Evangelium nach Johannes bezeugt insgesamt sieben Wunder unseres Herrn Jesus Christus – von der Verwandlung von Wasser in Wein zu Kana in Galiläa bis zur Vermehrung der Brote und der Heilung des Blindgeborenen. Die Auferweckung des Lazarus ist das letzte dieser Wunder und eines der größten, denn Lazarus war wirklich tot – nicht ohnmächtig, nicht in Lethargie, sondern bereits begraben. Was der Herr vollbrachte, lässt sich durch nichts erklären, was einer Reanimation ähnelt, wie die moderne Medizin sie kennt.

Es ist die dritte Auferweckung, die der Erlöser vollzog. Die Tochter des Jäirus erweckte er gleich nach ihrem Tod; den Sohn der Witwe von Nain auf dem Weg zum Begräbnis. Lazarus aber lag bereits vier Tage im Grab, und die Verwesung hatte seinen Körper berührt. Hier zeigte Christus deutlich seine göttliche Allmacht, indem er den auferweckte, der schon dem Verfall preisgegeben schien.

Und gerade dieses Ereignis – so offenkundig in seinem Inhalt – erweist sich zugleich als schwer zu verstehen. Der Herr kommt nicht sofort nach Betanien. Man berichtet ihm von der Krankheit des Lazarus, doch Er zögert. Stunden vergehen, dann Tage. Die Hoffnung der Angehörigen schwindet. Und als Christus endlich ankommt, liegt Lazarus schon vier Tage im Grab.

Und hier stellt sich die Frage, die vielleicht nicht immer laut ausgesprochen wird, aber dem Herzen wohl vertraut ist: Warum das? Warum eilt Gott nicht? Warum lässt Er zu, dass der Schmerz bis zum Äußersten geht?

Besonders erstaunlich ist, dass der Herr nicht nur zu spät kommt – Er hält auch noch vor dem Dorf an. Es ist, als ob sich alles viel zu langsam und quälend ausführlich entwickeln würde. Und dann geschieht, was einen tief berührt: *„Jesus weinte.“*

Dieses kurze Wort des Evangeliums offenbart sehr viel. Christus weiß nicht nur um das Leiden des Menschen – Er geht hinein in dieses Leiden. Er steht nicht abseits, erklärt nicht aus der Ferne den Sinn des Geschehenen, sondern weint mit denen, die einen Nahestehenden verloren haben.

Und dennoch – Er hätte den Tod des Lazarus verhindern können. Er hätte früher kommen können. Aber Er tat es nicht.

Das bedeutet: Es geht nicht nur um das Wunder selbst, nicht nur darum, einem einzelnen Menschen das Leben zurückzugeben. Durch dieses Zögern öffnet sich etwas Größeres: Gott handelt nicht nach menschlichem Fahrplan. Seine Zeit stimmt nicht mit unserer Erwartung überein.

Und das betrifft nicht nur Betanien. Das betrifft das ganze menschliche Leben. Wie oft muss man auf Antwort, auf Hilfe, auf Heilung warten. Wie oft scheint es, als schwinde die Hoffnung und Gott schweige.



Gott nimmt aus unserem Leben nicht die Vergänglichkeit, nicht die Möglichkeit des Leidens selbst. Aber Er geht hinein in dieses Leben. Der Sohn Gottes nimmt alles Menschliche auf Sich – Zeit, Schmerz, Tränen und Tod – und tut, was keiner der Menschen tun kann: Er verwandelt es von innen her.

Deshalb sind auch die Tränen Christi nicht Ausdruck von Ausweglosigkeit. Es ist Sein Mitleid, das zum Sieg führt.

Manchmal scheint es, dass Veränderungen im Leben eine Bedrohung sind: Trauer, Krankheit, Verlust. Aber gerade in dieser veränderlichen Welt wirkt Gott. Und Er zerstört sie nicht mit Gewalt, sondern verwandelt sie – durch Kreuz und Auferstehung.

Der Tod scheint unausweichlich, aber er ist nicht mehr endgültig. Er trennt den Menschen nicht mehr von Gott.

Und darum ist dieser Tag nicht nur eine Erinnerung an ein Wunder, sondern eine Offenbarung darüber, wie Gott handelt: nicht eilends nach menschlichem Maß, aber gewiss; Er beseitigt das Leid nicht sofort, sobald es uns heimsucht, sondern geht mit hinein; Er belässt den Menschen nicht im Grab, sondern führt ihn zum Leben heraus.

Der Herr stärke auch uns in diesem Vertrauen – dass wir im Warten, in der Trauer und in den Veränderungen nicht die Hoffnung auf den verlieren, der stärker ist als der Tod. Amen.

Predigt zum 5. Sonntag der Großen Fastenzeit, hl. Maria von Ägypten (2026)

29.03.2026 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes!

Liebe Brüder und Schwestern im Herrn, heute haben wir aus dem Evangelium gehört, wie der Herr auf dem Weg nach Jerusalem den Jüngern zum dritten Mal offenbart, dass Ihn Verrat, Schmach, Tod und Auferstehung erwarten. Er spricht offen und ausführlich darüber. Und im gleichen Moment kommt die Bitte der Jünger Jakobus und Johannes, ihnen den Platz zu Seiner Rechten und Linken in Seiner Herrlichkeit zu geben. Als ob die Worte vom Kreuz an ihnen vorübergegangen wären.

Dieser Bruch zwischen dem Wort Christi und den Erwartungen der Jünger ist nicht nur ihre Geschichte. Er ist uns sehr vertraut. Christus spricht vom Opfer, vom Kelch, vom Weg durch das Leiden. Und der Mensch spricht von seinem Platz, von Bedeutung, von Belohnung.

Der Herr antwortet unerwartet streng: *„Ihr wisst nicht, um was ihr bittet.“* Und dann kommt etwas noch Wichtigeres: Selbst denen, die Seinen Kelch trinken werden, wird keine „garantierte“ Belohnung versprochen. *„Denn das zu geben, steht nicht bei mir, sondern denen ist es bereitet“*, sagt Christus.

Es zeigt sich: Im Himmelreich kann man sich keine Vorzüge verdienen, es gibt keinen „Tarif“, nach dem wir uns irgendeine Leistung aussuchen und vollbringen könnten, um dann auf eine Belohnung zu hoffen! Und doch denken wir oft: Ich werde Verbeugungen machen, eine Kerze anzünden, ein Gebet sprechen, und dann werde ich gesund sein, kein Leid kennen oder mir werden sogar „die Sünden vergeben“. Aber wenn wir auf einen solchen Handel hoffen, betrügen wir uns selbst - wir ändern uns dadurch ja nicht.

Denn die Verbeugungen, Gebete und Kerzen brauchen wir zuallererst für uns selbst, nicht für Gott, und das, um uns auf das einzig Richtige auszurichten: *„Gib mir, mein Sohn, dein Herz“*, spricht der Herr zu uns (Spr 23,26). Das Herz aber ist der Anfang und die Wurzel all dessen, was wir denken, sagen und tun. Und wenn sich darin nichts ändert, bleibt auch alles andere beim Alten. Alles, was ohne Beteiligung des Herzens geschieht, wird zur Verstellung. Dann hört der Glaube auf, Glaube zu sein, die Liebe hört auf, Liebe zu sein, und alles verwandelt sich in Heuchelei.

Deshalb bleibt die Große Fastenzeit, die wir auch Zeit der Umkehr nennen, für viele, selbst für Gläubige, äußerlich: Die Speisen ändern sich, die Gottesdienste werden häufiger, die Verbeugungen kommen hinzu. Doch dann kommt Ostern - und alles kehrt an seinen alten Platz zurück. Dann wird die Fastenzeit einfach zu einem Zeitabschnitt, den man irgendwie „überstehen“ muss und der nirgendwo hinführt.

Selbst wenn wir bei der Beichte unsere Sünden bekennen, bleiben wir manchmal die Gleichen. Oft kämpft ein Mensch wirklich gegen die Sünde, fällt und steht wieder auf. Es kommt aber auch vor, dass sich dasselbe immer wieder wiederholt, ohne inneren Widerstand, wenn die Sünde

zwar benannt wird, der Mensch aber nicht von ihr ablässt und sie an ihrem Platz verbleibt. Dann wird die Beichte allmählich zur Gewohnheit, fast zu einer „Prozedur“ vor der Kommunion.

Umkehr aber ist eine Änderung der Denkweise und eine Veränderung des Lebens. Und genau deshalb stellt uns die Kirche heute das Bild der heiligen Maria von Ägypten vor Augen. Ihre Umkehr war echt: Es gab einen Moment, in dem alles alte abbrach. Das frühere Leben hörte auf, und ein neues begann.

Darin besteht die Umkehr in ihrem eigentlichen Sinn: nicht nur das Eingeständnis dessen, dass man nicht einem Ideal entspricht, sondern die entschiedene Umkehr der Richtung.

Das Himmelreich kann man sich nicht durch äußere Anstrengungen „verdienen“. Und deshalb verschwindet eine Sünde, die wir über Jahre nicht einmal zu verlassen versuchen, nicht von selbst – egal wie oft wir sie auch bei der Beichte benennen. Das Himmelreich wird nicht für die Menge einzelner religiöser Handlungen gegeben. Es eröffnet sich dort, wo der Mensch aufhört, berechnend zu sein, wo er sich wirklich von seinen Sünden abwendet und damit beginnt, Christus zu vertrauen.

Die heilige Maria von Ägypten konnte Gott nichts „vorweisen“. Sie ging nicht in die Wüste, um sich das Paradies zu „verdienen“, sondern weil sie Christus begegnet war. Sie fragte nicht nach Garantien. Sie folgte einfach Christus. Und es zeigte sich, dass keine Sünden der Vergangenheit den Weg zu Gott verwehren können, wenn ein aufrichtiger Wille zur Veränderung vorhanden ist.

Die Große Fastenzeit geht ihrem Ende entgegen, aber wir sollen ja nicht aufhören, Christus zu folgen. Lasst uns nicht mit dem Herrn „handeln“, sondern versuchen, Ihm unser Leben anzuvertrauen, so wie es die heilige Maria getan hat. Dann wird Ostern, die Auferstehung Christi, nicht einfach das Ende einer für uns unbequemen Zeit sein, sondern wirklich der Anfang eines neuen Lebens. Amen.

Predigt zum 4. Sonntag der Großen Fastenzeit, Gedenken des hl. Johannes Klimakos (2026)

22.03.2026 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes!

Liebe Brüder und Schwestern im Herrn! Das heutige Evangelium stellt uns vor ein vertrautes Bild: Ein verzweifelter Vater bringt seinen Sohn zu Christus: *„Ich habe deine Jünger gebeten, ihn (den stummen Geist) auszutreiben, und sie konnten nicht“* (Mk 9,18).

Und der Herr antwortet mit für uns so schweren Worten: *„O du ungläubiges Geschlecht ... wie lange soll ich bei euch sein?“* (Mk 9,19).

In diesen Worten liegt nicht nur ein Vorwurf an die Jünger. In ihnen offenbart sich etwas Tieferes: Der Glaube, um den es hier geht, ist nicht einfach die Gewissheit, dass Gott helfen kann. Der Vater glaubt ja – sonst wäre er nicht gekommen. Und doch sagt er: *„Ich glaube, Herr; hilf meinem Unglauben!“* (Mk 9,24).

Diese Zwiespältigkeit ist eine ziemlich genaue Beschreibung des menschlichen Herzens.

Auf der einen Seite wenden wir uns an Gott, beten, bitten. Auf der anderen Seite bleibt im Inneren Zweifel, Angst, Unsicherheit: Werden wir überhaupt erhört, wird Hilfe kommen, wird sich etwas ändern?

Und in diesem Zustand können die Worte Christi über Gebet und Fasten leicht als Hinweis auf eine bestimmte Methode missverstanden werden, als gäbe es ein Mittel, das wirken müsse. Doch das Evangelium zeigt etwas anderes. Gebet und Fasten sind keine Handlung, die von selbst ein Ergebnis bringt, sondern ein Weg, auf dem der Glaube allmählich ganz wird.

Nicht zufällig gedenkt die Kirche an diesem Tag des heiligen Johannes Klimakos. Sein Symbol ist die Leiter, die zum Himmel führt. Doch wichtig ist, dass diese Leiter nicht einfach eine Aneinanderreihung von Anstrengungen von unten nach oben ist.

Die Heilige Schrift selbst gibt dieses Bild bereits: die Leiter, die Erde und Himmel verbindet (vgl. Gen 28,12f.). Und Christus selbst sagt, dass die Engel über dem Menschensohn auf- und niedersteigen (vgl. Joh 1,51). Das bedeutet, dass diese Verbindung nicht nur ein Bild, sondern Wirklichkeit ist. Sie ist in Christus selbst.

Daher ist das Aufsteigen, von dem der heilige Johannes spricht, nicht der Versuch, „zu Gott zu gelangen“, als wäre Er fern. Es ist das allmähliche Eintreten in das Leben mit Gott, der bereits zum Menschen gekommen ist.

Unser Fasten, unsere Anstrengungen und Bemühungen haben eine Grenze. Wir können nicht unendlich fasten, nicht unablässig die äußeren Leistungen steigern. Das geistliche Leben dagegen kennt keinen „Punkt“, an dem man sagen könnte: genug. Das Verlangen, bei Gott zu sein, kennt keine Grenze, und die Liebe, das Streben zu Ihm, hat keinen „Maximalwert“.

Und so wird verständlicher, warum die Jünger dem Jüngling nicht helfen konnten. Der Mangel lag nicht in Worten und nicht in Handlungen. Es fehlte eben jene innere Sammlung, die lebendige Verbindung mit Gott.

Doch wo beginnt sie?

Der Prophet Jesaja überliefert die Worte Gottes: *„Ich wohne in der Höhe und im Heiligtum und bei denen, die zerschlagenen und demütigen Geistes sind, um den Geist der Demütigten zu beleben und das Herz der Zerschlagenen.“* Das heißt, in einem Herzen, das fähig ist, mit Gott zu sein.

Und dann klingen die Worte des Vaters: *„hilf meinem Unglauben“* nicht mehr wie Schwäche. Sie sind der Beginn des lebendigen Glaubens. Denn der Mensch hört auf, sich nur auf sich selbst zu stützen, und wendet sich erstmals ernsthaft an Gott.

Die Große Fastenzeit neigt sich bereits ihren letzten Wochen zu. Und in dieser Zeit bietet uns die Kirche keine neuen Regeln oder Erschwernisse an. Sie zeigt: Es kommt nicht darauf an, wie viele Stufen bereits erklommen worden sind.

Wichtig ist, ob in uns diese Bewegung zu Gott hin ist, die nicht aufhören darf, selbst wenn wir unsere Schwäche spüren.

Der Herr türmt ja keine Berge vor uns auf und sagt nicht einfach: „Viel Glück, versucht, den Gipfel zu erklimmen – nur wenige werden es schaffen.“ Im Gegenteil, Er sagt: *„Kommt her zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid! Ich will euch erquickern. Nehmt mein Joch auf euch und lernt von mir, denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig; so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen. Denn mein Joch ist sanft, und meine Last ist leicht“* (Mt 11,28-30).

In Christus finden wir Ruhe – den Weg, die Leiter zum Himmelreich, wir können sie in Ihm und mit Ihm finden und gehen. Und wir brauchen uns nicht zu ängstigen, dass uns die Kraft, die Reinheit und die Sammlung fehlen. Wir müssen ein demütiges Herz erlangen und zu Christus fliehen – Er hebt uns empor, Er öffnet den Weg ins Reich.

Und dann setzt sich der Weg fort. Nicht weil unsere Kraft ausreicht, sondern weil Christus Selbst uns annimmt und führt.

Und vielleicht ist das wahrhaftigste Gebet in dieser Fastenzeit jenes schlichte Wort aus dem heutigen Evangelium, in dem sich Glaube, Schwachheit und Hoffnung ausdrücken: *„Ich glaube, Herr; hilf meinem Unglauben!“* Amen.

Predigt zum Sonntag der Kreuzverehrung (2026)

15.03.2026 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.

Im Herrn geliebte Brüder und Schwestern! Im Evangelium nach Markus spricht unser Herr Jesus Christus: *„Wer mir nachkommen will, verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach.“* (Mk 8,34)

Diese Worte klingen streng und sogar furchteinflößend. Christus sagt nicht: „Wer Hilfe empfangen will“ oder „wer Erleichterung im Leben wünscht“. Er sagt: „Wer mir nachkommen will, nehme sein Kreuz auf sich.“

Doch der Mensch erwartet von Gott gewöhnlich etwas ganz anderes. Wir hoffen, dass der Glaube Erleichterung im Leben bringt: von Leiden befreit, Probleme löst, Gesundheit und Wohlstand schenkt. Und deshalb erscheinen die Worte Christi über das Kreuz seltsam. Warum beginnt der Weg Ihm nach ausgerechnet mit dem Kreuz?

Viele stellen sich Gott als strengen Richter vor, der den Sündern zürnt und sie bestraft. Aber die frohe Botschaft des Evangeliums ist eine andere: Gott ist die Liebe, und Er sandte Seinen Sohn in die Welt, um die Sünder zu retten, nicht um sie zu bestrafen.

Diese Liebe Gottes offenbart sich durch die gesamte Heilsgeschichte. In den alttestamentlichen Büchern Genesis und Exodus, die in den Tagen der Großen Fastenzeit gelesen werden, sehen wir die Geschichte des Volkes Israel. Es ist eine Geschichte nicht nur der Wunder, sondern auch der beständigen Untreue. Die Menschen sahen die Macht Gottes in Ägypten und in der Wüste, dennoch murrten sie, forderten Götzenbilder, wandten sich von Gott ab. Der Prophet Ezechiel nennt die Geschichte Israels geradezu eine Geschichte der Untreue (vgl. Ez 16,14-26). Aber Gott verlässt Sein Volk nicht. Das ganze Alte Testament ist eine Geschichte der Treue Gottes trotz der Untreue der Menschen.

Dasselbe geschieht auch in unserer Zeit. Der Herr errettet nicht, weil wir gut fasten, nicht wegen der langen Gottesdienste und nicht, weil wir irgendwie richtiger wären als andere. Die Errettung beginnt nicht mit unseren Verdiensten, sondern mit der Liebe Gottes, die den Menschen ruft, im Glauben zu antworten und Christus nachzufolgen.

Und diese Seine Liebe offenbart sich endgültig am Kreuz.

Besonders deutlich wird dies in den Ereignissen der Karwoche. Dort werden alle Jünger den Heiland verlassen, Ihn verraten und auseinanderlaufen, und Er wird allein am Kreuz bleiben. Doch obwohl Ihn alle verlassen haben, bringt Er dieses größte Opfer. Er wird auferstehen, den Tod besiegen und selbst denen Leben schenken, die Ihn verlassen und verleugnet haben. Wie es der Apostel Paulus sagt: *„Gott aber erweist seine Liebe zu uns darin, dass Christus für uns gestorben ist, als wir noch Sünder waren.“* (Röm 5,8)

Und hier offenbart sich das Geheimnis der Worte Christi über das Kreuz. Der Herr ruft uns nicht

einfach auf, das Kreuz auf uns zu nehmen – Er Selbst nimmt es zuerst auf Sich. Er fordert vom Menschen nichts, was Er Selbst nicht getan hat.

Doch solange wir von Gott nur Hilfe erwarten, nur Wunder, die Leiden und Schwierigkeiten aus unserem Leben beseitigen, Gesundheit und Wohlstand schenken würden, wird das Kreuz für uns das bleiben, was der Apostel Paulus *„den Juden ein Ärgernis und den Heiden eine Torheit“* nannte (1 Kor 1,23). Heute noch bleibt das Kreuz ein Ärgernis für die, die vom Glauben nur Hilfe für sich selbst erwarten, und eine Torheit für die, die für alles eine logische Erklärung fordern.

Am Kreuz beseitigt Christus den menschlichen Schmerz nicht durch ein Wunder und steigt nicht herab, um Seine Macht zu beweisen. Er bleibt am Kreuz, weil *„niemand größere Liebe (hat) als die, dass er sein Leben hingibt für seine Freunde“* (Joh 15,13). Die Liebe Gottes geht bis zum Äußersten. Das Kreuz offenbart uns das Wichtigste: Gott bleibt nicht abseits vom menschlichen Leben, sondern Er tritt Selbst in es ein, nimmt dessen Schwere auf Sich und eröffnet dem Menschen dadurch den Weg zum ewigen Leben.

Deshalb wird in der Mitte der Großen Fastenzeit das Kreuz in die Mitte der Kirche getragen. Damit wir das größte, manchmal erschreckende, aber letztlich freudigste Geheimnis unseres orthodoxen Glaubens nicht aus den Augen verlieren. Das Kreuz, von dem Christus spricht, sind nicht nur große Leiden. Meistens besteht es aus Kleinem: aus Geduld, aus Treue, aus dem Kampf mit der eigenen Sünde, aus der Fähigkeit zu vergeben, wenn man verurteilen möchte, aus der Treue zu Gott, selbst wenn es schwer fällt.

Denn unser Glaube handelt nicht davon, dass Gott einfach unsere Probleme löst. Er handelt davon, auf Seine Liebe mit Liebe zu antworten und Ihm auf dem Weg nachzufolgen, den Er Selbst gegangen ist.

Möge ein jeder von uns heute die Worte des Herrn hören und den Weg fortsetzen. Wenn wir das Kreuz aufnehmen, das der Herr jedem von uns gibt, dann werden die Worte von der Auferstehung nicht eine bloße Erinnerung an ein vergangenes Ereignis sein. Dann wird die Auferstehung unsere Hoffnung und unser Leben werden.

Durch die Kraft des ehrwürdigen und lebensschaffenden Kreuzes möge der Herr uns alle erbarmen und retten. Amen.

Predigt zum 2. Sonntag der Großen Fastenzeit (2026)

08.03.2026 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes!

Im Herrn geliebte Brüder und Schwestern! Das heutige Evangelium (Mk 2,1-12) berichtet uns von der Heilung eines Gelähmten. Seine Freunde, die an die Kraft Christi glaubten, deckten das Dach des Hauses ab und ließen den Kranken zu den Füßen des Erlösers hinab. Diese Geschichte ist anschaulich und tiefgründig in ihrem Gehalt.

Hier offenbart sich uns zum Beispiel der Zusammenhang zwischen Glaube und Wunder. Gewöhnlich neigt man ja zu der Annahme, dass der Glaube überhaupt erst aus wunderbaren Ereignissen entsteht. Und wie schnell verfallen wir in Kleinmut, wenn das Wunder ausbleibt, wenn wir nicht das erhalten, worum wir Gott bitten. Beim Herrn aber verhält es sich, wie sich zeigt, genau umgekehrt: Das Wunder wird zur Antwort auf einen starken und lebendigen Glauben.

Als „Glauben“ bezeichnet der Herr hier aber das Tun, die tätige Hilfe für den Nächsten. Glaube ist nicht nur das Nachdenken über Gott und nicht nur das Eingeständnis, dass Er existiert. Glaube ist in den Augen des Herrn die Tat, die Aufopferung, manchmal sogar die verzweifelte Handlung für einen anderen Menschen.

Darüber hinaus sehen wir, dass der Glaube der einen anderen helfen kann. Der Herr heilt den Gelähmten, als er *„ihren Glauben sieht“*, das heißt den Glauben jener vier Freunde, die so sehr vertrauten, dass sie das Dach abdeckten und den Kranken direkt zu den Füßen Christi niederließen. Ihr Glaube half dem, der selbst nichts mehr tun konnte.

Und mit welchen Worten wendet sich der Herr an den Gelähmten? Er sagt: *„Kind, dir sind die Sünden vergeben!“* Einige Schriftgelehrte hielten dies für Gotteslästerung, denn nur Gott kann Sünden vergeben. Damit hatten sie Recht. Doch der Herr Jesus Christus ist wahrer Gott und wahrer Mensch und besitzt die göttliche Vollmacht, Sünden zu vergeben. Und Er nennt den Gelähmten „Kind“, wie ein liebender Vater.

Nicht selten erwarten wir von Gott in erster Linie Wunder. Aus Glauben zu handeln – das heißt, auf eigene Gewohnheiten, auf die eigene Bequemlichkeit zu verzichten – fällt uns oft schwer.

Doch der Herr Jesus Christus ruft uns auf, Ihm nachzufolgen, und die Wunder erweist Er als Zeichen des Reiches Gottes. Beachten wir: Das Wunder der Heilung vollzieht sich nach der Glaubenstat und durch die Vergebung der Sünden.

Wenn wir zur Beichte kommen, hören wir am Ende fast dieselben Worte, die heute im Evangelium erklangen: *„Kind, dir sind die Sünden vergeben.“* So heilt der Herr Jesus Christus den Menschen bis zum heutigen Tag.

Doch zuvor richtet Er gleichsam an jeden von uns die Frage: *„Was soll ich für dich tun?“* Diese Frage stellte der Herr den Menschen, bevor Er sie heilte (vgl. Mt 20,32; Lk 18,41; Mk 10,51).



Stellen auch wir uns diese Frage: Was erbitte ich persönlich vom Herrn? Was suche ich, wenn ich meine Sünden bekenne?

Wenn die Antwort nur lautet: „Das muss man eben vor der Kommunion tun“ oder „Das ist halt so Vorschrift“, – dann werden wir wohl kaum etwas Größeres empfangen. Aber wollen wir tatsächlich Vergebung der Sünden? Wollen wir die Heilung unserer Seele? Wollen wir lernen, den Nächsten zu vergeben? Wünschen wir, dass Christus in unseren Herzen wohnt und wir auf ewig bei Ihm sein mögen? Oder brauchen wir einfach nur ein Wunder?

Liebe Brüder und Schwestern, in den Tagen der Großen Fastenzeit lasst uns daran denken, dass wir danach streben, Gott zu finden. Wir haben die Fastenzeit mit der gegenseitigen Vergebung begonnen, damit auch der Herr uns unsere Sünden vergibt. Das heutige Evangelium erinnert uns daran, dass die Heilung mit dem Glauben und mit der Vergebung der Sünden beginnt. Darum sollen wir nicht nach Wundern an sich streben, sondern nach einer wirklichen Begegnung mit dem Herrn.

Nicht zufällig ist der zweite Sonntag der Großen Fastenzeit dem Gedenken an den heiligen Gregor Palamas gewidmet. Der Heilige lehrte: Gott offenbart sich nicht in abstrakten Überlegungen, sondern in der Erfahrung der lebendigen Begegnung, und die Gnade Gottes ist nicht einfach nur Seine Hilfe, sondern die Gnade ist nichts anderes als Gott Selbst, der im Menschen wirkt.

Gregor Palamas sagte, dass die Erlösung die Verklärung des Menschen selbst ist, die Teilhabe am Leben Gottes, das, was die Kirchenväter Vergöttlichung nennen.

Deshalb ruft uns die Kirche so nachdrücklich zu Fasten, Gebet und Umkehr – nicht weil Gott unsere Aufopferungen bräuchte, sondern weil durch sie das Herz des Menschen fähig wird, Seine Gnade aufzunehmen.

Mit anderen Worten: Gott vergibt dem Menschen nicht einfach die Sünden und tritt dann wieder zurück, um weiter zuzusehen. Er will den Menschen heilen und verklären, ihm die Gottähnlichkeit zurückgeben, die ihm bei der Erschaffung gegeben war (vgl. Gen 1,26) und die infolge der Sünde verloren ging.

Möge der Herr in uns einen lebendigen und tätigen Glauben erwecken; und mögen auch wir einst Seine Stimme hören: „Deine Sünden sind dir vergeben; steh auf und geh!“ Amen.

Predigt zum Sonntag der Orthodoxie (2026)

01.03.2026 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes!

Im Herrn geliebte Brüder und Schwestern! Die erste Woche der Großen Fastenzeit liegt hinter uns. Wer in diesen Tagen in der Kirche war, wer den Bußkanon gehört hat, wer auf die gesammelte Ordnung des Gottesdienstes geachtet hat, der hat gespürt: Das Fasten tritt nicht als äußere Speisenregel in unser Leben ein, sondern als eine Veränderung unseres inneren Blicks. Es wird stiller im Inneren, und in dieser Stille erklingen die Worte der Heiligen Schrift deutlicher.

In der Frühzeit war dieser erste Sonntag der Großen Fastenzeit dem Gedenken an die Propheten gewidmet. Und die heutigen Lesungen bewahren diese Spur. Der Apostel spricht im Hebräerbrief von Mose, der *„die Schmach Christi für größeren Reichtum hielt als die Schätze Ägyptens“*, und von vielen anderen, die durch Entbehrungen und Leiden hindurchgingen und an der Verheißung festhielten (Hebr 11). Sie sahen deren Erfüllung nicht, aber sie lebten, als wäre sie bereits nahe.

Und in der heutigen sonntäglichen Evangeliumslesung hörten wir von der Berufung des Philippus und des Nathanael in die Nachfolge Christi. Zum Philippus sagt der Herr einfach: *„Folge mir nach!“*, doch mit Nathanael war es etwas schwieriger.

Nathanael ist nämlich ein gelehrter Mann, der die Heiligen Schriften gut kennt. Darum zweifelt er zunächst, als Philippus sagt, sie hätten *„den gefunden, über den Mose im Gesetz und die Propheten geschrieben haben, Jesus, den Sohn Josephs, aus Nazaret“*. Tatsächlich gibt Gott bereits durch den Propheten Mose die Verheißung der Geburt des Erlösers *„aus deiner Mitte, aus deinen Brüdern“* (Dtn 18,15). Die übrigen Propheten fügten weitere Einzelheiten über die künftige Geburt des Messias hinzu, und eines dieser Details war die Prophezeiung, dass der Erlöser in der Stadt Bethlehem geboren werden wird.

Deshalb antwortet Nathanael dem Philippus: *„Aus Nazaret kann etwas Gutes kommen?“* Philippus bietet ihm daher den einzig richtigen Weg an: *„Komm und sieh!“*

Und tatsächlich bekennt Nathanael, als er Christus sieht: *„Rabbi, du bist der Sohn Gottes, du bist der König Israels!“* Der Herr lobt ihn: *„Siehe, wahrhaftig ein Israelit, in dem kein Trug ist.“* Der Herr spricht von Nathanael als einem gewissenhaften Menschen.

Das Bild des Nathanael sagt jedem von uns: Der Glaube soll nicht blind sein, sondern bewusst. Überhaupt ist Glaube nicht „Ausschaltung der Vernunft“. Glaube ist bewusstes Vertrauen auf Gott. Er erschöpft sich nicht im Wiederholen einstudierter Formeln. Man kann die heiligen Texte auswendig kennen, man kann sich an den Gottesdienst gewöhnen, man kann sich automatisch bekreuzigen und verneigen – und dabei innerlich Christus gar nicht sehen. Die Worte des Glaubensbekenntnisses, die Gebete, die Gesänge verlangen nach der Aufmerksamkeit des Herzens. Man muss sie durchdenken, durchleben, mit dem eigenen Leben in Beziehung setzen. All das soll einer lebendigen Gemeinschaft mit Gott dienen.

Der heutige Sonntag wird „Sonntag der Orthodoxie“ genannt. Dieses Fest wurde im 9.

Jahrhundert zum Gedenken an die Wiederherstellung der Ikonenverehrung eingeführt. Und es geht dabei keineswegs nur um eine Frage der Kirchenkunst, sondern um ein Zeugnis genau jener evangelischen Wahrheit, dass Gott Mensch geworden ist, in die Welt eingetreten ist, sichtbar wurde und folglich auf heiligen Bildern dargestellt werden kann. Indem wir die heiligen Bilder verehren, bekennen wir, dass Christus um unseres Heiles willen in die Welt gekommen ist, dass das Unsichtbare sichtbar wurde. Darum ist der Sonntag der Orthodoxie der Sieg des Glaubens an die Wahrheit der Menschwerdung Gottes. Damals, im 9. Jahrhundert, verteidigte man nicht einfach den Brauch, Kirchen künstlerisch auszugestalten, sondern das Wesen des christlichen Glaubens selbst.

Die Ikone wendet sich an unser Sehen, so wie sich das Evangelium an das Hören wendet. Sie lehrt uns, aufmerksam auf Christus zu schauen. Wenn der Blick nicht abschweift, sondern sich sammelt, dann beginnt auch der Mensch sich allmählich zu verändern. In der Kirche sehen wir neben dem Erlöser die Heiligen, die Apostel, die Propheten und die Märtyrer – jene, von denen der Apostel als von der *„Wolke der Zeugen“* sprach. Viele von ihnen sahen, wie wir, nur das Bild Christi, aber sie lebten so, dass dieses Bild ihr Leben verwandelte.

Die Große Fastenzeit ist eine Zeit, in der die Kirche uns erneut vor die Wahl stellt: Bleiben wir auf der Ebene der Gewohnheit oder entschließen wir uns, tiefer zu gehen? Die Propheten erwarteten den Messias mit ihrem ganzen Leben. Nathanael scheute sich nicht zu prüfen und sich zu überzeugen. Der Apostel ruft uns auf, *„hinzuschauen auf Jesus, den Anfänger und Vollender des Glaubens“* (Hebr 12,2).

Wenn in den vergangenen Tagen unser Herz ein wenig aufmerksamer geworden ist, wenn unser Gebet aufgehört hat, nur Klang zu sein, dann sind wir bereits in die Fastenzeit eingetreten. Lasst uns diese innere Sammlung bewahren, damit unser Bekenntnis zu Christus nicht nur gesprochen, sondern auch gelebt wird. Amen.

Predigt zum Vergebungssonntag (2026)

22.02.2026 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes!

Im Herrn geliebte Brüder und Schwestern, heute ist der letzte Sonntag vor der Großen Fastenzeit, der Tag des Gedenkens an Adams Vertreibung aus dem Paradies.

Wir wissen: Adam und Eva sündigten, indem sie von der verbotenen Frucht aßen. Doch nicht der Akt des Essens an sich brachte ihnen das Verderben. Der Herr kam zu ihnen *„in der Kühle des Nachmittags“* – ruhig, ohne Donner und Blitz. *„Und Gott der HERR rief Adam und sprach zu ihm: Wo bist du?“* (Gen 3,8-9) – nicht weil Er es nicht wusste, sondern weil Er eine Gelegenheit zur Antwort geben wollte. Gott selbst sucht den Menschen, geht als Erster auf ihn zu.

Und hier liegt der entscheidende Moment. Nicht ein Richter mit einer Anklage tritt vor den Angeklagten, sondern ein Vater kommt zu seinem verlorenen Kind. So wird es auch im Gleichnis des Evangeliums sein: *„Als er aber noch fern war, sah ihn sein Vater und hatte Erbarmen“* (Lk 15,20).

Doch anstelle von Reue ertönt eine Rechtfertigung: *„Die Frau, die du mir gegeben hast...“*; *„die Schlange hat mich betört“*. Sie schieben ihre Schuld ab – aufeinander und sogar auf Gott. Und ein einfaches Wort blieb unausgesprochen: „Vergib mir.“ Die Pforten des Paradieses schlossen sich nicht, weil Gott nicht vergeben, sondern weil der Mensch nicht umkehren wollte.

Die heutige Evangeliumslesung beginnt mit den Worten: *„Wenn ihr den Menschen ihre Verfehlungen vergebt, so wird euch euer himmlischer Vater auch vergeben“* (Mt 6,14). Diese Worte folgen unmittelbar auf das Gebet „Vater unser“ und erschließen dessen Sinn. Wir bitten: *„Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern“*. Und der Herr sagt klar: In dem Maße, wie du vergibst, wird auch dir vergeben werden.

Dies ist ein Gesetz des geistlichen Lebens. Man kann getauft sein, orthodox, man kann sogar Theologe sein, die heiligen Mysterien Christi empfangen – aber wenn wir unseren Nächsten ihre Verfehlungen nicht von Herzen vergeben wollen und nicht vergeben, empfangen wir selbst auch keine Vergebung der Sünden von Gott.

Manchmal erscheint uns die Große Fastenzeit als eine düstere Zeit, die man um des Lichtes von Ostern willen ertragen muss. Selbst äußerlich wird alles strenger, dunkler. Doch die heutige Apostellesung spricht anders:

„Und tut dies, weil ihr die Zeit erkennt, dass die Stunde schon da ist, da ihr vom Schlaf aufwachen sollt. Denn jetzt ist unser Heil näher als damals, als wir gläubig wurden. Die Nacht ist vorgerückt, der Tag aber nahe. So lasst uns ablegen die Werke der Finsternis und anlegen die Waffen des Lichts!“ (Röm 13,11-13).

Das heißt, die Fastenzeit ist nicht Finsternis, sondern bereits die Morgendämmerung. Nicht eine Zeit der Niedergeschlagenheit, sondern eine Zeit des Erwachens. Die Nacht liegt hinter uns, der Tag naht.



Das Fasten ist ein Mittel, das uns die Kirche gibt. Enthaltbarkeit ist nicht um der Entbehrungen willen nötig, sondern um zu lernen, die gestörte Ordnung wiederherzustellen: Der Geist des Menschen soll Gott zugewandt sein, nicht dem Leib, und der Leib soll dem Geist gehorsam sein, nicht den Gelüsten, Leidenschaften und äußeren Einflüssen. Die Fastenzeit gibt dem Menschen seine innere Ganzheit zurück.

Interessant ist, dass es manchmal leichter fällt zu fasten, als zu vergeben. Aber die Große Fastenzeit beginnt gerade nicht mit Einschränkungen, sondern mit Vergebung.

Andernfalls kann sie nicht zur Rückkehr ins verlorene Paradies verhelfen. Bei den altchristlichen Asketen gab es den Brauch, vor der Großen Fastenzeit einander um Vergebung zu bitten, um den Kampf des Fastens ohne die Last des Grolls anzutreten. Dieser Brauch wurde von der gesamten Kirche übernommen. Und auch heute bitten wir einander um Vergebung und vergeben selbst.

Daher bitte auch ich euch:

Segnet mich, heilige Väter und Brüder und Schwestern, und vergebt mir Sünder, was ich an diesem Tag und an allen Tagen meines Lebens in Wort, Tat, Gedanke und mit allen meinen Sinnen gegen euch gesündigt habe.

Durch Seine Gnade möge Gott uns allen vergeben und sich unser erbarmen. Amen.

Predigt zum Sonntag des Jüngsten Gerichts und zum Fest der Darstellung des Herrn (2026)

15.02.2026 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes!

Heute verbindet die Kirche zwei Ereignisse miteinander: das Gedenken an das Jüngste Gericht und das Fest der Darstellung des Herrn. Das eine handelt vom letzten Tag, an dem der Menschensohn in seiner Herrlichkeit kommen und *„die Menschen voneinander scheiden wird, wie der Hirt die Schafe von den Böcken scheidet“* (Mt 25,32). Das andere handelt von einer stillen Begegnung im Tempel, als der gerechte Simeon das Christuskind in seine Arme nimmt. Doch in der Tiefe ist es ein und dasselbe Thema – die Begegnung des Menschen mit Gott.

Die Darstellung des Herrn – im Russischen *Sretenije*, im Griechischen *Ἡ Ὑπαπαντή* – bedeutet *Begegnung*. Der greise Simeon hatte auf den *„Trost Israels“* gewartet – und durch den Heiligen Geist wurde ihm offenbart, wen er da in seinen Armen hielt. Schon Jahrhunderte zuvor hatte der Prophet Maleachi diesen Augenblick vorausverkündet: *„Plötzlich wird zu Seinem Tempel kommen der Herr, den ihr sucht“* (Mal 3,1). Der gerechte Simeon vollendet die alttestamentliche Erwartung und eröffnet die Epoche des Neuen Bundes. Und sogleich erklingen die Worte, die bereits auf das Gericht verweisen: *„Siehe, dieser ist bestimmt zum Fall und zum Aufstehen für viele in Israel“* (Lk 2,34). Christus wird zum Maßstab: Die Haltung zu Ihm offenbart die Wahrheit über den Menschen.

Im Evangelium vom Jüngsten Gericht ist dieser Maßstab derselbe. *„Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mir zu essen gegeben“* (Mt 25,35). Doch hier entsteht auf den ersten Blick eine Spannung. Simeon erkannte Christus – und das wurde für ihn zum Frieden und zur Vollendung seines Lebens. Die Gerechten im Gleichnis aber fragen: *„Herr, wann haben wir Dich (...) gesehen ...?“* Sie haben Ihn scheinbar nicht erkannt – und dennoch stehen sie zu Seiner Rechten.

Es zeigt sich: Der Mensch muss nicht für sich formulieren: ‚In diesem Armen ist Christus‘, aber wenn sein Herz von Barmherzigkeit bewegt wird, lebt es bereits in demselben Geist, den der Herr Selbst schenkt. Die Gerechten „erkannten“ Christus nicht mit dem Verstand und berechnend; sie taten das Gute nicht aus religiösen Beweggründen im Hinblick auf einen Lohn – aber ihr Herz war bereits bei Ihm. Jede Regung ihres Erbarmens, jedes Wort des Trostes wurde zur Begegnung mit Ihm, auch wenn sie sich ihrer Gerechtigkeit gar nicht bewusst waren.

Bei Simeon haben wir die offenkundige, von der Offenbarung erklärte Begegnung. Im Gleichnis vom Gericht haben wir die alltäglichen, fast unscheinbaren Begegnungen, in denen der Mensch entweder im Geist Christi lebt oder nicht. Und im Gericht offenbart sich die Wahrheit: Alles, was aus Liebe getan wurde, erwies sich als Ihm getan.

Deshalb erfolgt das Heil nicht aus intellektuellem „Erkennen“. Es genügt nicht, einfach anzuerkennen, dass „es einen Gott gibt“, denn es geht nicht um Findigkeit, sondern um die Verwandlung des Herzens. Simeon erkannte Ihn, weil er wartete und liebte. Die Gerechten

dienten Ihm, weil sie liebten.

Der Apostel Paulus erinnert uns heute: *„Speise aber wird uns vor Gott nicht bestehen lassen“* (1 Kor 8,8). Diese Worte erklingen an der Schwelle zur Großen Fastenzeit besonders nüchtern. Das Äußerliche an sich verbindet den Menschen nicht mit Christus. Enthaltung, Gebetsregel, Disziplin – all das hat nur dann einen Sinn, wenn das Herz fähig wird zur Begegnung mit Gott. Und der Apostel fährt fort: *„Wenn aber Speise meinem Bruder Anstoß gibt, will ich für immer kein Fleisch essen.“* Und das ist keine Regel über Speise, sondern ein Hinweis auf die Verantwortung für den Nächsten.

Simeon spricht, nachdem er Christus begegnet ist: *„Nun lässt du, Herr, deinen Knecht ... in Frieden scheiden“* (Lk 2,29). Die Begegnung mit dem Heiland schenkt Frieden und Vollendung des Lebens. Doch dieselben Worte über das Kind – *„zum Fall und zum Aufstehen“* – mahnen uns: Die Begegnung kann auch zum Gericht werden.

Das Gericht ist keine kalte Untersuchung, sondern das Offenbarwerden dessen, wovon der Mensch gelebt hat. War sein Herz Christus wesensverwandt? War sein Leben erfüllt von Begegnungen mit Christus – offenkundigen, wie bei Simeon, oder stillen, wie in den Werken der Barmherzigkeit? Christus bleibt derselbe. Unterschiedlich ist nur unser Herz.

Wir stehen an der Schwelle zur Großen Fastenzeit und hören vom Jüngsten Tag nicht um uns zu ängstigen, sondern zur Nüchternheit. Jeder Tag bringt seine kleinen Begegnungen mit sich. Und wenn das Herz lernt, Barmherzigkeit zu üben, dann wird selbst die unscheinbare Hilfe am Nächsten bereits zur Begegnung – zur Darstellung des Herrn in unserem Leben.

Gebe uns der Herr ein waches und lebendiges Herz, damit die Begegnung mit Ihm für uns nicht zum Fall, sondern zum Aufstehen wird zum ewigen Leben. Amen.

Predigt zum Sonntag des Verlorenen Sohnes (2026)

08.02.2026 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes!

Liebe Brüder und Schwestern im Herrn! Heute haben wir das Gleichnis gehört, das die Kirche das „Gleichnis vom verlorenen Sohn“ nennt. Es ist so inhaltsreich, dass man es oft als „Evangelium im Evangelium“ bezeichnet – so verdichtet und tiefgründig wird darin die frohe Botschaft offenbart, die unser Herr Jesus Christus der Welt gebracht hat.

Dieses Gleichnis spricht Christus, nachdem Er das Murren der Schriftgelehrten und Pharisäer vernommen hat: *„Dieser nimmt Sünder an und isst mit ihnen“* (Lk 15,2). Anstatt zu streiten, erschliesst Er ihnen und uns Gottes Barmherzigkeit – und zeigt, was Gott im Grunde vom Menschen erwartet.

Der Inhalt des Gleichnisses ist uns wohlbekannt. Der Vater darin ist Gott selbst, der seine Gaben unter den Söhnen teilt. Der jüngere Sohn empfängt seinen Erbteil, zieht fort und verschleudert alles in einem ausschweifenden Leben. In Armut geraten, kehrt er reumütig und mit zerknirschtem Herzen zurück. Und hier lenkt der Herr unsere Aufmerksamkeit auf ein wichtiges Detail: Der Vater sah den Sohn von weitem, lief ihm entgegen – er hatte also gewartet. Er macht keine Vorwürfe, verlangt keine Entschuldigungen, sondern umarmt ihn und freut sich. Es ist, wie es in einem bekannten Psalm heisst: *„Ein zerbrochenes und zerschlagenes Herz wirst du, Gott, nicht verschmähen“* (Ps 50,19 LXX).

Die Rückkehr des jüngeren Sohnes ist nicht nur ein moralisches Vorbild. Es ist das Bild des Sakraments der Buße – wenn der Mensch sein Verfehlen erkennt, sich nicht rechtfertigt und nicht stehen bleibt, sondern den Entschluss fasst, sich von dem begangenen Übel abzuwenden, aufsteht und zum Vater zurückkehrt.

Die Kirche stellt uns dieses Gleichnis in einer besonderen Zeit vor Augen – in den Vorbereitungswochen auf die Grosse Fastenzeit. Wir verstehen das Fasten oft vor allem als eine Zeit äusserer Anstrengung, und unser Verstand konzentriert sich leicht darauf, was erlaubt und was verboten ist. Man könnte erwarten, dass die Evangelienlesungen uns vor allem in den Regeln unterweisen. Stattdessen aber gibt uns die Kirche Gleichnisse – Bilder, die weniger vorschreiben als vielmehr andeuten und behutsam den Zustand des Herzens offenbaren.

Die Erfüllung der Gebote ist das feste Fundament, auf dem das geistliche Leben aufbaut. Ohne dieses Fundament schwankt die Seele im Wind der Leidenschaften und eigenen Launen. Die Gebote bewahren uns vor dem Fall, aber an sich machen sie das Herz noch nicht zu dem eines Gotteskindes. Man kann nahe beim Vater sein – und seine Freude doch nicht teilen.

Denn in dem Gleichnis vom verlorenen Sohn sehen wir nicht nur das Bild des reuigen Sünders, sondern auch das Bild des älteren Bruders, der immer beim Vater war, nicht fortging und treu diente. Und dennoch kann er sich nicht über die Rückkehr des Bruders freuen. Er erinnert sich an dessen Sünden, sieht das Geschehen als Ungerechtigkeit – nach menschlichem Massstab.



Obwohl er beim Vater blieb, scheint er dessen Liebe nicht mehr zu spüren. Und der Vater erinnert ihn: *„Mein Kind, du bist allezeit bei mir, und alles, was mein ist, ist auch dein.“* – nicht als Vorwurf, sondern als Erinnerung daran, dass Kindschaft nicht mit Verdiensten gemessen wird.

Daher stellen die Gleichnisse, die wir an diesen Sonntagen hören, oft unsere gewohnten Vorstellungen von Gerechtigkeit und „Korrektheit“ auf den Kopf. Im Gleichnis vom Zöllner und Pharisäer wird nicht der gerechtfertigt, der seine guten Werke aufzählt. Im Gleichnis vom Weltgericht, das am nächsten Sonntag gelesen wird, spricht der Herr nicht über Gesetzesübertretungen, sondern über den unerkannten Christus im Antlitz der Leidenden und über fehlende Barmherzigkeit als Grund für das Gericht.

Manchmal gleichen wir dem jüngeren Sohn, wenn wir unbedacht die Gaben Gottes – Kräfte, Zeit, Leben – verschwenden. Und manchmal dem älteren, wenn die Gewohnheit des kirchlichen Lebens und äussere Korrektheit das Herz unfähig zur Barmherzigkeit und zur Freude für den Nächsten machen.

Das Gleichnis vom Verlorenen Sohn trägt nicht nur großen Trost in sich, sondern offenbart uns, worin dieser besteht. Auf welchem Weg wir auch gegangen sind: Sobald wir uns nur mit zerknirschem Herzen dem Vater zuwenden, kommt Er uns entgegen. Er wartet nicht, bis wir die Schuld gesühnt haben. Er verlangt keine Beweise der Reue. Er erwartet nicht Erklärungen, sondern das eine Wort des Sohnes: *„Vater, ich habe gegen den Himmel und vor dir gesündigt.“* Und dann, nach dem Wort des heiligen Johannes Chrysostomus¹, empfängt der Vater nicht einen Knecht zum Gericht, sondern einen Sohn zum Erbe. Amen.

1. Homilie zum Evangelium nach Lukas, Homilie 46. ↵

Predigt zum Sonntag des Zöllners und Pharisäers (2026)

01.02.2026 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes!

Liebe Brüder und Schwestern, das Gleichnis vom Zöllner und Pharisäer ist eines der bekanntesten Gleichnisse des Evangeliums. Es ist so tief in unsere Sprache und unser Bewusstsein eingedrungen, dass der Begriff „Pharisäertum“ längst zu einem geflügelten Wort geworden ist. Und doch stellt uns dieses Gleichnis jedes Jahr erneut vor die Frage, die nichts von ihrer Schärfe verliert: Wie stehen wir vor Gott – und mit welcher inneren Haltung wenden wir uns an Ihn?

Das Evangelium verschweigt keine Details. Der Pharisäer betet, im Tempel stehend, und beginnt mit einem Dank an Gott. Er zählt seine Taten auf, seine Enthaltensamkeit, seine Gerechtigkeit – und er spricht im Grunde die Wahrheit. Er fastet tatsächlich, er bemüht sich wirklich, das Gesetz zu halten. Aber sein Dank wandelt sich zum Vergleich: *„Ich bin nicht wie die übrigen Menschen ... oder wie dieser Zöllner hier.“* Und deshalb, nach den Worten Christi selbst, „erhöht er sich selbst“ – und geht nicht gerechtfertigt davon.

Der Zöllner hingegen zählt nichts auf. Er erklärt nichts, rechtfertigt sich nicht, beruft sich nicht auf die Umstände oder schwere Zeiten. Er hebt nicht einmal seine Augen auf, sondern schlägt an seine Brust und spricht ein kurzes Gebet: *„Gott, sei mir Sünder gnädig!“* Und gerade er wird, nach dem Wort des Herrn, gerechtfertigt.

Warum? Darauf gibt uns schon das Alte Testament eine Antwort. Durch den Propheten Jesaja offenbart Gott Selbst, wo Er wohnt: *„Ich thron in der Höhe und im Heiligtum – und bei denen, die zerschlagenen und gebeugten Geistes sind, um zu beleben den Geist der Gebeugten und zu beleben das Herz der Zerschlagenen“* (Jes 57,15).

Deshalb ist der Zöllner trotz seines sündhaften Lebens Gott näher als der Pharisäer mit seiner genauen Gesetzeserfüllung – weil das zerschlagene und demütige Herz zum Ort der Gegenwart Gottes wird. Der hl. Johannes Chrysostomus erinnert daran, dass es keine besondere Tugend ist, sich einen Sünder zu nennen, wenn es der Wahrheit entspricht. Die Tugend liegt in der Ehrlichkeit vor Gott, ohne Beschönigungen und Selbsttäuschungen.

Im Gegensatz dazu wird die Gerechtigkeit des Pharisäers bei diesem zum Maßstab, mit dem er andere richtet. Und hier berührt das Gleichnis uns selbst. Haben wir nicht auch unsere einstudierten „Zeichen der Frömmigkeit“, unsere richtigen Worte, unsere etablierten Erscheinungsformen der Demut? Wir sprechen leicht von unserer Sündhaftigkeit „im Prinzip“ – aber wird dies nicht manchmal zu genau einer solchen Form, hinter der im Grunde unsere Selbstgerechtigkeit lauert?

Es ist kein Zufall, dass gerade an diesem Sonntag, an dem wir den Weg zur Großen Fastenzeit bereits betreten haben, uns dieses Gleichnis vor Augen gestellt wird. Die Fastenzeit ist eine Zeit des geistlichen Eifers, der Anstrengungen und – ja – auch von Regeln, und gerade deshalb kann

sie für den pharisäischen Geist gefährlich werden. Aus der gesamten evangelischen Verkündigung unseres Heilands erinnert uns die Kirche jedoch immer wieder daran: Die genaue Befolgung von Regeln, selbst frommer, rettet an sich nicht. Viel wichtiger ist, mit welchem Herzen der Mensch vor Gott steht.

So sehen wir also klar: Nicht einmal die Sünden selbst stoßen uns von Gott ab – denn zu wem wäre dann Christus gekommen? – sondern der Hochmut, die Selbstgefälligkeit und das Fehlen von Demut. Gerade sie machen das Herz für die Gnade unzugänglich. Die Demut hingegen öffnet den Weg zu Gott, der *„den Hochmütigen widersteht, den Demütigen aber Gnade gibt“* (1 Petr 5,5). Mehr noch, die Demut des Zöllners – und jede echte menschliche Demut – begegnet der Demut Christi Selbst, der, nach den Worten des Apostels, *„Sich Selbst erniedrigte“* (Phil 2,8). Unsere Zerknirschung trifft auf die Demut des Gottessohnes, der Sich Selbst um unseretwillen demütigte, und das ist es, wodurch der Mensch gerettet wird.

Liebe Brüder und Schwestern, das heutige Evangelium sagt uns nicht so sehr, *was* wir im Gebet sagen sollen, sondern vielmehr, *wie* wir vor Gott stehen sollen. Das Gebet des Zöllners macht uns nicht gerecht – jedoch öffnet es die Tür, durch die der einzig Gerechte eintreten kann. Möge das Gebet des Zöllners für uns nicht zu einer auswendig gelernten Formel werden, sondern zu einer lebendigen und ehrlichen Anrufung Gottes: *Gott, sei mir Sünder gnädig! Amen.*

Predigt zum Zachäussonntag (2026)

25.01.2026 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes!

Liebe Brüder und Schwestern, die heutige Evangeliumslesung führt uns erneut zurück zur bekannten Geschichte des Zachäus, des Oberzöllners, eines reichen Bewohners Jerichos. Diese Geschichte erklingt in der Kirche jetzt nicht ohne Grund: Sie steht an der Schwelle der vorbereitenden Sonntage auf die Große Fastenzeit und wird zur ersten Erinnerung daran, dass vor uns eine Zeit der genaueren Selbstprüfung liegt.

Zachäus ist ein Mensch mit einem schlechten Ruf. Er wird verachtet, man hält ihn für habgierig und unrein, für einen Menschen, der mit der Besatzungsmacht verbunden ist. Er ist klein von Gestalt, und die Menge lässt ihm nicht einmal die Möglichkeit, Christus zu sehen. Doch der Wunsch, den Herrn zu sehen, erweist sich als stärker als die Scham, stärker als die Angst vor Spott und stärker als die Sorge um die eigene Würde. Zachäus steigt auf einen Baum – eine Tat, die in den Augen der Umstehenden lächerlich und seiner gesellschaftlichen Stellung unwürdig erscheint. In diesem Moment legt er seine äußere Wichtigkeit ab und bleibt nur ein Mensch, der sich nach einer Begegnung sehnt.

Und genau ihn hält der Herr mit seinem Wort an: *«Zachäus, steig schnell herab! Denn heute muss ich in deinem Haus einkehren.»* Diese Worte verwundern. Christus wartet nicht auf eine Einladung, stellt keine Bedingungen, spricht keine Anklagen aus. Er spricht von einer Notwendigkeit – «muss». Der, der nichts nötig hat, hält es für notwendig, ins Haus eines Menschen einzukehren, den alle für unwürdig halten.

Im Haus des Zachäus erklingen die Worte, die wir gewohnt sind als ein Bekenntnis und ein entschlossenes Versprechen von Veränderung zu hören: *«Siehe, Herr, die Hälfte meiner Habe gebe ich den Armen, und wenn ich jemand betrogen habe, gebe ich es vierfach zurück.»* Das ist viel mehr, als das Gesetz des Mose forderte, wo es heißt, dass der Schuldige *«das Gestohlene voll ersetzen und noch ein Fünftel hinzufügen»* soll (Lev 6,5). Die Reue des Zachäus beschränkt sich nicht auf Bedauern oder Schuldbekenntnis – sie sucht sofort den Ausweg in Taten, in der Wiederherstellung der verletzten Gerechtigkeit.

Das Murren der Menge – ein wichtiges Detail der Erzählung. Die Leute sind nicht über die Sünde des Zachäus empört, sondern darüber, dass Christus in sein Haus einkehrt. Sie haben bereits ihr Urteil über ihn gefällt. Doch da spricht der Herr die Worte, die das Zerstörte wiederherstellen: *«Auch er ist ein Sohn Abrahams.»* Zachäus erweist sich nicht als Fremder, sondern als einer der Ihren; nicht als Verstoßener, sondern als Zurückgeführter. Das Heil hier ist nicht nur Vergebung, sondern auch Wiederherstellung der Gemeinschaft mit Gott und mit den Menschen.

Wir sehen, dass der Herr denen entgeneilt, die die Maske ihres Status, ihrer scheinbaren Wichtigkeit und der Selbstüberschätzung ablegen. Zachäus aber sah den Herrn, der zu ihm kam, und das veränderte sein Herz.

Wir, Brüder und Schwestern, gleichen oft dem Zachäus: Wir nutzen wie er ein System, das es uns



erlaubt, auf Kosten der Not anderer zu leben. Für den Komfort gehen wir Kompromisse mit dem Gewissen ein. Aber besitzen wir auch den Eifer, mit dem er danach strebte, Christus zu sehen? Wenn wir in uns Unrecht feststellen, streben wir dann danach, das von uns verursachte Übel tätig wieder gutzumachen?

Wir gleichen oft auch der murrenden Menge aus der heutigen Evangeliumserzählung: Wir stehen neben Christus, hören Sein Wort, eifern um die Gerechtigkeit, fürchten uns, betrogen zu werden – aber genau deshalb beginnen wir so schnell zu richten, für den anderen zu entscheiden und ihm die Türen zu verschließen. Christus rechtfertigt nicht die Sünde und stößt den Menschen doch nicht von Sich, indem Er in ihm das sieht, was unserem übereilten Blick verborgen ist.

Das Evangelium über Zachäus lehrt uns Vorsicht im Urteil und Entschlossenheit im Streben nach der Begegnung mit Christus. Es bereitet uns auf die Große Fastenzeit vor, indem es einfache Fragen stellt:

Bin ich bereit, aufzuhören zu murren und zu verurteilen?

Bin ich bereit, einen Schritt auf den Herrn zuzumachen, auch wenn dieser Schritt unbequem ist?

Gibt es in meinem Leben etwas, das ich «vierfach ersetzen» müsste? Wem habe ich Leid angetan? Wessen Arbeit nutze ich ungerecht?

Und wenn sich eine Antwort findet – wollen wir es nicht aufschieben.

Der Herr schenke uns, dass wir nicht jenen Durst, Ihn zu sehen, in uns ersticken; er trieb nämlich Zachäus auf den Baum und kann auch heute einen Menschen zum Heil führen. Amen.

Predigt zu Theophanie (2026)

19.01.2026 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes!

Wenn das Fest der Beschneidung des Herrn uns offenbart, wie Gott in das Gewebe des menschlichen Lebens selbst eintritt – in seine Leiblichkeit, sein Gesetz, seine Geschichte –, so zeigt uns das heutige Fest der Theophanie: Er bleibt nicht beim Menschen stehen, sondern geht noch tiefer – hinein in die Elemente der geschaffenen Welt selbst. Die Wasser des Jordan, in die Christus hinabsteigt, sind nicht einfach ein Fluss auf der Karte Palästinas. Sie stehen für die gesamte Natur, die mit dem Menschen gefallen ist und ihre ursprüngliche Ganzheit und Reinheit verloren hat.

Die menschliche Sünde, so lehrt die Schrift, zog den Fluch über die ganze Schöpfung nach sich: *«Verflucht sei der Acker um deinetwillen»* (Gen 3,17). Die Natur, in Vollkommenheit erschaffen, ist nun voller Aufruhr: Wasser können trüb, stürmisch, gefährlich sein. Der Herr betritt dieses Element, das Wasser des Jordan, um es zu heiligen. Er steht nicht abseits, er gebietet nicht von fern – Er taucht Selbst hinein, obwohl Er sündlos ist und der Reinigung nicht bedarf. Stattdessen wird das Wasser, das mit Ihm in Berührung kommt, geheiligt und dazu fähig, Leben in sich zu tragen.

Warum aber wird dieses Fest Theophanie – Erscheinung Gottes – genannt? Weil in dem Augenblick, da der Herr Jesus Christus aus dem Wasser steigt, sich der Himmel auftut, der Heilige Geist in Gestalt einer Taube herabkommt und die Stimme des Vaters verkündet: *«Dies ist mein geliebter Sohn, an dem ich Wohlgefallen gefunden habe»* (Mt 3,16-17). Hier offenbart sich deutlich die Heilige Dreifaltigkeit: Der Vater bezeugt, der Sohn steht in den Wassern, der Geist kommt herab. Dies ist nicht lediglich ein Zeichen für Johannes oder die am Ufer Stehenden – es ist eine Offenbarung für die ganze Welt.

Und darin liegt der Triumph dessen, dass sogar das Wasser, sogar die Erde, sogar die Luft dazu berufen sein können, am Heil teilzuhaben. Wir müssen uns nicht vor unserer Geschöpflichkeit fürchten, vor unserer Verbindung mit dieser Welt: All dies ist kein Feind, sondern der Wirkungsbereich von Gottes Erbarmen. Wie uns der Apostel Paulus in der heutigen Lesung in Erinnerung ruft, *«ist die Gnade Gottes erschienen, heilbringend für alle Menschen»* (Titus 2,11) – und gerade in dieser Erscheinung hat sie nicht nur die menschliche Seele, sondern die Materie selbst berührt.

Darum ist das heutige Fest ein Tag der Freude und der Dankbarkeit. Gott hat weder das menschliche Leben noch die Materie der geschaffenen Welt umgangen. Er ist in die Wasser eingetreten, um auch deren Verklärung zu vollbringen. Und wenn wir heute von der Taufe und der Wasserweihe hören, dann hören wir darin die Verheißung: Die Welt ist nicht verlassen, die Natur ist nicht vergessen, der Mensch ist nicht preisgegeben. Gott ist bereits dorthin eingetreten, wo wir leben – Er ist in den Elementen der Welt erschienen, um in Sich Selbst zusammen mit dem Menschen die ganze Schöpfung zu verwandeln.

Gesegnetes Fest der Theophanie! Amen.

Predigt zum Fest der Beschneidung Christi (2026)

14.01.2026 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.

Der heutige Feiertag löst bei vielen innere Befangenheit aus. Manche versuchen, ihn mit Schweigen zu übergehen, andere, ihn durch andere Anlässe zu verdrängen - vom heiligen Basilios dem Großen, dessen Gedächtnis wir heute begehen, bis hin zu pseudokirchlichen Ersetzungen wie dem "alten Neujahr"; und wieder andere sind einfach ratlos: Was gibt es hier überhaupt zu feiern, handelt es sich doch um einen jüdischen Ritus, und noch dazu einen so körperlichen, verletzlischen, für das Ohr unbequem.

Und in dieser Verwirrung liegt etwas sehr Ehrliches: Denn tatsächlich stehen wir vor einem Geheimnis, das sich schlecht in die gewohnten Rahmen religiöser Frömmigkeit einfügen lässt. Gott, der Schöpfer alles Sichtbaren und Unsichtbaren, nimmt am achten Tag seines menschlichen Lebens die Beschneidung nach dem Gesetz des Mose an. Nicht im übertragenen Sinne und nicht symbolisch, sondern auf die direkteste Weise - so, wie es tausende jüdische Säuglinge vor Ihm und nach Ihm taten.

Der heilige Evangelist Lukas spricht darüber ohne jede Erklärung: *«Als acht Tage vollendet waren und man das Kind beschneiden musste, gab man ihm den Namen Jesus» (Lk 2,21)*. Hier gibt es keine Möglichkeit, in Allegorie oder erhabene Spiritualität auszuweichen. Vor uns steht ein konkretes Kind aus Fleisch und Blut, das ganz in den Bund, in die Geschichte eines konkreten Volkes, in sein Gesetz und seine leibliche Wirklichkeit eintritt.

Und dieser Augenblick ist außerordentlich wichtig, weil er uns nicht ein bestimmtes historisches Detail, sondern die Art und Weise der Gegenwart Gottes in der Welt selbst erschließt.

Gott bleibt nicht irgendwo «über» dem menschlichen Leben, um es von oben herab zu betrachten. Er sagt nicht: Das ist für euch, Ich aber stehe darüber. Er tritt ein - in die Leiblichkeit, in das alltäglichste menschliche Dasein. Das Gesetz der Beschneidung wurde Abraham von Gott selbst gegeben: *«So soll mein Bund an eurem Fleisch ein ewiger Bund sein» (Gen 17,13)*. Und nun beugt derselbe Gott, der zum Kind geworden ist, freiwillig seinen Nacken unter dieses Gesetz - nicht weil Er irgendein Bedürfnis hätte, sondern weil Er bis zum Ende mit dem Menschen sein will, dort, wo der Mensch sich wirklich befindet.

Die Bedeutung dieses Geschehens lässt sich einfach ausdrücken: Gott verlangt vom Menschen nichts, was Er selbst nicht zu tragen bereit wäre. Gerade darin erschließt sich jenes «Sich-Entäußern», die Kenosis, von dem der Apostel Paulus spricht: *«Er erniedrigte sich selbst und wurde gehorsam bis zum Tod, ja bis zum Tod am Kreuz» (Phil 2,8)*.

Dieser Weg des Gehorsams, der in der Kindheit des Herrn begann, setzt sich fort: Wir hören heute, wie der zwölfjährige Jesus, der im Tempel zurückbleibt und mitten unter den Lehrern sitzt, ihnen zuhört und sie fragt. Derjenige, dem alles offenbar ist, schenkt dem menschlichen Wort Gehör. Derjenige, der die Weisheit Gottes selbst ist, stellt Fragen. Der Herr nimmt den Weg

des menschlichen Erwachsenwerdens an, den Weg des Lernens und Gehorchens. Der Evangelist Lukas sagt ausdrücklich: Er *«war ihnen untertan»*.

Später werden die langen Jahre des verborgenen Lebens kommen, die Taufe im Jordan, wo Er sich in eine Reihe mit den Büßern stellt, und schließlich das Kreuz – der äußerste Punkt der Selbsthingabe und des Gehorsams gegenüber dem Vater.

Warum bewahrt die Kirche die Erinnerung an diesen Tag? Weil er bezeugt: Es gibt keine unserer Wirklichkeiten – leibliche, historische, schmerzhaft, beengte, begrenzte –, die Gott umgangen hätte. Er verschmäht nicht, womit wir leben.

Und deshalb ist das Fest der Beschneidung des Herrn nicht einfach eine Erinnerung an einen alten Ritus. Es ist ein Zeugnis dafür, wie weit Gott dem Menschen entgegengekommen ist. Er ist einer von uns geworden – nicht äußerlich und nicht in Worten, sondern wahrhaftig, indem Er in das Gefüge des menschlichen Lebens selbst eingeht, in seine Verletzlichkeit und seine Grenzen. Um von dort, von innen heraus, den Weg unserer Erlösung zu beginnen und den Menschen zu sich emporzuheben.

Und vielleicht kann dieses Fest uns eines vorhalten: Wir bemühen uns zu oft, uns erst in Ordnung zu bringen und uns dann erst Gott zu nähern. Schwäche zu verbergen, das Peinliche zu kaschieren, eine Maske aufzusetzen und das zu verschweigen, was uns Seiner Gegenwart unwürdig erscheint. Während der heutige Tag das Gegenteil sagt: Gott tritt nicht in ein redigiertes und wohlgeordnetes Leben ein, sondern in das Leben, wie es ist. Amen.

Predigt zum Sonntag nach Christi Geburt (2026) über die Kinder von Bethlehem

11.01.2026 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes!

Liebe Brüder und Schwestern im Herrn! Wenn wir die Geburt Christi feiern, verweilen wir natürlicherweise bei den schönen und tröstlichen Bildern: Engel singen Lobpreis, die Weisen bringen Gaben, das göttliche Kind liegt in der Krippe. Aber die heutige Evangeliumslesung (Mt 2,13-23) zeigt uns eine andere Seite dieses Ereignisses – eine, die man leicht vergisst, die die Kirche aber sorgsam in ihrem liturgischen Kreis bewahrt. Hier gibt es keinen Engelsgesang, sondern das Weinen der Mütter; keine Gaben der Weisen, sondern das Blut der Kinder; nicht die Stille der Nacht, sondern die Wut des Herodes.

Die Geburt des Erlösers rief nicht nur Freude hervor, sondern auch Hass. Warum? Weil das Licht, das in die Welt kam, die Konfrontation zwischen Finsternis und Wahrheit verschärft. Die gesamte Weihnachtserzählung ist von dieser Spannung durchzogen: Maria und Josef müssen eine beschwerliche Reise wegen der Volkszählung auf sich nehmen, in der Stadt ist kein Platz für sie, und das göttliche Kind wird nicht in einem Haus geboren, sondern in einer Höhle, unter Tieren. Dann – die Flucht nach Ägypten, um das Leben des Kindes vor der Hand des Königs zu retten. Hier gibt es keinen äußeren Glanz, kein Wohlbehagen – hier ist von äußerster Not und Gefahr die Rede.

Und doch kommt gerade in diese Finsternis das Licht Gottes. Wie der heilige Evangelist Johannes sagt: *„Das Licht leuchtet in der Finsternis, und die Finsternis hat es nicht erfasst“* (Joh 1,5). Dieser Satz ist nicht nur ein poetischer Trost, sondern eine theologische Wahrheit: Das Licht beseitigt die Finsternis nicht augenblicklich, es dringt in sie ein, durchschneidet sie von innen, und die Finsternis ist nicht mächtig, dieses Licht zu verschlingen.

König Herodes beschloss, als er von der Geburt des Heilands erfuhr, ihn zu vernichten, aus Angst um seine Macht. Die Kinder von Betlehem wurden Opfer seiner Bosheit. Diese Erzählung aus dem Evangelium eröffnet uns die Wahrheit über die Welt. Die Welt, in die Christus kam, war eine Welt der Sünde, der Furcht und der Gewalt – und in diesem Sinn unterscheidet sie sich wenig von der unseren. Aber der Herr wandte sich nicht von ihr ab: Gott ist seinem Wort treu, und seine Liebe zu den Menschen bleibt unveränderlich.

Dieser äußere Konflikt hat auch eine innere Dimension. In diesen Tagen hören wir oft den frommen Wunsch: „Möge Christus in unseren Herzen geboren werden.“ Aber das ist nicht immer ein sanfter und schmerzloser Prozess. Oft ist unsere erste Reaktion auf die Berührung der Gnade nicht Freude, sondern Erschrecken und Widerstand. Wir klammern uns, ähnlich wie Herodes, an das, was wir für unser Eigenes halten: Gewohnheiten, Ängste, Selbsttäuschung, die Illusion der Selbstständigkeit. Die Buße zum Beispiel erscheint uns zu schwer, und dann erhebt sich in uns unser eigener „Herodes“ – eine Stimme, die flüstert: „Lass besser alles so, wie es ist“, „Rühre das nicht an – sonst bricht die ganze Ordnung zusammen“, „Du schaffst das schon allein.“



Der Herr sagt: *„Denkt nicht, ich sei gekommen, Frieden auf die Erde zu bringen. Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert“* (Mt 10,34). Dieses Schwert ist keine Waffe der Zerstörung, sondern das Wort Gottes, *„lebendig und wirksam und schärfer als jedes zweischneidige Schwert“* (Hebr 4,12), das die Lüge zerschlägt und die Wahrheit aufdeckt. Christi Geburt ist nicht nur ein Fest, sondern eine Herausforderung: Sind wir bereit, denjenigen anzunehmen, der nicht gekommen ist, um unsere gemütliche Ordnung zu bestätigen, sondern um sie von Grund auf zu verwandeln?

Der Weg zu Christus ist nicht immer ruhig. Manchmal führt er zur Trennung von dem, was wir gewohnt sind als unser Eigen zu betrachten. Aber wo Christus eintritt, verschwindet die Notwendigkeit, sich an Macht und Kontrolle zu klammern. Wo Er herrscht, weicht allmählich die Furcht – denn, wie der Apostel sagt, *„Furcht gibt es nicht in der Liebe, sondern die vollkommene Liebe treibt die Furcht aus“* (1 Joh 4,18).

Möge Weihnachten für uns nicht nur ein Anlass zur Freude sein, sondern auch eine Zeit des ehrlichen Blicks nach innen. Fürchten wir uns nicht vor dem Licht. Machen wir es nicht wie Herodes, verteidigen wir nicht unseren eigenen Thron und opfern dabei die Wahrheit und das Vertrauen auf Gott. Öffnen wir unsere Herzen Christus – nicht wie einem Gast, den man einladen oder nicht einladen kann, sondern wie einem König, der bereits gekommen ist, um uns in die Gemeinschaft mit Gott wiederherzustellen, uns nicht einen äußeren und zerbrechlichen, sondern einen tiefen und beständigen Frieden zu schenken und uns auf dem Weg des ewigen Lebens zu führen.

Amen.

Weihnachtsbotschaft des Erzbischofs Tichon (2026)

07.01.2026 · Predigt · Erzbischof Tichon

Weihnachtsbotschaft des Erzbischofs von Rusa TICHON, des Leiters der Diözese Berlin und Deutschland, an den Klerus, die Mönche und Nonnen und die Laien

Geliebte Väter, ehrwürdige Mönche und Nonnen, liebe Brüder und Schwestern!

Ich beglückwünsche Sie alle zu diesem großen Fest. Die Geschichte hat auf ihren Seiten viele Ereignisse festgehalten und sie der Menschheit für alle Zeiten zur Erinnerung und zur Ermahnung überliefert. Aber es gibt in der Geschichte der Menschheit ein außerordentliches Ereignis, das es seit Anbeginn der Welt noch nie gegeben hat und das sich nie wiederholen wird – das ist das heute gefeierte Fest der Geburt Christi. „Der Herr, der Allmächtige Gott, der mit einem einzigen Wort die unsichtbare und die sichtbare Welt, den Himmel und die Erde und alles, was sie erfüllt, geschaffen hat, erniedrigte Sich selbst, schuf Sich Fleisch aus dem Blut der über Alles gesegneten Jungfrau Maria, wird in einer Höhle geboren und als hilfloses Kind in eine Krippe gelegt. Das größte Wunder und Geheimnis ward vollbracht, unbegreiflich nicht nur für den Menschen, sondern auch für die höchsten himmlischen Ordnungen.“ Gott hat sich den Menschen offenbart, wie es sich der Mensch nicht vorstellen konnte. Die himmlische Heerschar der Engel und Erzengel verherrlichte den Neugeborenen: *„Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen“* (Lk 2,14) und verkündete den Menschen das große Geheimnis des Glaubens (1 Tim 3,16).

Wir haben uns so sehr an dieses große Geheimnis gewöhnt, dass wir nur wenig darüber nachdenken, uns kaum darin vertiefen oder uns seine Bedeutung bewusst machen. Ohne dieses große Geheimnis jedoch wäre eine Katastrophe für die Menschheit unausweichlich gewesen. Bevor Christus in die Welt kam, lebte die Menschheit, die größtenteils Gott verloren hatte, nur zur Befriedigung des Fleisches und der Leidenschaften, ohne nach der Wahrheit und nach Gott zu suchen (Röm 1,23–28). Das Leben hatte jeden Sinn verloren. Das Reich der Ungerechtigkeit und des Bösen breitete sich aus. Schließlich versiegte die Liebe. Wohin sich wenden? Was tun? Man fand keine Antwort. Die Menschheit erstickte geistlich und fand keinen inneren Frieden. Nur ein einziges, von Gott auserwähltes Volk lebte durch seine heiligen Gerechten im Glauben an den Messias, den Heiland der Welt, und bewahrte die Wahrheit. Als schließlich *„die Fülle der Zeit gekommen war“* (Gal 4:4), führte Seine unaussprechliche Menschenliebe Gott hinab in eine bescheidene Krippe, ans Kreuz und in den Tod. „Was in alten Zeiten von Patriarchen sehnlich gewünscht“, sagt der heilige Johannes Chrysostomos, „von Propheten vorausverkündigt, von Gerechten zu schauen begehrt ward, Das ist heute geschehen und in Erfüllung gegangen“.

Wozu ist Christus erschienen? Warum wurde Er als hilfloses Kind in eine armselige Krippe in Bethlehem gelegt? „Christus ist gekommen“, sagte ein Asket, „um den Menschen die Möglichkeit zu geben, darüber nachzudenken. Christus kam für diejenigen, die ihre eigenen Vorstellungen vom Leben, von Gott und von der Wahrheit hatten und sehr weit von der Wahrheit entfernt waren.“ Er kam zu denen, die auf Sein Kommen warteten, die Ihm treu waren. Er kam, um

unsere Not und unser Leid zu teilen und den Menschen „aus dem Innersten unseres Lebens heraus“ zu helfen. Christus kam zu allen, damit ein jeder einen Platz für Ihn in seinem Leben habe und damit durch das Kreuz und die Auferstehung allen Menschen Rettung und ewiges Leben geschenkt werde. „Das heutige Fest der Geburt Christi“, so sagt der heilige Ambrosius von Mailand, „ist größer als das Fest zu der Zeit, da Christus geboren wurde. Denn damals freuten sich alle nur über den neugeborenen Herrn, während wir heute nicht nur den Neugeborenen, sondern auch den Auferstandenen und den mit dem Vater und dem Heiligen Geist gemeinsam Herrschenden preisen.“

Unzählbar sind die Wohltaten, die sich der Welt durch die Fleischwerdung des Gottessohnes geoffenbart haben. Die Geschichte ist jetzt ein für alle Mal durch die Fleischwerdung des Sohnes Gottes in ihr geheiligt. Durch diese Fleischwerdung sind Zeit, Ort, Leben, Fleisch und Blut des Menschen geheiligt. „Christus kam in die Welt, um alles zu heiligen, allem Sinn und Rechtfertigung zu verleihen.“ Durch die Menschwerdung des Gottessohnes erblickte die Welt den Erlöser. Die Geburt Christi schenkte uns Erkenntnis der Liebe, der Güte und der Barmherzigkeit Gottes; sie hat uns die Allreine und über alles gesegnete Jungfrau Maria als unsere Fürbitterin, unsere Obhut und unseren Schutz geschenkt. Die Geburt Christi hat dem Menschen seine Vorbestimmung offenbart und ihm Mittel und Möglichkeiten gegeben, das Himmelreich in sich selbst zu errichten (Lk 17,21) zur Erlangung des ewigen Heils. Schließlich haben wir nur dank der Geburt des Gottessohnes die Möglichkeit erhalten, im Geheimnis der Teilhabe an Seinem Leib und Seinem lebensspendenden Blut uns auf allerengste Weise mit Gott zu vereinen.

Die Zeiten gehen vorüber, vieles im Leben verändert sich, aber Christus bleibt unverändert und ewig (Hebr. 13, 8). Er bleibt Derselbe in Seiner Liebe und Gnade zum Menschengeschlecht. Millionen von Herzen streben zu Ihm, und so wird es sein bis zum Ende der Welt. Christus nimmt alle an (Mt 11, 28-29). Mit ausgebreiteten Armen durchschreitet Er Raum und Zeit, ruft alle zu Sich und freut Sich über die Bekehrung der Menschen. Gesegnet und gepriesen sei der Name des Einziggezeugten Sohnes Gottes, unseres Herrn Jesus Christus, der für uns Menschen und zu unserer Errettung aus den Himmeln herabgestiegen und aus dem Heiligen Geist und der Jungfrau Maria Mensch geworden ist! Ich beglückwünsche Sie alle nochmals zum großen Fest der Geburt Christi! Mögen alle unsere Gedanken in diesen heiligen Tagen, die durch die Ankunft Gottes in der Welt geheiligt sind, mit dem großen Werk beschäftigt sein, das der Herr vollbracht hat. Ich wünsche uns, dass die Gnade des neugeborenen Gottessohnes Christus unsere Herzen erwärme und uns im Glauben, in der Einigkeit und der Liebe festige!

+ TICHON

Erzbischof von Rusa

Leiter der Diözese Berlin und Deutschland

Geburt Christi, 25. Dezember 2025 / 7. Januar 2026

Berlin

Weihnachtsbotschaft des Patriarchen Kyrill (2026)

07.01.2026 · Predigt · Patriarch Kyrill

Im Herrn geliebte Bischöfe, ehrwürdige Priester und Diakone, gottliebende Mönche und Nonnen, liebe Brüder und Schwestern!

Von Herzen beglückwünsche ich euch alle zum lichtstrahlenden Fest der Geburt unseres Herrn, Gottes und Heilands Jesus Christus und richte an euch die Worte des alten Kirchenhymnus:
»Christus wird geboren – preiset ihn! Christus kommt vom Himmel – gehet ihm entgegen!
Christus ist auf Erden – erhebet euch!« (Irmos der 1. Ode des Weihnachtskanons).

Der Apostel Paulus bezeichnete das Ereignis der Menschwerdung Gottes als das große *Geheimnis des Glaubens* (1 Tim 3,16). Vor diesem Geheimnis verstummt in Zittern alles irdische Sinnen. Vor ihm verblasst alles eitle menschliche Wissen. Es vermag das gröbste und verhärtetste Herz zu entwaffnen und zu erweichen. Mitten in der Härte und Verbitterung dieser Welt wird Der geboren, der allein jede Entzweiung heilen, uns wahren Frieden und echtes Glück schenken kann.

Seit die Sünde in das menschliche Leben eingetreten ist, herrschte auf Erden eine tragische Trennung – und die Welt, losgerissen vom Schöpfer, der wahren Quelle des Lichts, versank unweigerlich in Finsternis und Chaos. Doch Gott verließ seine Schöpfung nicht und beließ sie nicht ohne Fürsorge. Geduldig unser Heil vorbereitend, wurde der Herr Fleisch, trat in die irdische Geschichte ein und wurde einer von uns. Der Sohn Gottes wurde zum Menschensohn, uns in allem gleich, außer der Sünde. Die voll Kummer gestellte Frage »*Wo bist du, Adam?*« (Gen 3,9), die einst im Garten Eden erklang, fand endlich Antwort in der armseligen Höhle nahe Bethlehem. »*Der erste Mensch ist von der Erde und irdisch; der zweite Mensch ist vom Himmel*« (1 Kor 15,47). In Christus, dem neuen Adam, hat *Gott die Welt mit sich versöhnt* (2 Kor 5,19), die menschliche Natur erneuert und sie von den Wunden der Sünde geheilt.

Das Leben des Menschen und das Leben der ganzen Welt werden allein in Gott geheilt – das ist die einfache, doch so wichtige Wahrheit, von der das heutige Fest zeugt. Wie sollte man hier nicht die inspirierten Worte des seligen Augustinus erinnern, der mit heiligem Zittern den weisen Ratschluß des Allherrschers pries! »*Du hast uns auf dich hin geschaffen, und ruhelos ist unser Herz, bis es Ruhe findet in dir*« (Bekenntnisse 1,1). Nur in Christus Jesus findet sich die Einheit mit Gott und der wahre Sinn des menschlichen Lebens, der von Anbeginn der Welt zur Ewigkeit berufen ist.

Die Ankunft des Heilands in der Welt ist vor allem die Offenbarung der göttlichen Liebe zu den Menschen: einer Liebe, die einerseits grenzenlos und alles überwindend, andererseits sanftmütig ist, *sie erträgt alles, sie glaubt alles, sie hofft alles, sie duldet alles* (1 Kor 13,7). Wie sollen wir würdig auf die große Liebe unseres Schöpfers antworten und uns Ihm nähern? Diese Nähe wird von uns erreicht und bekräftigt durch das Befolgen der evangelischen Gebote, durch Geduld und ungeheuchelte Liebe zueinander, und vor allem durch die beständige Erneuerung unserer Einheit mit Christus im Sakrament der Heiligen Eucharistie.

Heute ist das Fest der Hoffnung. Das Fest des Friedens. Das Fest stiller Freude. Während wir den geborenen Heiland preisen und Ihn mit Gesängen und kirchlichen Hymnen empfangen, lasst uns der hohen christlichen Berufung eingedenk sein, das *Licht der Welt* und das *Salz der Erde* zu sein (Mt 5,13-14) und, solange es Zeit ist, *Gutes tun an jedermann, allermeist aber an des Glaubens Genossen* (Gal 6,10). Schenken wir Hoffnung den Betrübten, trösten wir die Mutlosen, teilen wir die Freude mit Nahen und Fernen und helfen wir den Bedürftigen – so handelnd werden wir wahrhaft *für Gott ein Wohlgeruch Christi* sein (2 Kor 2,15) und dem geborenen Herrn rechte Gaben bringen.

An jene aber, die noch aufgrund verschiedener Umstände außerhalb der heilsamen Einfriedung der Kirche sind und nicht am Leben der christlichen Gemeinschaft teilhaben, richte ich den Aufruf: Öffnet euer Herz Dem, der uns so geliebt hat, *dass er seinen eingeborenen Sohn gab, auf dass alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben* (Joh 3,16). Lasst uns den Herrn und Heiland preisen für Seine unaussprechliche Barmherzigkeit und Liebe zum Menschengeschlecht.

Indem ich alle zum Fest der Geburt beglückwünsche, wünsche ich euch, meine Lieben, Kraft und unerschöpfliche Freude über den geborenen Heiland. *Gnade sei mit euch und Friede von Gott, unserm Vater, und dem Herrn Jesus Christus* (Eph 1,2). Amen.

PATRIARCH VON MOSKAU UND GANZ RUSSLAND

Christi Geburt 2025 / 2026

Moskau

Predigt zum Sonntag der hll. Väter (2026) vor Christi Geburt

04.01.2026 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes!

Liebe Brüder und Schwestern im Herrn! Die Zeit gehört Gott. Wir haben nicht die Macht, sie zu beschleunigen, anzuhalten oder zurückzudrehen. Uns bleibt nur, in ihr zu leben, ihren Lauf mit Tagen, Wochen, Jahren zu bezeichnen und – wenn wir genug Achtsamkeit und Nüchternheit aufbringen – in diesem Lauf das Wirken Gottes zu erkennen.

In diesen Tagen, in denen die Welt das Neue Jahr begrüßt hat, ruft die Kirche uns zu einer ganz anderen Begegnung – zur Geburt des Ewigen in der Zeit, zur Herabkunft des Himmlischen in unsere irdische Welt.

Der heutige Sonntag wird „**Sonntag der heiligen Väter**“ genannt. In der Evangeliumslesung hörten wir eine lange Aufzählung von Namen – den Stammbaum unseres Herrn Jesus Christus dem Fleische nach. Mit dieser Aufzählung beginnt das Evangelium nach Matthäus: Namen, Generationen, eine trockene Kette von Fakten. Vielen mag das als ein unglücklicher Anfang für eine Erzählung erscheinen. Doch genau darin liegt eine der tiefgründigsten Lehren: Der Herr Jesus Christus wird nicht außerhalb oder über der Geschichte geboren. Er tritt ein in unsere Welt, in eine konkrete Zeit, in eine wirkliche menschliche Geschichte. Er hat Vorfahren, ein Geschlecht, ein Gedächtnis der Generationen. Der Gott, den Israel Jahrhunderte lang bekannt hat, und das Kind, das in Bethlehem geboren wird – das sind nicht zwei verschiedene Götter. Das Alte und das Neue Testament treffen hier nicht in einer abstrakten Idee, sondern in lebendiger menschlicher Geschichte zusammen.

Wenn man sich diesen Stammbaum jedoch genau ansieht, wird klar: Es handelt sich nicht um eine Galerie ausschließlich makelloser Gerechter. Unter den Vorfahren Christi gibt es die unterschiedlichsten Menschen – Starke und Schwache, Weise und von Leidenschaften Geblendete, solche, deren Leben geradlinig, und solche, deren Weg voller Brüche war.

Darunter sind Könige, Krieger, Landleute; wir hören Namen von denen, die fielen und wieder aufstanden, strauchelten und zurückkehrten. Die Heilige Schrift verbirgt das nicht und beschönigt die Geschichte nicht nachträglich. Wir erinnern uns an Rahab, die der Apostel Paulus (vgl. Hebr 11,31) und der Apostel Jakobus (vgl. Jak 2,25) ausdrücklich als „Dirne“ bezeichnen, aber gleichzeitig von ihrem Glauben und ihren gerechten Taten zeugen; ebenso wird in der Reihe der Vorfahren Christi der König Manasse genannt, von dem in der Heiligen Schrift gesagt wird, dass er tat, was „böse war in den Augen des Herrn“ und abscheulich (vgl. 2 Kön 21,2), doch sein Bußgebet erklingt bis heute in unseren Gottesdiensten. Diese Menschen waren nicht „bequem“ oder fehlerlos – aber sie fielen nicht aus der Heilsgeschichte heraus. Und der Herr verwirft diese Seine menschliche Geschichte nicht.

Gerade darum liest die Kirche Jahr für Jahr diese Seiten der Heiligen Schrift und erinnert daran, dass der Weg zur Geburt des Heilands lang und nicht leicht war. Durch die Schicksale vieler



Menschen, durch ihre Treue, ihre Niederlagen und ihr Ausharren entfaltet sich die Geschichte der göttlichen Verheißung – die Geschichte derer, die im Glauben lebten, oft ohne seine Früchte zu sehen. Wie der Apostel Paulus in der heutigen Lesung sagt: *„Und diese alle, die durch den Glauben bezeugt sind, haben die Verheißung nicht erlangt“* (Hebr 11,39).

In dieser Erfahrung erkennen wir auch unser eigenes Leben: Glaube, vermischt mit Zweifel, Niederlagen und Umkehr durch Reue, Geduld und Murren, Hoffnung, die neben der Mutlosigkeit steht. Und so werden die Generationen aus der heutigen Evangeliumslesung tatsächlich auch zu unseren eigenen geistlichen Vorfahren.

Und dann beginnen wir zu begreifen, dass in erster Linie Gott Selbst treu ist, und dass Er unendlich langmütig mit uns ist. Denn auch unsere Geschichte ist ja kein kontinuierlicher Weg zur Vollkommenheit und reinem Glauben, sondern ein gewundener Pfad mit Abstürzen und Aufstiegen.

Der Herr wendet alles zum Guten und wird in unsere Welt, in unseren Raum, in unsere Zeit geboren; Er wird, was Er nicht war – Er wird einer von uns und verschmäht niemanden. Er selbst geht dem Menschen entgegen, nimmt unser Leben so an, wie es ist, und will jeden von uns zum Heil führen.

Wir wollen, liebe Brüder und Schwestern, uns würdig auf die bevorstehende Begegnung vorbereiten, im Gedächtnis daran, wie lange und geduldig Gott die Menschheit zu diesem Tag geführt hat – und wie behutsam Er jeden von uns weiterführt. Amen.

Predigt zum 29. Sonntag nach Pfingsten (2025) über das große Abendmahl

28.12.2025 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes!

Der heilige Apostel und Evangelist Lukas vermerkt, bevor er uns das Gleichnis vom grossen Abendmahl überliefert, eine wichtige Einzelheit: Einer der Gäste, die mit unserem Herrn Jesus Christus zu Tische lagen, spricht: *«Selig ist, der das Brot isst im Reich Gottes!»* (Lk 14,15).

Auf diese fromme, aber recht allgemeine Aussage antwortet Christus mit dem Gleichnis, das wir heute gehört haben.

Der Herr spricht von einem Menschen, der ein grosses Abendmahl bereitete und viele einlud. Die Einladung wurde angenommen – und plötzlich, als alles bereit ist, finden die Geladenen Gründe, nicht zu kommen. Der eine beruft sich auf einen Acker, der andere auf ein Geschäft, der dritte auf familiäre Umstände.

Diese Gründe erscheinen durchaus vernünftig. In ihnen liegt keine offene Gottlosigkeit, und für sich genommen sind sie keine Sünde. Und dennoch sind genau sie es, die das ersetzen, was an erster Stelle stehen sollte.

In diesen Antworten klingt ein Widerhall des alttestamentlichen Gesetzes nach. Im Deuteronomium (20,5-7) befreite der Prophet Mose tatsächlich jene vom Kriegsdienst, die ein Haus gebaut und es noch nicht eingeweiht hatten, die einen Weinberg gepflanzt und seine Früchte noch nicht genossen hatten, die sich verlobt, aber noch nicht vermählt hatten. Das Gesetz war barmherzig, weil es die natürliche Ordnung des menschlichen Lebens berücksichtigte.

Doch im Gleichnis unseres Herrn Jesus Christus geht es nicht um Krieg, sondern um ein Festmahl. Nicht um etwas, das man verschieben kann, sondern um etwas, das man nicht verpassen darf. Das Gesetz im Alten Testament bewahrte den Menschen vor dem Tod. Das Evangelium aber lädt ihn zum Leben ein.

Genau hier offenbart sich die Tiefe der Ablehnung der Geladenen. Sie weisen Gott nicht offen zurück; sie schieben Ihn nur auf später. Doch das Reich Gottes ist nicht einer der Punkte auf der Liste der Lebensaufgaben. Es ist das Eine, durch das alles andere seinen Sinn erhält.

Das Festmahl im Gleichnis ist keine Metapher, sondern ein Geheimnis. Es ist das Bild jenes ewigen Mahles, zu dem uns der Herr bereits hier, in der Kirche, im Sakrament der Eucharistie ruft. Und es ist nicht der Lohn für Rechtschaffenheit, sondern ein Geschenk der Barmherzigkeit Gottes, der Selbst zu uns kam, um uns zu rufen und zu gewinnen. Daher fordert Christus keine Verdienste – Er bittet einfach jeden von uns: komm auch du.

Und jene, die einen Grund finden, nicht zu kommen, lehnen das Reich nicht einmal bewusst ab – sie bemerken nur nicht, dass es bereits vor der Tür steht. Das Mahl aber wird unbedingt stattfinden. Das Fest hängt nicht von unserer Teilnahme oder unserem Fernbleiben ab. Die



Gnade verschwindet nicht, wenn wir sie nicht annehmen. Wir bleiben nur selbst ausserhalb ihrer Wirkung.

Besonders in diesen Tagen, in denen sich Weihnachten und die Silvesterfeier nähern, ist es leicht, sich von Sorgen, Vorbereitungen, äusseren Formen des Festes mitreissen zu lassen – und den Geborenen selbst zu verpassen.

Wir sind ja nicht zufällige Passanten von den Landstrassen und aus den Zäunen (vgl. Lk 14:23). Wir sind die Geladenen. Wir sind die «Eigenen». Wir sind jene, die dieses Evangelium nicht zum ersten Mal hören. Deshalb sind wir dieser geistlichen Zerstreutheit besonders ausgesetzt. Dass wir nur nicht, obwohl geladen, außen vor bleiben! Jene, die wir gewohnt sind, als Letzte, Sünder, Äusserliche, Fremde zu betrachten, mögen zum Fest eingehen, wir aber könnten wegen unserer Geschäftigkeit vor der Tür bleiben.

Es geht nicht darum, Acker, Geschäft oder Familie aufzugeben. Es geht darum, ihnen nicht den Platz einzuräumen, der Gott allein gebührt. Nur dann wird der Acker zum Segen, die Arbeit zur Ehre Gottes und die Familie zum Abbild der Kirche.

Deshalb endet das Gleichnis mit Worten, die weniger wie eine Drohung, sondern eher wie eine traurige Warnung klingen: *«Denn viele sind berufen, aber nur wenige auserwählt»* (Lk 14,24). Und das ist nicht, weil Gott nur wenige erwählt, sondern weil nur wenige auf Seinen Ruf antworten.

Möge der Herr uns nicht unter jenen finden, die «Gründe haben», sondern unter jenen, die, wenn sie Seinen Ruf hören, alles Zweitrangige lassen und in die Freude Seines Reiches eingehen. Amen.

Predigt zum 28. Sonntag nach Pfingsten (2025) über die Heilung der zehn Aussätzigen

21.12.2025 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes!

Liebe Brüder und Schwestern im Herrn!

Die heutige Evangeliumslesung ist uns seit unserer Kindheit vertraut: Zehn Aussätzige begegnen Christus und rufen Ihm zu: *«Jesus, Meister, erbarme dich unser!»* (Lk 17,13). Der Herr sendet sie, sich den Priestern zu zeigen, und unterwegs werden alle zehn rein. Doch dann geschieht etwas, das diese Erzählung so aufrüttelnd macht: Nur einer der Geheilten kehrt zurück, um Gott die Ehre zu geben. Und dieser ist ein Samariter.

Der Herr entzieht den anderen neun nicht die Gabe der Heilung. Die Gnade Gottes wird nicht wegen menschlicher Vergesslichkeit oder Undankbarkeit zurückgenommen. Er bestraft die neun nicht, sondern fragt nur: *«Sind nicht zehn rein geworden? Wo sind die neun?»* (Lk 17,17). Diese Frage ist nicht einmal ein Vorwurf, sondern eher ein stilles, fast trauriges Befremden.

Und sie ist der Spiegel, in den auch wir heute blicken müssen. Hand aufs Herz: Meistens gehören wir gerade zu jenen neun. Ja, sie waren Juden, und wir sind orthodoxe Christen. Sie hatten den «richtigen Glauben» durch ihre Zugehörigkeit, und wir haben den rechten Glauben durch unser Bekenntnis. Doch das erweist sich als ungenügend, um orthodox im vollen Sinne des Wortes zu sein – wir bleiben damit bloß «richtiggläubig» wie jene neun geheilten Aussätzigen.

Denn Orthodoxie ist nicht allein *das Wissen* darüber, an Wen wir glauben, sondern auch, *wie* wir vor Ihm leben. Es ist die Dankbarkeit gegenüber Gott für alles Empfangene und ein Leben, das zur Verherrlichung Gottes des Schöpfers wird. Nicht von ungefähr bedeutet das Wort «Orthodoxie» selbst «rechter Lobpreis». Wir wissen aus der heiligen Kirche, wer Gott und Schöpfer aller Dinge ist – und sind deshalb berufen, so zu leben, dass wir Ihm mit unserem ganzen Leben Ehre geben können.

Die geistliche Gefahr der Undankbarkeit und Gottvergessenheit war schon in der frühen Zeit des Alten Testaments wohlbekannt. *«Wenn du dann ißt und satt wirst»,* sagt der Prophet Mose, *«und schöne Häuser baust und darin wohnst (...) und dir alles in reichem Maße zuteil wird – dann hüte dich, dass dein Herz sich nicht überhebt und du den HERRN, deinen Gott, nicht vergißt»* (Dtn 8,12-14). Die verhängnisvolle Gottvergessenheit beginnt nicht in der Not, sondern meist nach empfangener Gabe – dann, wenn der Mensch etwas erhalten hat, weggeht und nicht zurückkehrt.

Und hierin liegt die besonders ernüchternde Botschaft der heutigen Evangeliumsepisode. Der Fremde, der Andersgläubige, der Samariter, erwies sich als «orthodoxer» als die Rechtgläubigen, aber Undankbaren. Er nahm die Gabe nicht nur an – er kehrte zum Geber zurück. Er blieb nicht bei der Heilung stehen – er gab Gott die Ehre. Und bewies auf diese Weise einen errettenden Glauben.

Darum müssen wir stets bedenken: Orthodox zu sein bedeutet nicht nur, Gott recht zu bitten,



sondern Ihm auch zu danken; und nicht nur zu danken, sondern Ihn auch dann zu verherrlichen, wenn wir Ihn um nichts mehr bitten und für nichts Konkretes mehr danken, sondern uns einfach am Schöpfer und an Seiner Schöpfung erfreuen. Darin besteht die Orthodoxie, und davon spricht die heutige Episode aus dem Evangelium. Denn ausgerechnet zum Samariter, dem scheinbar Andersgläubigen, sagt der Herr: *«Dein Glaube hat dich gerettet»* (Lk 17,19).

Er kannte nicht die Fülle der Offenbarung, aber er erkannte die Quelle der Gabe und kehrte zu ihr zurück. Seine Dankbarkeit und seine Lobpreisung des Schöpfers wurden vom Herrn als wahrer Glaube angenommen und wurden ihm zum Heil. So wurde er nicht *«trotz seiner Unwissenheit»* gerettet, sondern aufgrund seiner Demut und der Liebe zu Gott, die höher stehen als bloßes Wissen.

Liebe Brüder und Schwestern im Herrn! Lasst uns darum ringen, nicht nur dem Namen nach orthodox zu sein, sondern in der Realität unseres Lebens: Ja, Gott in Not und Bedrängnis um Hilfe rufen, aber auch stets zurückkehren, danken und unserem Schöpfer und Heiland die Ehre geben. Amen.

Predigt zum Festtag des hl. Nikolaus, des Erzbischofs von Myra in Lykien (2025)

19.12.2025 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.

Heute gedenkt die Kirche mit besonderer Liebe des heiligen Nikolaus, des Erzbischofs von Myra in Lykien, des Wundertäters. Sein Name ist weit über die Grenzen der Kirche hinaus bekannt, doch diese Verehrung bildete sich nicht sofort heraus. Als Mitte des 9. Jahrhunderts der heilige Methodios, Patriarch von Konstantinopel, seine Lebensbeschreibung¹ verfasste, stellte er erstaunt fest, dass der heilige Nikolaus nur wenigen bekannt war. Doch bereits im 11. Jahrhundert war seine Verehrung beinahe überall anzutreffen. Uns stellt sich die Frage: Warum ist der heilige Nikolaus so tief im Bewusstsein der Kirche verwurzelt?

Der Überlieferung nach erbte der heilige Nikolaus von seinen Eltern ein beträchtliches Vermögen. Er verwaltete es auf einfache und entschlossene Weise, indem er es denen zuwandte, die in Not waren. Barmherzigkeit begleitete sein ganzes Leben – in der heimlichen Unterstützung der Armen, in der Sorge um die Leidenden, in der Fürsprache für die Unterdrückten.

Der Psalmist sagt über Gott: *„Der Herr schafft Recht den Unterdrückten, gibt Brot den Hungrigen ... Der Herr beschützt die Fremdlinge und erhält die Waisen und Witwen“* (Ps 145,7.9 LXX). Das hilft uns zu verstehen, wie der heilige Nikolaus seinen Dienst sah – als Mitwirkung an der fürsorgenden Liebe Gottes zum Menschen.

Doch seine Heiligkeit zeigt sich nicht nur in seiner Güte. Die Überlieferung verbindet seinen Namen mit dem Ersten Ökumenischen Konzil, wo er, der sanfte Hirte, nicht schweigen konnte, als die Wahrheit über Christus, den Sohn Gottes, verfälscht wurde. Seine Sorge um die Menschen war untrennbar verbunden mit der Treue zur Wahrheit, von der das Heil des Menschen abhängt.

Wenn man darüber nachdenkt, gibt es im Bild des heiligen Nikolaus nichts, das über den christlichen Dienst hinausginge. Er übte Barmherzigkeit, kümmerte sich um die Armen, stand treu zur Lehre der Kirche – genau jene Eigenschaften, die der Apostel Paulus für jeden Bischof als notwendig bezeichnet (vgl. 1 Tim 3). Und dennoch verehrt ihn die Kirche mit besonderer Liebe und nennt ihn einen Wundertäter.

Der Grund liegt nicht nur darin, wie er lebte, sondern auch darin, dass sein Dienst mit seinem Tod nicht endete. Auf die Fürbitte des heiligen Nikolaus hin wird bis heute Trost gesendet, Kranke werden heil und die Menschen erfahren Hilfe in Nöten. Er hört auf das menschliche Leid und bleibt ein lebendiger Fürsprecher vor Gott.

Die Verehrung des heiligen Nikolaus ist die Antwort der Kirche Christi auf diese Erfahrung einer lebendigen Fürsprache: In ihm erkennt sie einen Hirten, der seine Herde nicht verlassen hat, und einen Heiligen, durch den Gott weiterhin Barmherzigkeit offenbart.

„Seid heilig, denn ich bin heilig“, spricht der Herr (Lev 11,44; 1 Petr 1,16). Die Heiligkeit, zu der



jeder Christ berufen ist, entrückt den Menschen nicht aus der Welt, sondern macht ihn für den Schmerz des Nächsten empfänglich. Genau das erkennen wir im heiligen Nikolaus, dem Wundertäter – und darum wenden wir uns auch heute vertrauensvoll an ihn.

Heiliger Vater Nikolaus, bitte Gott für uns! Amen.

1. Methodius ad Theodorum, BHG 1352y ↵

Predigt zum 27. Sonntag nach Pfingsten (2025) über Reichtum und Nachfolge

14.12.2025 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes!

„Guter Meister! Was soll ich tun, um das ewige Leben zu erben?“ fragt der Mensch, den der heilige Apostel und Evangelist Lukas als „einen der Obersten“ bezeichnet. Er stellt die Frage nicht aus bloßer Neugier. Er spürt: In seinem Leben fehlt etwas Wesentliches. Die Frage bricht von ganz allein aus ihm heraus.

Der Herr beginnt Seine Antwort mit einer unerwarteten Klarstellung: „Was nennst du mich gut? Niemand ist gut als Gott allein.“ Christus verlegt das Gespräch von der uns vertrauten Ebene eines „guten, anständigen Lebens“ auf eine andere Ebene – auf das Maß Gottes.

... und Er erinnert an die Gebote – genau jene, die dieser Mensch sowieso befolgt. „Das habe ich alles gehalten von Jugend auf“, sagt er. Und wahrscheinlich ist er damit auch aufrichtig. Er hat wirklich versucht, nach dem Gesetz zu leben, die Gebote zu halten. Diese Antwort offenbart die Grenze eines solchen Gesetzesgehorsams: Die Gebote hat er befolgt, aber das Herz hat sich dabei nicht verändert. Das Gesetz wurde erfüllt, aber es führte ihn nicht ins Reich Gottes. Damit zeigt der Herr: Es geht nicht um eine Liste von Regeln.

Und dann spricht Christus die Worte, die den wahren Zustand der Seele dieses Menschen offenbaren: „Eines fehlt dir noch: Verkaufe alles, was du hast, und gib's den Armen... und komm, folge mir nach!“ Eine solche Forderung steht gerade nicht in den Geboten! Dabei handelt es sich auch nicht um einen Aufruf zur bloßen Armut und nicht um eine Empfehlung zum Wirtschaften. Es ist eine genaue geistliche Diagnose für genau diesen Menschen. Der Herr sieht: Sein Herz ist an das gekettet, was er für seine größte Errungenschaft hält – an Reichtum und formelle Frömmigkeit. Sein Wohlstand ist für ihn nicht einfach Geld, sondern ein Beweis seiner eigenen Rechtschaffenheit vor Gott und den Menschen. Er hält daran fest wie an einer Garantie, dass Gott ihn liebt und segnet.

Und der Herr schlägt ihm nicht auf die Finger, Er sagt nicht „du bist schlecht“, sondern: „du bist nicht heil“. Du erfüllst, aber du liebst nicht. Du bewahrst, aber du gibst nicht. Du glaubst an Gott als Garant deines Wohlstands, aber nicht als den, dem man sich vollkommen überantworten kann.

Der Mensch „wurde traurig, denn er war sehr reich“. Er sucht das ewige Leben, ist aber nicht bereit, das loszulassen, was ihn an das zeitliche Leben bindet. Und es zeigt sich, dass Gott ihm nur so lange wichtig war, wie Er seinen Wohlstand bestätigte und beschützte.

Und ausgerechnet heute begeht die Kirche das Gedächtnis des Propheten Nahum, der in seinem ganzen Buch den Untergang Ninives besingt – der Stadt, die sich ebenfalls für ewig und selbstgenügsam hielt. Aber Gott spricht: „Alle deine Festungen sind wie Feigenbäume mit reifen Früchten: wenn man sie schüttelt, so fallen sie“ (Nahum 3,12). Alles, was anstelle Gottes aufgebaut und angehäuft wird – sei es Reichtum, Ansehen, religiöse Routine, sogar gute Werke

ohne Liebe – all das ist Ninive, und all das wird fallen. Alles, worauf der Mensch anstelle Gottes hofft, erweist sich als nicht tragfähig.

Dieses alttestamentliche Bild ist uns nur allzu vertraut. Wir denken doch auch oft: Wenn wir die Gebetsregel durchgelesen, wenn wir die Fastenzeiten mehr oder weniger gehalten haben, dann ist „alles in Ordnung“. Aber Christus sucht nicht Makellose. Er sucht das Herz des Menschen.

Der reiche Mensch im Evangelium ist kein Sünder – er ist eine tragische Gestalt. Er ist dem Reich nahe, kann aber nicht hineingehen, weil er nicht loslassen kann, was seiner Meinung nach seinen Wert ausmacht.

„Was bei den Menschen unmöglich ist, das ist bei Gott möglich“, spricht der Herr. Das ewige Leben kann man nicht verdienen, nicht kaufen, nicht durch gute Werke wie eine Bankeinlage ansparen. Man kann es nur annehmen oder eben „erben“ – als Geschenk von Dem, der selbst das Leben ist.

Und dieses Geschenk anzunehmen bedeutet, sich eines Tages zu entscheiden: Das loszulassen, woran wir krampfhaft festhalten (ob Geld, Ansehen, sogar unsere akribisch aufgebaute eigene Frömmigkeit) und Christus zu folgen.

Jener reiche Mensch ging traurig fort. Wir sind noch nicht fortgegangen. Wir stehen noch vor dem Herrn – mit all unserem Wohlstand, mit unserem ganzen Gepäck, unserem oft hektischen Leben, mit unseren Abhängigkeiten, mit unseren Rechtfertigungen.

Aber die Frage bleibt dieselbe: Sind wir bereit, Christus vollkommen zu vertrauen, um das ewige Leben zu erben?

Jeder von uns wird ehrlich darauf antworten müssen. Amen.

Predigt zum 26. Sonntag nach Pfingsten (2025) über die Heilung einer gekrümmten Frau am Sabbat

07.12.2025 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes!

Liebe Brüder und Schwestern, der heilige Apostel und Evangelist Lukas berichtet uns, wie der Herr am Sabbat in einer der Synagogen lehrt. Dort ist eine Frau, seit achtzehn Jahren verkrümmt, die sich nicht aufrichten kann. Er sieht sie, ruft sie zu sich und spricht: *„Frau, du bist erlöst von deiner Krankheit.“* Er legt ihr die Hände auf – und sogleich richtet sie sich auf und lobt Gott.

Im Evangelium heißt es, dass der Herr diese Frau selbst sah. Sie wandte sich nicht an Ihn, geschweige denn „drängte“ sie sich zu Ihm vor, wie wir es in der Schilderung anderer Begegnungen des Herrn mit dem Volk sehen. Und Er verlangt von ihr weder Buße noch ein Bekenntnis des Glaubens. Christus erweist angesichts des Leids schlicht, ohne jede Bedingung, Barmherzigkeit.

Der Herr selbst erklärt, was geschehen ist: diese Frau hat *„der Satan gebunden, siehe, achtzehn Jahre lang.“* Er schreibt diese Krankheit dem Wirken des Satans zu – und befreit die Frau davon. Das Leiden des Menschen ist nicht Gottes Wille! Es ist kein „erzieherisches Mittel“ oder ein Weg, den Gott uns angeblich zu unserem eigenen Besten wünscht.

Es ist wichtig, hier klar zu sagen: Im Evangelium weist Christus den Gedanken zurück, Leid sei an sich nützlich oder heilsam. Er entlarvt im Gegenteil seine wahre Quelle – die gefallene Welt, die Finsternis, die sich Gott widersetzt.

Gewiss kommt es vor, dass gerade Leid den Menschen dazu drängt, Gott zu suchen. Aber das macht das Leid selbst nicht gottgefällig. Gott tritt vielmehr selbst den Kampf dagegen an, und am Kreuz nimmt Er freiwillig das Leiden auf Sich, um dessen Macht von innen heraus zu zerstören.

Doch der Synagogenvorsteher empörte sich. Heilen – das sei ja möglich, aber nur nicht am Sabbat. Alles müsse seiner Meinung nach nach dem Buchstaben des Gesetzes geschehen. Anstatt sich zu freuen und Gott zu danken, kritisiert er sogar die geheilte Frau – wobei er sich sorgfältig bemüht, die Kritik nicht direkt an Christus zu richten. Doch schon im Buch Exodus hat der Herr den Sabbat gerade als Befreiung geboten: *„Sechs Tage sollst du deine Arbeit tun; aber am siebenten Tage sollst du feiern, auf dass dein Ochs und dein Esel ruhen und deiner Magd Sohn und der Fremdling sich erquicken.“* (Ex 23,12). Wenn man selbst dem Vieh am Sabbat Ruhe von seiner Last gönnt, sollte dann nicht erst recht die Tochter Abrahams von ihrer schweren Bürde befreit werden?

So war es seit alters her geboten. Doch bereits die Propheten sagten klar, dass auch dieses Gebot zu einer leeren Form, zu bloßen Buchstaben des Gesetzes werden kann. Der Prophet Jesaja übermittelt die Worte des Herrn über jene, die den Dienst in leere Rituale verwandeln:



„Meine Seele ist feind euren Sabbaten ... Und wenn ihr auch viel betet, höre ich euch doch nicht; denn eure Hände sind voll Blut. Waschet, reiniget euch! Tut eure bösen Taten aus meinen Augen! Lasst ab vom Bösen, lernt Gutes tun, trachtet nach Recht, helft den Unterdrückten, schafft den Waisen Recht, führt der Witwen Sache!“ (Jes 1,14-17). Das ist der Gott wohlgefällige Sabbat. Und deshalb ist die Heilung keine Schändung des Sabbat, sondern die eigentliche Erfüllung seines Sinns: dem Menschen Ruhe von seiner schweren Bürde zu schenken.

Unser Herr Jesus Christus ist Menschenfreund. Er belässt den Menschen nicht unter der Herrschaft des Leidens, weder am Sabbat noch an einem anderen Tag. Er nimmt unsere Schwachheiten auf Sich und trägt unsere Krankheiten, um uns von der Macht des Feindes zu erlösen. Das Leiden bleibt in der gefallenen Welt, aber es kommt nicht von Gott und ist Ihm nicht wohlgefällig. Gottes Verheißung ist eine andere: *„Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid noch Geschrei noch Schmerz wird mehr sein; denn das Erste ist vergangen.“* (Offb 21,4).

Daher, liebe Brüder und Schwestern im Herrn, lasst uns nicht wie die Synagogenvorsteher sein und die Gebote zur Last machen, lasst uns nicht den Nächsten wegen eines Verstoßes gegen Regeln verurteilen, sondern lasst uns dem Leidenden eilig Hilfe bringen – dann wird auch an uns erfüllt, was der Herr an der Tochter Abrahams vollbrachte: Er wird uns aufrichten, uns gerade machen und uns fähig, Gott aufrichtig zu loben. Amen.

Predigt zum Fest der Einführung der Gottesmutter in den Tempel (2025)

04.12.2025 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.

Liebe Brüder und Schwestern in Christus!

Wir hören heute von einem Ereignis, das nicht in den kanonischen Evangelien zu finden ist. Das ist typisch für die Gottesmutterfeste: Das Evangelium bewahrt ein Schweigen um die Allheilige Jungfrau, und dieses Schweigen selbst spricht von ihrer Demut. Doch die Kirche hat die Überlieferung bewahrt, wie die Eltern der Jungfrau Maria, die gerechten Joachim und Anna, ein Gott gegebenes Gelübde erfüllend, ihre dreijährige Tochter in den Tempel von Jerusalem führten. Dort erhielt sie über neun Jahre ihre geistige Erziehung und wurde auf jenes große Werk vorbereitet, das sie vollbringen sollte. Die Quelle ist das Protoevangelium des Jakobus, eine alte Überlieferung, die die Kirche angenommen und diesem Fest zugrunde gelegt hat.

Wie können wir uns dieses Ereignis vorstellen? Als die Allheilige Jungfrau die Stufen zum Tempel hinaufstieg, kam ihr der Hohepriester Zacharias entgegen. Bis zum Eingang des Jerusalemer Tempels mussten fünfzehn hohe Stufen überwunden werden. Daher kommt übrigens der Name bestimmter Psalmen, die „Stufenpsalmen“ genannt werden: Die Priester sangen damals, während sie zum Gottesdienst hinaufstiegen, auf jeder der fünfzehn Stufen bestimmte Psalme. Solche „stufenhafte“ Gesangsweise hat sich bis heute in der orthodoxen Liturgie erhalten.

Aber der Sinn des Festes erschließt sich nicht in historischen Details. Im Fest der Einführung der Allheiligen Gottesmutter in den Tempel sieht die Kirche den Moment eines geheimnisvollen Übergangs: vom Tempel, von Menschenhand errichtet, zum nicht von Menschenhand geschaffenen Tempel, zur Jungfrau Maria, in der das Göttliche Wort Selbst wohnen sollte. Wie die heiligen Väter schreiben, empfängt hier der Tempel des Alten Bundes diejenige, die zum wahren Tempel wird, in dem der Herr Selbst wohnen sollte.

Der heilige Gregor Palamas sagt: Wenn man den Baum an seinen Früchten erkennt, wie sollte dann nicht diejenige, die die Schönheit und Güte Selbst geboren hat, unermesslich schöner sein als jede Kreatur? Gott hat die Allreine Jungfrau „aus allen Auserwählten eines jeden Geschlechts“ erwählt, um durch sie die gefallene Menschheit zu erneuern¹.

Tatsächlich führt der Hohepriester Zacharias auf Eingebung von Oben die Jungfrau dorthin, wohin das alttestamentliche Gesetz nur ihm als Hohepriester allein den Zutritt erlaubte – und auch das nur einmal im Jahr.

Was befand sich dort, im Allerheiligsten? Darüber spricht die Lesung aus dem Epistel, die wir heute gehört haben. Dort befand sich die *„Bundeslade“*, in der das *„goldene Gefäß mit dem Manna, der aufgeblühte Stab Aarons und die Gesetzestafeln“* aufbewahrt wurden, *„über ihr die Cherubim der Herrlichkeit, die den Sühndeckel überschatteten“* (Hebr 9,4f.) – also die größte Heiligtum des alttestamentlichen Volkes Gottes. Doch nun tritt dort diejenige ein, in der das Wort Fleisch werden wird (vgl. Joh 1,14). Von diesem Moment an wird der eigentliche Sinn des

alttestamentlichen Heiligtums deutlich. Nach den Worten eines zeitgenössischen Theologen² war der Tempel ein „Abbild der Wirklichkeit, aber nicht die Wirklichkeit selbst“: Er bereitete das Volk darauf vor, dass Gott nicht nur bildlich, sondern wirklich mit den Menschen sein würde – als Immanuel, „Gott mit uns“ (Mt 1,23).

Indem der Hohepriester Zacharias die Allheilige Jungfrau ins Allerheiligste führt, scheint er das Gesetz zu übertreten. In Wirklichkeit steht vor uns der Übergang vom Alten zum Neuen Bund, und es beginnt unmittelbar die Heilsgeschichte der Menschheit. Der heilige Filaret von Moskau sagte, dass das Ebenbild Gottes im gefallen Menschen eine Hoffnung auf Seligkeit blieb³. Und heute wird diese Hoffnung Wirklichkeit: Die Jungfrau tritt in den Tempel ein, und mit ihr eröffnet sich die Möglichkeit einer Erneuerung der menschlichen Natur.

Vor uns steht das reine, vollkommen Gott geweihte Leben der Jungfrau Maria. Die Allheilige Jungfrau wurde nicht allein deshalb zum Tempel Gottes, weil sie erwählt wurde, sondern auch, weil sie – beginnend im Elternhaus und ihr ganzes Leben lang – sich in der Einfachheit und Reinheit des Herzens darauf vorbereitete, ihr entscheidendes „*Mir geschehe nach Deinem Wort*“ (Lk 1,38) zu sprechen. Das sagt uns, wie der Mensch geschaffen ist – der Mensch kann nämlich bei Gott im Allerheiligsten verweilen und selbst zu Seiner Wohnstatt werden. Aber es sagt uns auch, dass der Mensch dazu rein sein und sich Ihm vollkommen hingeben muss.

Der alttestamentliche Tempel war Abbild und Erwartung. Und heute gedenken wir derjenigen, in der diese Erwartung erfüllt wurde. Und jedem von uns ist sein eigenes Maß der Teilhabe an diesem Geheimnis eröffnet, in der Bereitschaft, Gottes Willen anzunehmen, wie ihn die Allheilige Jungfrau annahm.

Möge der Herr uns durch die Fürbitten der Gottesmutter stärken, damit wir den kommenden Christus in Reinheit und Freude empfangen. Amen.

-
1. Hl. Gregorios Palamas, Homilie 57 am Sonntag der heiligen Vorfäter ↵
 2. Protopresbyter Boris Bobrinskoy, "La Compassion du Père" (Das Mitleid des Vaters) ↵
 3. Hl. Bischof Filaret von Moskau, Homilie zur Einführung der Gottesmutter in den Tempel ↵

Predigt zum 25. Sonntag nach Pfingsten (2025) über den reichen Kornbauern

30.11.2025 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes!

Liebe Brüder und Schwestern im Herrn, viele Gläubige hoffen und wünschen sich heimlich, dass Gott der Herr irgendwann in ihrem Leben zu ihnen sprechen würde, wenigstens ein einziges Wort, und sei es nur, um sie der Gewissheit zu versichern, dass Er existiert.

In der heutigen Evangeliumserzählung unterweist uns der Herr wiederum durch ein Gleichnis, und dort begegnen wir einem Mann, einem Reichen, zu dem Gott tatsächlich einst gesprochen hat. Das erste jedoch, was Gott zu diesem Mann sagte, war das Wort „du Tor“. Wenn wir ein solches Wort von Gott über uns hörten, würden wir wohl erschauern.

Doch können wir sicher sein, dass Gott nicht etwas Ähnliches über uns sagen würde? Wenn wir ehrlich auf unser Leben blicken, glauben wir wirklich, wir würden Worte des Lobes von Gott hören?

Im Gleichnis geht es um einen Mann, dessen Land reiche Frucht trug. Er überlegt ganz geschäftsmäßig bei sich selbst: Was soll ich tun? Wohin mit meiner Ernte? Wie bringe ich es zu einem sorgenfreien Leben auf viele Jahre? Aus der Sicht der weltlichen Logik ist alles richtig: Die alten Scheunen abbrechen, neue, größere bauen, all das Gut dort sammeln und zu seiner Seele sagen: *„Du Seele, habe Ruhe, iss, trink und sei fröhlich!“* Aber genau in diesem Augenblick wendet sich Gott an ihn: *„Du Tor! In dieser Nacht wird man deine Seele von dir fordern; wem wird dann gehören, was du angehäuft hast?“*

Der Reiche hatte keine Zeit mehr, über seinen Fehler nachzudenken. Aber für uns legt der Herr es aus: *„So geht es dem, der Schätze sammelt für sich selbst und nicht reich ist bei Gott.“*

Das heißt, es geht nicht einmal darum, dass dieser Reiche seinen Wohlstand auf ungerechte Weise erworben hätte, nein, im Gegenteil: Er hat ehrlich gearbeitet, niemanden betrogen, nichts gestohlen. Zumindest sagt der Herr nichts dergleichen. Die Torheit dieses Menschen besteht nicht darin, dass er überhaupt reich geworden ist, sondern darin, dass dieser Reichtum *„nicht bei Gott“* war. In seinen langen Berechnungen gibt es kein einziges Wort über Gott und kein einziges Wort über den Nächsten. Es gibt nur „ich“, „mir“, „mein“, „meine Seele“. Er nahm das Geschenk Gottes als seinen persönlichen Besitz an und meinte, er könne nun über Leben und Tod verfügen.

Doch alles gehört Gott. Bei der Beerdigung singen wir: *„Dem Herrn gehört die Erde und was sie erfüllt, der Erdkreis und seine Bewohner“* (Ps 23,1 LXX). Diese Worte scheren alles aus, was wir gewohnt sind, als „unser“ zu betrachten. Wir können keinen Pfennig mitnehmen, keine Wohnung, nicht einmal unseren eigenen Leib. Alles bleibt hier, und wir gehen nackt fort, wie wir gekommen sind. Der wahre Eigentümer allen Reichtums und Überflusses ist Gott. Reichtum ist ein Segen, aber ein Segen mit Auftrag. Sein Sinn liegt nicht darin, dass wir „ruhen, essen, trinken und fröhlich sind“, sondern darin, ihn zu teilen, den Bedürftigen zu unterstützen, dem Nächsten zu dienen.

Was geradezu erstaunlich ist: Die evangelische Wahrheit, die der Herr in diesem Gleichnis vor zweitausend Jahren offenbarte, bildete die Grundlage für die moralische Kultur Europas und wurde sogar im säkularen Recht formuliert. Im deutschen Grundgesetz (Art. 14 Abs. 2) steht lakonisch: „Eigentum verpflichtet. Sein Gebrauch soll zugleich dem Wohle der Allgemeinheit dienen.“ Diese Worte sind wie ein Widerhall des heutigen Gleichnisses: Reichtum ist Verantwortung und Pflicht. Selbst das säkulare Gesetz erkennt an: Die Gaben sind dem Menschen nicht nur für die eigene Ruhe gegeben.

Zu welchen Konsequenzen führt Reichtum bei uns, bei den Gläubigen? Macht uns Wohlstand großzügiger, mitfühlender, barmherziger, geduldiger, friedfertiger? Hilft uns Reichtum, Nachfolger Christi, Christen zu sein? Wenn ja, dann reichern wir bei Gott an. Wenn aber nicht, dann haben wir – im Unterschied zum Reichen im Gleichnis – noch Zeit, uns zu bessern. Aber diese Zeit müssen wir schätzen und nutzen.

Der Herr fragt nicht, wie viel wir in neue Scheunen und auf neue Konten einlegen konnten. Er schaut, wie viel von dem, was Er uns gegeben hat, wir in Liebe – zu Ihm und zum Nächsten – verwandelt haben. Amen.

Predigt zum 24. Sonntag nach Pfingsten (2025) über den barmherzigen Samariter

23.11.2025 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.

Liebe Brüder und Schwestern, heute hören wir wieder das Gleichnis des Erlösers vom barmherzigen Samariter – eines jener Gleichnisse, die sogar Menschen, die der Kirche fern sind, gut bekannt sind. Aber gerade wegen dieser Bekanntheit hören wir es vielleicht unaufmerksam, in der Annahme, wir hätten es bereits alles verstanden. Dabei spricht Christus hier über die Grundlage unseres Glaubens.

Alles beginnt mit einem Gesetzeslehrer – einem Mann, der die Heiligen Schriften gut kannte. Er tritt mit einer Frage über das ewige Leben an Christus heran. Der Herr verweist ihn an das Gesetz. Und die Antwort ist einwandfrei: Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben mit deinem ganzen Herzen und deinen Nächsten wie dich selbst. Diese Worte stammen aus dem Deuteronomium und dem Levitikus. Der Herr bestätigt es: Du hast richtig geantwortet; tu das, und du wirst leben.

Doch der Gesetzeslehrer will sich rechtfertigen und fragt: Wer ist denn mein Nächster? In dieser Frage verbirgt sich bereits eine geistliche Krankheit. Er erkennt das Gebot der Liebe an, sucht aber nach Grenzen: Wem bin ich etwas schuldig? Wer gehört zu meinem Pflichtkreis? Und er tritt auch nicht mit Liebe an Christus heran, sondern mit der Absicht, Ihn zu versuchen; er kennt den Text des Gesetzes, geht aber an der lebendigen Liebe vorbei, als ob der Glaube nur durch richtige Worte gemessen würde, nicht durch die Tat.

Und auf diese Frage antwortet der Herr mit einem Gleichnis.

Ein Mensch geht von Jerusalem nach Jericho hinab, fällt unter die Räuber und liegt halb tot am Weg. Ein Priester kommt vorbei – er hilft nicht. Ein Levit kommt vorbei – und geht ebenfalls vorüber.

Der Priester und der Levit sind für die Zuhörer Christi nicht einfach „religiöse Menschen“, sondern eine erkennbare Ordnung: Zuerst geht ein Vertreter des priesterlichen Geschlechts Aarons vorbei – ein sehr enger Kreis von Eingeweihten; dann ein Vertreter des Stammes Levi – ebenfalls ein besonderer Stamm im Volk Israel, aber bereits eine breitere Bevölkerungsgruppe. Man würde logischerweise erwarten, dass als Nächstes ein einfacher Jude kommt. Doch der Herr führt eine völlig unerwartete Person ein – den Samariter: einen Fremden, Andersgläubigen, fast einen Feind.

Und diese unerwartete Wendung ist das Herzstück des Gleichnisses. Weder das Priestertum, noch die Kenntnis des Gesetzes, noch die Zugehörigkeit zum auserwählten Volk an sich bewahren vor Gleichgültigkeit. Gerade diejenigen gehen vorüber, die eigentlich zu helfen verpflichtet gewesen wären. Es hilft stattdessen derjenige, der nach allen menschlichen Maßstäben das „Recht“ gehabt hätte, vorüberzugehen.

Der Prophet Hosea spricht im Namen Gottes: „*Barmherzigkeit will ich, nicht Opfer*“ (Hos 6,6). Christus wiederholt diese Worte zweimal im Evangelium und erschließt uns heute ihre Bedeutung: Die Barmherzigkeit steht über der richtigen Erfüllung von Riten und über jedem „Recht“, vorüberzugehen.

Wir sind es gewohnt, uns mitunter mit dem Hilfsbedürftigen oder mit dem Samariter zu identifizieren – und das ist natürlich.

Doch das Gleichnis erlaubt uns nicht, es damit bewenden zu lassen. Heute fragt es einen jeden von uns: Wer warst du gestern auf deinem Weg? Derjenige, der vorüberging, beschäftigt mit deiner eigenen Rechtschaffenheit? Oder vielleicht warst du sogar derjenige, der jemanden verletzt und verwundet zurückgelassen hat – durch ein Wort, durch Schweigen, durch Verurteilung?

Der Herr beendet das Gleichnis nicht mit einer moralischen Schlussfolgerung. Er beendet es mit einer Frage, die an den Gesetzeslehrer und an jeden von uns gerichtet ist:

„Wer von diesen Dreien, meinst du, ist der Nächste dessen geworden, der unter die Räuber gefallen war?“

Und er zwingt den Gesetzeslehrer – und jeden von uns – selbst die Antwort auszusprechen: Der, der sich seiner erbarmt hat.

Daher endet das Gleichnis nicht. Es setzt sich jedes Mal fort, wenn jemand am Weg unseres Lebens liegt und wir uns entscheiden müssen, auf die andere Seite zu wechseln oder stehen zu bleiben.

Und in genau diesem Moment entscheidet sich, wessen Jünger wir sind: Jünger eines Gesetzes, die alles wissen und sich zu rechtfertigen verstehen, oder Jünger Dessen, der Selbst für uns zum Nächsten geworden ist, als Er zwischen zwei Räubern gekreuzigt wurde und nicht am Leid auch nur eines einzigen von uns vorüberging.

Amen.

Predigt zum 23. Sonntag nach Pfingsten (2025) über Jäirus und die blutflüssige Frau

16.11.2025 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes!

Liebe Brüder und Schwestern im Herrn, der heilige Apostel und Evangelist Lukas berichtet heute von der Fortsetzung des Weges des Erlösers und Seiner Jünger. Nach der Heilung des Besessenen von Gadara kehren sie an ihr Ufer des Sees zurück, und das Volk erwartet ihn bereits. Die Menschen drängen sich um Christus; Jäirus, der Vorsteher der Synagoge, fleht ihn an, in sein Haus zu kommen, wo seine Tochter im Sterben liegt; und in all diesem Trubel eine Frau, die seit vielen Jahren an Blutungen litt.

Nach dem Gesetz des Mose galt diese Frau als unrein, und alles, was sie berührte, wurde ebenfalls als unrein betrachtet. Zwölf Jahre lang war diese Frau praktisch eine Ausgestoßene. Um niemanden zu beunruhigen, näherte sie sich heimlich, berührte den Saum des Gewandes des Erlösers – und empfing Heilung.

In der Beschreibung dieser Situation, wo die Menschenmenge Christus bedrängt und die kranke Frau ihn berührt, kann man leicht ein Bild der Kirche erahnen. Man darf annehmen, dass es in dieser Menge Menschen gab, die hofften, etwas vom Herrn zu erhalten – sei es Heilung, Trost, Hilfe in ihren Angelegenheiten, irgendeine Hoffnung. Aber das Volk bedrängte ihn lediglich, und nur von dieser Frau sagt der Evangelist, dass sie ihn berührte. Und von niemand anderem als dieser einen Frau wird gesagt, dass er auf wundersame Weise das Ersehnte erhielt.

Oft kommen auch wir mit einer ganzen Reihe von Erwartungen in die Kirche – eine Kerze anzuzünden, gewisse Rituale zu erfüllen, in der Hoffnung, unsere Gesundheit zu verbessern und dass bei uns alles gut sein möge – aber bedrängen wir so denn nicht den Herrn? Versuchen wir denn damit nicht, wie die Heiden, göttliche Kräfte und die Natur zu manipulieren, während wir in Wirklichkeit nicht wirklich mit Gott und dem Schöpfer kommunizieren wollen, geschweige denn ihm folgen und Seine Gebote halten, es sei denn, Er gibt uns das Erbetene?

So lässt sich Gott aber nicht zwingen. Er ist keine Naturgewalt und keine unpersönliche Energie, die man sich durch Rituale dienstbar machen kann. Gott ist eine Person, und Er tritt in eine Beziehung zum Menschen, Er gehorcht keinen Schemata. Die Formel "Ich erfülle – und Gott gibt" funktioniert nicht, weil der Herr nicht den Ritus sucht, sondern das Herz. Eine lebendige Begegnung mit ihm ist die Hinwendung zu Gott, die Bereitschaft, auf Sein Wort zu hören und das eigene Leben zu ändern.

Der heilige Johannes Chrysostomus bemerkt¹, dass der Glaube der Frau aus dieser Begebenheit sogar den Glauben des Synagogenvorstehers übertrifft. Jäirus, ein angesehener Mann, handelt ganz offen und feierlich: Er führt Christus in sein Haus, zeigt allen seinen Glaubenseifer. Die Frau hingegen handelt still, unauffällig. Sie hält den Herrn nicht auf, sondern berührt nur Sein Gewand – und geht als erste geheilt fort. Chrysostomus sagt, dass Christus sie nicht zum Tadel ans Licht führt, sondern um den Umstehenden die Kraft ihres demütigen Glaubens zu zeigen und

um Jäirus selbst zu stärken: Der Glaube, der vor den Augen verborgen ist, ist oft stärker als die feierlichste Demonstration der Frömmigkeit. Und Christus heilt sie nicht nur, sondern schenkt ihr auch Trost: *«Sei getrost, meine Tochter... geh hin in Frieden.»*

Ein solches Vertrauen ist eine rechte "Berührung Christi".

Und die Tochter des Jäirus erweckt der Herr wieder zum Leben, als es, wie es schien, bereits zu spät ist. Auf das Herz des Jäirus war wohl die Last der Hoffnungslosigkeit gesunken, aber der Herr bewahrt ihn vor der Verzweiflung und spricht: *«Fürchte dich nicht; glaube nur, so wird sie gerettet werden!»* Diese Worte gelten auch uns, wenn die Umstände uns bedrängen und es scheint, dass es keinen Ausweg mehr gibt. Dort, wo für den Menschen das Ende ist, handelt der Herr weiter.

Liebe Brüder und Schwestern, lasst uns lernen, nicht um unseres Vorteils willen in die Kirche zu kommen, nicht zur Schau, und nicht, um den Herrn mit unseren Problemen zu "bedrängen", sondern mit dem Verlangen nach einer lebendigen Begegnung mit Ihm. Und da wir es wagen dürfen, Ihn nicht nur zu berühren, sondern sogar Seinen heiligen Leib und Blut zu empfangen, lasst uns danach streben, mit reinem und bedingungslosem Glauben und liebendem Herzen an Christus heranzutreten. Amen.

1. Hl. Johannes Chrysostomus, Homilien zum Matthäusevangelium. Homilie 31:2. ↵

Predigt zum 22. Sonntag nach Pfingsten (2025) über die Heilung des Gadarener Besessenen

09.11.2025 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.

Liebe Brüder und Schwestern im Herrn, heute haben wir eine der eindrucklichsten Stellen im Evangelium gehört – von dem Mann, in dem eine „Legion“ von Dämonen wohnte. Diese Stelle zeigt besonders deutlich die unsichtbare geistliche Realität – und den Zusammenprall von Licht und Finsternis, Gott und den bösen Geistern, Wahrheit und Wahnsinn.

Wenn wir die gesamte Heilige Schrift als Ganzes betrachten, dann bemerken wir etwas Erstaunliches: Im Alten Testament kommt das Wort „Dämon“ nur wenige Male vor – und jedes Mal im Zusammenhang mit Götzendienst. *„Sie opferten den Dämonen und nicht Gott“*, sagt zum Beispiel der Prophet Mose (Dtn 32,17). Aber in den Evangelien werden Dämonen bereits Dutzende Male erwähnt.

Warum ist das so? Was hat sich seit alter Zeit verändert? Es ist der Einfall heidnischer Glaubensvorstellungen in Israel. Nachdem Alexander der Große Israel eingenommen hatte, verbreitete sich ein heidnischer Glaube griechischer Prägung unter den Israeliten. Danach nahm das heidnische Römische Reich Israel ein. Überall begannen heidnische Tempel und Kultstätten zu erscheinen, und ein gewisser Teil der Israeliten begegnete dieser neuen Realität durchaus wohlwollend, hieß sogar neue Gottheiten in seiner Mitte willkommen. Aber die gesetzestreuen Juden und die frühen Christen hielten diese Gottheiten zu Recht für Dämonen, wie schon Mose gesagt hatte. Und was wir in den Evangelien sehen, ist das Offenbarwerden jener Wahrheit, von der im Psalm gesagt wird: *„Alle Götter der Völker sind Dämonen“* (Ps 95,5 LXX).

Mit Christus wird alles Verborgene offenbar: In diese Finsternis ergießt sich das Licht. Wo Christus wirkt, kann nichts Unreines im Verborgenen bleiben.

Als der Herr in die Gegend der Gadarener kommt, betritt Er einen Ort, an dem die Menschen sich längst mit diesem Halbdunkel abgefunden haben. Dort weiden sie Schweine, was für Juden undenkbar war, und leben tatsächlich in Gräbern, und die Menschen, die diese Orte bevölkerten, waren Heiden. Aber auch dorthin kommt der Herr – nicht um zu richten, sondern um zu retten. Genau dieses Szenario hatte der Prophet Jesaja schon einige Jahrhunderte zuvor beschrieben, wo Gott spricht: *„Ich ließ mich finden von denen, die nicht nach mir fragten; ... Hier bin ich, hier bin ich!“, rief ich einem Volk zu, das nicht nach meinem Namen gerufen war ... einem Volk, das mich ständig beleidigt (...), das in den Gärten Opfer darbringt (...), das in Gräbern sitzt und in Höhlen übernachtet (und) Schweinefleisch isst“* (Jes 65,1-5).

Der Erste, der Ihn dort in dieser düsteren Umgebung erkennt, ist ausgerechnet der von Dämonen besessene Mann. Unter der dicken Schicht Finsternis glimmt in ihm immer noch das Ebenbild Gottes. Selbst die Legion von Dämonen ist gezwungen anzuerkennen: *„Du bist der Sohn des lebendigen Gottes!“* Christus streitet nicht mit ihnen, diskutiert nicht. Ein einziges Wort von Ihm



- und die Legion verschwindet. Die Dämonen bitten um die Erlaubnis, in die Herde Schweine zu fahren, und Christus erlaubt es. Warum? Weil der Herr zeigt, dass selbst die bösen Geister, die Feinde Gottes, nicht ohne Gottes Zulassung handeln können.

Doch da ist eine andere Bitte - die des bereits Geheilten. Er fleht: „Erlaube mir, bei Dir zu sein!“ - und Christus erfüllt ihm diese Bitte, so scheint es, nicht. Er nimmt ihn nicht mit Sich. Warum? Weil diesem Mann, einem ehemaligen Heiden, nun etwas anderes aufgetragen ist: *„Kehre in dein Haus zurück und erzähle, was Gott dir getan hat.“* So kam erstmals in der Geschichte der Menschheit, lange vor dem Apostel Paulus, die Predigt von Christus zu den Heiden. Der, den alle mieden, wird zum Zeugen. Der, der unter Toten lebte, verkündet den lebendigen Gott.

Aber die Dämonen - das sind nicht nur die Geister der Vorzeit. Das sind jene Mächte, die auch heute von den Menschen Besitz ergreifen: Zorn, Bosheit, Angst, Verhärtung, Schwermut. Doch in jedem, selbst im Gefallendsten, ist immer noch ein Ort, in den Christus eintreten kann. Und darum steht es uns nicht zu, zu richten, sondern zu beten - dass der Herr sowohl uns als auch ihnen Heilung schenke.

Möge das Licht Christi jene Winkel unserer Seele erleuchten, in denen noch Finsternis herrscht, wo wir uns selbst fürchten, die Wahrheit über uns zu sehen, wo wir, ohne es zu bemerken, unseren Götzen Opfer darbringen. Möge der Heiland uns nicht nur die Freiheit vom Bösen schenken, sondern auch die Kraft, von Seiner Barmherzigkeit zu zeugen - dort, wo unsere Nächsten leben, in unseren Häusern und in unseren Herzen. Amen.

Predigt zum Gedenktag an die Gottesmutterikone von Kasan (2025)

04.11.2025 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes!

Liebe Brüder und Schwestern im Herrn! Heute feiert die Heilige Kirche das Gedenken an die Ikone der Allheiligen Gottesmutter von Kasan – einer der am meisten verehrten Ikonen der Mutter Gottes.

Diese Ikone, eine Variante des Typs Hodegetria – was „Wegweiserin“ bedeutet –, zeichnet sich durch den besonderen Blick der Mutter Gottes aus. Bei den gewöhnlichen Hodegetria-Ikonen weist die Hand der Gottesmutter auf Christus hin und lenkt den Blick des Betenden auf den Heiland. Hier aber sind es die Augen der Allreinsten, die uns voller Sanftmut zu dem Gotteskind hinneigen, das aufrecht dasteht und segnet.

Die Geschichte der Auffindung dieser Ikone ist lehrreich. Sie wurde keinem großen Menschen offenbart, keinem Zaren oder Fürsten, keinem Bischof, sondern einem Mädchen namens Matrona, dem im Schlaf die Mutter Gottes erschien. Das Mädchen berichtete den Erwachsenen von der Erscheinung, auch den Priestern, dem Bischof, aber man glaubte ihr nicht. Und dennoch ging sie zusammen mit ihrer Mutter an den Ort, den die Gottesmutter ihr bezeichnet hatte, und grub mit ihren eigenen Händen die heilige Ikone aus, die strahlte wie neu.

Zu verschiedenen Zeiten hat die Gottesmutter durch diese Ikone den Menschen Hilfe und Schutz erwiesen. In der Geschichte der Gottesmutterikone von Kasan sehen wir viele Fälle, in denen Menschen, die sich in verzweifelter Lage befanden, die Hoffnung nicht verloren. Sie fasteten, beteten, trugen die Ikone in Prozessionen. Und die Hilfe kam. Aber das Wesen des Wunders ist immer dasselbe: in der Bekehrung und Heilung der Herzen, in der Stärkung des Glaubens, in der Versöhnung mit Gott. Jeder, der sich im Gebet und mit Vertrauen an Sie wandte, erhielt Hilfe – nicht immer in der erwarteten Form, aber immer in Form von Trost, Frieden und innerem Licht.

Das heutige Fest ist nicht nur ein Fest des historischen Gedenkens, sondern auch der lebendigen Hoffnung. Der Hoffnung für diejenigen, die vom Unglück heimgesucht wurden, die unter Verfolgung und Angst leiden, die mit Versuchungen, mit Mutlosigkeit, mit inneren Feinden kämpfen. Der Hoffnung für diejenigen, die, wie einst das Mädchen Matrona, den Glauben bewahren, selbst wenn niemand um sie herum glaubt.

Der Heilige Dimitri von Rostow schrieb: *„Die Mutter Gottes hilft nicht nur den Gerechten, sondern auch den reuigen Sündern, denen, die weinen und zu Gott umkehren, wie der verlorene Sohn zu seinem Vater.“* Ihre Hilfe wird jedem zuteil, der, wie Sie auf der Ikone, seinen Blick auf ihren göttlichen Sohn richtet. Und wenn wir dieser Richtung folgen – wenn wir auf den Herrn Jesus Christus schauen und Ihn nicht aus den Augen verlieren, wenn wir auf Sein Wort hören, wenn wir beginnen, durch Ihn zu leben – dann wird Seine Allreine Mutter auch uns ihren mütterlichen Schutz und ihre Fürsprache nicht verwehren. Amen.

Predigt zum 21. Sonntag nach Pfingsten (2025) über den Reichen und Lazarus

02.11.2025 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.

Liebe Brüder und Schwestern im Herrn! Heute haben wir das Gleichnis unseres Herrn Jesus Christus vom reichen Mann und Lazarus gehört. Aber es handelt nicht so sehr vom Leben nach dem Tod, sondern vielmehr davon, wie wir hier auf der Erde leben. Der Reiche *"feierte alle Tage glänzend und prächtig"*, und vor seinem Tor lag der arme Lazarus, der *"satt werden wollte von dem, was von dem Tisch des Reichen herunterfiel"*. Nach dem Tod aber ändert sich ihre Lage: Der Reiche befindet sich in Qualen, und Lazarus im Schoß Abrahams, an einem Ort des Trostes. Zwischen ihnen liegt eine Kluft, die nicht überwunden werden kann.

Der heilige Johannes Chrysostomos sagt, dass die Schrift nichts davon berichtet, der Reiche hätte Böses getan. Sein Unglück bestand darin, dass er lebte, ohne den anderen Menschen zu bemerken, dass er die Stimme Gottes nicht hörte, die neben ihm erklang – im Stöhnen des Lazarus vor seinem Tor. Das ganze Leben des Reichen verlief in Verblendung, in Gleichgültigkeit, und deshalb offenbarte sich in der Ewigkeit die Nacktheit seiner Seele – ohne Liebe, ohne Erbarmen, ohne Gott. In dem Gleichnis sagt Abraham nämlich zu dem Reichen, dass man durch das Hören auf *"Mose und die Propheten"* einer solchen Lage hätte entgehen können. In der Tat hat Gott schon lange vor Christus durch den Propheten Mose geboten: *"Es soll überhaupt keinen Armen bei dir geben"* (Dtn 15,4) und *"Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst"* (Lev 19,18).

Aber, so bemerkt derselbe Chrysostomos, auch von Lazarus werde nicht gesagt, dass er gute Werke vollbracht hätte. Denn er habe keine Hungrigen gespeist, keine Gefangenen besucht, sich niemandes erbarmt. Alles, was wir wissen, ist, dass er da lag, voller Geschwüre, geduldig litt, nicht murrte und auf Gott hoffte. Hier ist zu bemerken, dass der Herr in seinen Gleichnissen selten die Namen der handelnden Personen nennt. Normalerweise sind es einfach, zum Beispiel, ein Sämann, ein Herr, ein Knecht, ein Samariter, Räuber. Hier aber hören wir den Namen Lazarus. Übersetzt bedeutet dieser Name *"Gott hat geholfen"*. Der Herr führt diesen Namen nicht ohne Grund an. Der Name *"Gott hat geholfen"* bedeutet, dass darin das Wesen des Armen bestand. Das ist das Geheimnis seines Heils. Nicht die Armut an sich erhebt den Menschen in den Schoß Abrahams, sondern die Geduld, die Demut und das Vertrauen auf Gott.

Liebe Brüder und Schwestern, dieses Gleichnis hat kein glückliches Ende. Uns wird klar zu verstehen gegeben, dass es einen Moment gibt, in dem es zu spät ist, sich bessern zu wollen. Und das sollten wir bedenken, wenn wieder ein Tag unseres Lebens vergeht, ohne gute Werke, ohne Gedanken an die Ewigkeit, voller Murren über unser Los.

Wer die Güte Gottes erfährt, der erfährt gleichzeitig auch die Not seines Nächsten, und wer gegenüber dem Nächsten unempfindsam ist, der hat die Gnade Gottes nicht. Wer auf Gott hört, dem werden die Augen geöffnet für die Not des Nächsten.



Denn für wen erzählt der Herr dieses Gleichnis? Er erzählt es für die Verwandten und Nachfahren des Lazarus. Für all jene, die auf Gott hoffen, auch wenn sie im Leben vielleicht Schwierigkeiten erfahren. Das heißt, für die Armen, die Hungrigen, für alle, die leiden – Gott hilft und wird sicherlich hundertfach Gutes vergelten für all die Widrigkeiten, die der Mensch mit Vertrauen auf die Barmherzigkeit Gottes erträgt.

Aber der Herr erzählt dieses Gleichnis auch für die Brüder des Reichen und ihre Nachkommen. Und Er erzählt es deshalb, damit ihnen nicht das geschieht, was mit dem Reichen geschah. Damit die Nachkommen dieser reichen Brüder nicht das tun, was der Reiche selbst getan hat. Seid barmherzig und tut Gutes, teilt euren Reichtum, wie auch immer er beschaffen sein mag, damit es unter uns keine Armen gibt, weder materiell noch seelisch, wie Gott uns geboten hat.

Unter uns gibt es sowohl Nachfahren des Lazarus als auch Nachfahren der Reichen, im geistlichen Sinne. So ist dieses Gleichnis gerade für uns bestimmt – zu unserem Trost, zu unserer Ermahnung und zu unserer Besserung. Der Herr helfe uns, auf seine Lehre zu achten und sein Wort in die Tat umzusetzen, durch die Gebete des heiligen Erzvaters Abraham. Amen.

Predigt zum 20. Sonntag nach Pfingsten (2025)

26.10.2025 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.

Heute, Brüder und Schwestern, haben wir im Evangelium das einzige Gleichnis gehört, das der Herr Jesus Christus seinen Jüngern Selbst ausgelegt hat. Das bedeutet, wir müssen nicht rätseln, denn die Bedeutung des Gleichnisses ist nicht verborgen – es beschreibt in bildhafter Weise die harte Wahrheit über unser Herz.

„*Der Same ist das Wort Gottes*“, sagt Christus, was bedeutet, dass der Sämann Gott ist. Der Mensch, aus Erde vom Ackerboden erschaffen (Gen 2,7), oder besser gesagt, das menschliche Herz ist der Boden. Es ist einfach und zugleich unendlich tief.

Das Wort Gottes trägt wie ein Same den Anfang des Lebens in sich und offenbart Gott selbst. Aber der Same ist nicht magisch; er allein bewirkt keine Veränderung des Bodens, also unserer Herzen. Und Christus erzählt dieses Gleichnis nicht, damit wir uns nur an dem Bild erfreuen, sondern damit wir verstehen: Das Wort Gottes unterliegt tatsächlich denselben Gesetzen wie alles Lebendige. Das Wort Gottes beginnt, mit dem, worauf es fällt, in Wechselwirkung zu treten. Es tritt in Beziehung zu uns, wie der Same mit der Erde, und braucht Luft, Wasser und Sonne.

Erstaunlicherweise fällt der größere Teil der Samen im Gleichnis auf unfruchtbaren Boden! Der Herr sagt, dass einiges, also nur ein Teil, auf den guten Boden fiel, der Rest aber am Weg, auf den Felsen und unter die Dornen. Der Sämann ist gegenüber allen großzügig: Er hält den Samen nicht zurück von der schlechten Erde, von den harten oder zerstreuten Menschen. Denn Gott, wie es in der Schrift heißt, „*läßt seine Sonne aufgehen über Böse und Gute und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte*“ (Mt 5,45).

Wenn man darüber nachdenkt, wird klar: Nicht der Sämann lässt den Samen wachsen, und nicht er bringt ihn dazu, Frucht zu tragen. Das ist die Eigenschaft der Erde selbst, auf die der Samen fällt. So wird dieses Gleichnis zum Spiegel unseres Lebens. Jeder von uns weiß, wie oft das Wort Gottes erklingt, aber nicht in die Tiefe des Herzens vordringt. Wie sehr es Wurzeln schlägt, wächst und Frucht bringt – das liegt in unserer Verantwortung.

Es kommt vor, dass wir diese Verantwortung entweder nicht verstehen oder vor ihr davonlaufen. Wie viele gibt es, die leben, als hätten sie dieses Gleichnis nie gehört? Dabei schrieb ein bekanntes ehemaliges Gemeindemitglied: Das Schlachtfeld zwischen Gut und Böse ist das Herz der Menschen! Und Gott prüft ja gerade die Herzen (vgl. Ps 18,3 LXX u.a.); Er prüft nicht die äußere Erfüllung religiöser Riten. Wenn wir die uns gegebene Freiheit nur für uns selbst gebrauchen, Gott dabei nur die Rituale geben – und dies für einen Ausdruck des Glaubens halten –, dann wird ein solcher Glaube unfruchtbar sein.

Gott schenkt uns großes Vertrauen – wir wirken mit Seinem Wort zusammen, um die Früchte des Heils zu schaffen. Das Wort Gottes kann in uns wachsen oder, je nach Zustand des Herzens, nicht wachsen, aber dennoch bleibt es in uns, bereit, eines Tages einen Spross zu treiben. Das gibt uns



und der ganzen Welt große Hoffnung. Egal, wie hart, zerstreut oder oberflächlich ein Mensch im Moment sein mag. Solange er lebt, bleibt der Same des Wortes Gottes in ihm als Unterpfand des Heils. Wenn der Mensch zur Besinnung kommt und sein Herz bestellt, wird das Wort Gottes sicherlich Frucht bringen und ihm zum Heil gereichen.

Doch während der Same warten kann und Gott langmütig ist, bedeutet das nicht, dass wir sorglos leben können. Lasst auch uns, Brüder und Schwestern, zur Besinnung kommen, solange noch Zeit ist. Das Wort Gottes erklingt überall. Lasst uns versuchen, es in unseren Gedanken zu bewahren, lasst uns nicht, sobald wir aus der Kirche gehen, in den alltäglichen Kleinigkeiten untergehen. Das Wort Gottes ist nicht nur ein Attribut der Kirche und des Gottesdienstes: Es hat das Leben in sich, es ist ewig und sollte bei uns sein – in unseren Herzen. Unsere Aufgabe ist es, ein gutes, aufmerksames, geduldiges, liebevolles Herz zu erlangen, um gemeinsam mit dem göttlichen Sämann die Früchte des Heils zu erbringen.

Amen.

Predigt zum 19. Sonntag nach Pfingsten (2025)

19.10.2025 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.

Liebe Brüder und Schwestern im Herrn!

Im heutigen Evangelium hören wir von der Begegnung zweier Prozessionen – die eine zog aus der Stadt Nain hinaus und begleitete einen Toten, die andere zog mit Christus, der das Leben bringt. In dieser Begegnung prallten Tod und Leben, Verzweiflung und Hoffnung, Mensch und Gott aufeinander.

Die Witwe von Nain hatte alles verloren, wovon sie lebte: ihren Mann, ihren Sohn, ihren Trost, ihren Lebenssinn. Zu jener Zeit war eine kinderlose Witwe wie ein Schatten – vergessen und verstoßen, denn das Fehlen von Nachkommen galt als Zeichen einer Verwerfung durch Gott. Doch noch bevor sie sich Christus zu Füßen werfen konnte, sah der Herr selbst ihre Trauer, hatte Erbarmen mit ihr und, Er, der Selbst am Grab des Lazarus weinte, spricht zu ihr: *«Weine nicht!»*

Der Herr wendet sich direkt an das von Leid zerbrochene Herz. In diesen seinen Worten liegt die ganze Kraft des göttlichen Mitleids. Denn der Herr weiß nicht nur aus der Ferne, was der Schmerz des Verlustes und der Trennung bedeutet. Er weiß es, weil Er selbst alles erlitten hat. Und so erfüllen sich die Worte des Psalms: *«Der Herr ist denen nahe, die zerbrochenen Herzens sind, und dem zerschlagenen Geist hilft er.»* (Ps 33,19 LXX).

Dieses Ereignis geschieht kurz nach der Heilung des Hauptmannsknechts, wo der Glaube eines Heiden durch ein Wort Heilung bewirkt. Doch in Nain ist alles anders: Hier fleht niemand Christus an, niemand bezeugt seinen Glauben, der dem Wunder vorausging. Es gibt nur diesen schweigenden Zug mit dem Sarg, und der Herr tritt Selbst in ihn hinein – ungebeten, aber willkommen. Warum? Weil der Herr mitleidig ist.

Überhaupt empfand Christus beim Anblick fremden Leids immer tiefes Mitgefühl. Im Neuen Testament wird das Wort „Mitleid“ nur in Bezug auf Christus verwendet. Von niemand anderem wird gesagt, dass er mitleidig sei, außer vom Herrn Jesus. Und das ist wichtig: Gott beobachtet unseren Schmerz nicht von oben herab. Seine Liebe dringt in die menschliche Tragödie ein, berührt sie, um zu heilen.

Der Tod reißt Bindungen auseinander – zwischen Mutter und Sohn, zwischen Angehörigen, zwischen dem Menschen und seiner Hoffnung.

Doch Christus kommt, um das Zerstörte wiederherzustellen. Darum ist die Auferweckung des Jünglings von Nain nicht lediglich eine Rückkehr ins Leben. Der Evangelist Lukas bemerkt über den Jüngling: *„Und Jesus gab ihn seiner Mutter.“* Darin liegt der ganze Sinn der Auferstehung: nicht einfach die Wiederbelebung eines Toten, sondern die Wiederherstellung der Gemeinschaft, die Heilung der zerrissenen Bindungen. Der Tod trennt, Christus aber fügt wieder zusammen.

Eine solche Heilung, eine solche Wiedervereinigung ist ein Vorbote des Himmelreiches, von dem

schon der Prophet Jesaja geweissagt hat: *«Verschlungen wird der Tod für immer. Und Gott, der Herr, wird die Tränen von jedem Gesicht abwischen.»* (Jes 25,8).

Doch es beginnt schon hier, in der Kirche. In jeder Göttlichen Liturgie berührt Christus uns selbst: Er stärkt, heilt und macht lebendig. Er wendet sich an jeden von uns: *«Dir sage ich, steh auf!»* (Lk 7,14) – steh auf von der Gleichgültigkeit, von der Traurigkeit, vom inneren Tod, um ein neues Leben in Gott zu leben. Denn er selbst hat gesagt: *«Ich bin die Auferstehung und das Leben.»*

Heute gedenkt die Kirche des heiligen Apostels Thomas. Sein Glaubensweg war ebenfalls eine Begegnung mit Christus, dem Auferstandenen. Er glaubte den Worten seiner Brüder nicht, dass Christus auferstanden sei, sondern er glaubte, als der Herr selbst zu ihm kam und ihm Seine Wundmale zeigte. So auch die Witwe von Nain – sie bat nicht, sie überlegte nicht, sondern sie begegnete einfach dem Herrn, der selbst kam und das Leben schenkte. Sowohl Thomas als auch diese Witwe sind Zeugen dafür, dass der Glaube nicht aus Beweisen im Zuge von Argumentationen entsteht, sondern aus der lebendigen Begegnung mit Christus, der den Menschen Selbst findet und sein Herz zum Leben bekehrt.

Liebe Brüder und Schwestern, möge diese Begegnung vor den Toren Nains für uns zu einem Bild unserer eigenen Begegnung mit dem Herrn werden. Er kommt auch heute jedem entgegen, der trauert, der den Sinn verloren hat, der zwar lebt, aber innerlich wie tot ist. Möge der Herr unser Leben berühren, damit auch wir Sein Wort hören können – und aufstehen zu einem neuen Leben im Glauben, in Hoffnung und in Liebe.

Der Herr schenke uns das Erbarmen, damit wir, Ihm gleich, denen nahe sein können, die weinen, und mit ihnen das Licht der Liebe Christi teilen können. Amen.

Predigt zum Fest des Schutzes der Allerheiligsten Gottesmutter (2025)

14.10.2025 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes!

Liebe Brüder und Schwestern im Herrn!

In jener fernen Zeit zog sich die Nachtwache in der Blachernen-Kirche von Konstantinopel die ganze Nacht hin. Die Stadt wurde von Feinden belagert, und die Menschen, die sich in der Kirche drängten, beteten unermüdlich. Unter ihnen war der selige Andreas, ein Narr in Christo. Zur vierten Stunde der Nacht erhob er seinen Blick und sah: Am Eingang zum Narthex erschien die Allheilige Gottesmutter, von Licht umflossen, mit Johannes dem Täufer und Johannes dem Theologen zu ihren Seiten. Sie ging zum Ambo, betete lange für die Errettung der Menschen, trat dann in den Altarraum, öffnete den Schrein mit ihrem Gewand, nahm das Omophorion (Schleier) und breitete es über die Betenden aus. Das Omophorion hing in der Luft wie ein schwebender Schirm, der alle Gläubigen vor Unheil barg. Andreas, zutiefst ergriffen, wandte sich an seinen Schüler Epiphantos: „Siehst du, Bruder?“ Und dieser antwortete: „Ich sehe es, Vater, und ich erzittere.“ Die Übrigen, in ihr Gebet vertieft, bemerkten nichts, doch am Morgen zerstob ein Sturm die feindlichen Schiffe und die Belagerung brach zusammen.

Der heilige Apostel Paulus erinnert uns heute, wie an jedem Gottesmutterfest, an die alttestamentliche Stiftshütte: *„Hinter ... dem zweiten Vorhang aber war die Wohnung, die das Allerheiligste heißt. Sie hatte ... die Bundeslade“* (Hebr 9,3-4). Dort, über dieser Bundeslade, schwebten die Flügel der Cherubim und bedeckten die Gegenwart Gottes – wie ein Schirm, der nicht trennte, sondern barg. So breitete auch die Allheilige Gottesmutter in der Vision des Andreas das Omophorion über die Betenden aus: nicht als Mauer, sondern als Zeichen, dass die Barmherzigkeit Gottes gegenwärtig und greifbar ist für alle, die im Glauben zu Ihm rufen.

Die Kraft jener Nacht lag jedoch nicht nur in der wunderbaren Vision der beiden Heiligen, und auch nicht allein im Zusammenbruch der Belagerung – sondern vor allem im Gebet des ganzen Volkes. Die Menschen beteten unaufhörlich, und deshalb öffneten sich die Himmel. Die Heiligen Andreas und Epiphantos wurden gewürdigt, das Unsichtbare zu sehen, weil sie selbst in demselben Gebet, im selben Geist des Gottvertrauens brannten. Und das muss uns in Erinnerung rufen: In jedem Gottesdienst, in jeder unserer Nachtwachen und jeder Liturgie stehen wir nicht einfach nur vor den Ikonen, sondern wir treten vor das Angesicht Gottes, umgeben von der himmlischen Heerschar.

Unser Gebet ist leider oft schwach: geht es uns gut, ist es oft träge, haben wir Not, ist es verzweifelt, aber ohne Glauben und Vertrauen. Und unsere Nachtwachen in der Kirche sind nur ein schwacher Abglanz jenes nächtlichen Gebets, das damals in den Blachernen gehalten wurde. Wir bitten manchmal verzweifelt um etwas, ohne zu wissen, dass der Vater nicht alles gibt, was uns in dem Augenblick als nötig erscheint, sondern das, was uns nützt und zum Heil führt. **„Wenn ihr in mir bleibt und wenn meine Worte in euch bleiben, dann bittet um alles, was ihr wollt: Ihr werdet es erhalten“**, sagt der Herr (Joh 15,7).



Die Vision des Heiligen Andreas vom Schutz der Mutter Gottes ist ein Zeugnis dafür, dass wir unsere Gebete niemals alleine verrichten. Ach, oft „lesen“ wir einfach unsere Gebetsregeln ab und „stehen“ die Gottesdienste durch, während Verstand und Herz mit ganz anderen Dingen beschäftigt sind. Doch bei den kirchlichen Gottesdiensten und in unseren häuslichen Gebeten werden wir von den Heiligen umgeben, und sie beten mit uns. Und unser Gebet könnte tatsächlich dieselbe Kraft haben, wenn es mit Aufmerksamkeit, Glauben und Demut verrichtet würde.

Darum, liebe Brüder und Schwestern im Herrn, lasst uns versuchen, unsere Herzen von Betrübung und Zerstreuung zu reinigen. Nicht umsonst wenden wir uns zu Beginn jedes Gebetes an Gott mit den Worten: „Himmlischer König...“ – und bitten den Heiligen Geist, uns von aller Befleckung zu reinigen und zu erleuchten. Lasst uns daran denken: Der Schutz der Allheiligen Mutter Gottes ist kein magischer Talisman, sondern eine Erinnerung daran, dass wir in der Familie Gottes sind, wo die Allreine Mutter unseres Herrn Jesus Christus die Mutter aller wird, die an Ihn glauben. Wenn es mit Glauben, Hoffnung und Demut verrichtet wird, erreicht unser Gebet die Himmel, wie in jener Nacht in den Blachernen. Möge unsere Allreine Fürsprecherin uns lehren, mit reinem Herzen, aufmerksamem Geist und ruhigem Glauben vor Gott zu stehen und uns selbst und unsere Nächsten dem Willen Gottes anbefehlen. Amen.

Predigt zum 18. Sonntag nach Pfingsten (2025)

12.10.2025 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes!

Liebe Brüder und Schwestern in dem Herrn!

Heute haben wir die Worte des Herrn gehört, die keiner besonderen Erklärungen zu bedürfen scheinen: *„Und wie ihr wollt, dass euch die Menschen tun, so tut auch ihr ihnen!“* (Lk 6,31). Diese Zeilen aus dem Lukasevangelium sind ein Widerhall jener berühmten Bergpredigt, die uns aus dem Matthäusevangelium bekannt ist, wo Christus diese Regel als die Summe des Gesetzes und der Propheten bezeichnet. Es ist die jedem bekannte „goldene Regel“, alt wie die Welt selbst. Aber der Herr Jesus Christus legt in sie etwas viel Größeres hinein als bloße menschliche Gegenseitigkeit.

In vielen Kulturen gab und gibt es ja eine ähnliche Handelsmaxime: „Was du nicht willst, das man dir tu, das füg auch keinem anderen zu.“ Das lehrte ja auch bereits der gerechte Tobit seinen Sohn zu Zeiten des Alten Bundes: *„Was dir selbst verhasst ist, das tue auch einem anderen nicht zu!“* (Tob 4,15). Deshalb tun auch die Ungläubigen und Sünder, wie der Evangelist bemerkt, denen Gutes, die ihnen Gutes tun, und leihen denen, von denen sie Rückzahlung erwarten.

Doch Christus ruft zu mehr auf: die zu lieben, die uns hassen, ohne Dank zu erwarten Gutes zu tun, zu geben, ohne etwas zurückzuerwarten. Gott sendet seinen Regen über Gerechte und Ungerechte, und er lässt seine Sonne aufgehen über Guten und Bösen. Das ist das Maß unseres Erbarmens: Nicht Kalkül und nicht Tausch, sondern Nachahmung Gottes. Und weiter offenbart der Herr dies: Liebt eure Feinde, tut Gutes, leiht, ohne etwas zurückzuerhoffen.

Das heißt, im Munde des Herrn wird die bekannte „goldene Regel der Moral“ zu einem Aufruf, Gott nachzuahmen. Denn Er ist es ja, wie Christus Selbst sagt, der *„gütig ist gegen die Undankbaren und Bösen“* (Lk 6,35). Darin unterscheidet sich die göttliche Liebe, zu der wir berufen sind, von der natürlichen menschlichen Wohlgesinntheit. Die Liebe hängt nicht vom Verhalten anderer ab, sie ist keine Reaktion, sondern eine Entscheidung. Keine Emotion, sondern ein Willensakt.

Während es in der Welt üblich ist, Gutes mit Gutem und Böses mit Bösem zu vergelten, so dürfen wir es nicht zulassen, dass die Taten anderer unser Herz bestimmen; sondern wir sollen nicht als Antwort auf etwas, sondern aus Liebe handeln. Deshalb sind die Worte des Herrn keine „goldene Regel der Gegenseitigkeit“, sondern das evangelische Gesetz der Barmherzigkeit, das den Weg zur Nachahmung Gottes Selbst eröffnet: *„Seid barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig ist!“* (Lk 6,36).

Der Herr verlangt von uns dabei nicht so sehr äußere Werke, sondern vielmehr innere Wandlung. Christus stellt keine Regeln auf, durch die man mit Belohnung zu rechnen hätte, wie die Pharisäer, die zwischen Reinen und Unreinen trennten und damit Mauern zwischen den

Menschen errichteten. Er ruft in eine andere Gemeinschaft – in das Reich, in dem die Barmherzigkeit diese Mauern niederreißt und die Verstoßenen, die Armen, die Fremden einschließt. Wie ein zeitgenössischer Theologe sagte: Christus weigerte sich, das Spiel „Erfüllung von Regeln um einer Belohnung willen“ mitzuspielen. Er bot kein System von Belohnung für richtige Taten an, sondern gebot zu lieben und danach zu trachten, aus Barmherzigkeit und nicht aus Berechnung zu leben.

Wenn also jemand denkt, das Leben in Christus bestehe im Befolgen von Regeln und Vorschriften, dann sollte er sich daran erinnern: Der Herr selbst zeigte stets durch sein Handeln, dass die Liebe höher steht als das Gesetz. Denn beim Propheten Micha heißt es: Gott ist jemand, *„der an seinem Zorn nicht ewig festhält, denn er hat Gefallen an Gnade!“* (Micha 7,18), weshalb die *„Barmherzigkeit aber triumphiert über das Gericht“* (Jak. 2,13). Er starb für die Sünder, ohne Dank zu erwarten, und betete am Kreuz für jene, die ihn kreuzigten.

Jedes Mal, wenn wir uns anstatt für Ärger für die Liebe entscheiden, anstatt für Verurteilung für Mitgefühl, anstatt für Berechnung für Großmut – bezeugen wir dadurch, dass wir zu Christus gehören, der uns Sünder zuerst geliebt hat.

Der Herr erwartet von uns nicht Vollkommenheit in unseren menschlichen Kräften, sondern etwas Anstrengung in der Nachahmung. Was bei den Menschen unmöglich ist, das ist bei Gott möglich, und Er wird ergänzen, wenn wir nur beginnen. Gott ist langmütig und reich an Erbarmen, und jenen, die sich bemühen, Ihm im Erbarmen gleich zu werden, schenkt Er seine Gnade. Möge unser Erbarmen und unsere Liebe nicht auf Gegenseitigkeit beruhen, sondern unsere beständige Entscheidung werden. Und dann wird Gottes Erbarmen, wie der Apostel sagt, *„euch jede Gnade im Übermaß bescheren“* (2 Kor 9,8). Amen.

Predigt zum 17. Sonntag nach Pfingsten und zum Sonntag aller deutschen Heiligen (2025)

05.10.2025 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes!

Liebe Brüder und Schwestern im Herrn, im heutigen Evangelium hören wir, wie unser Herr Jesus Christus am See Genesareth stand und zum Volk predigte. Als die Menge Ihn bedrängte, stieg Er in das Boot des Simon, fuhr ein wenig vom Ufer weg und lehrte die Menschen von dort aus.

Dann befiehlt Christus dem Simon, die Netze auszuwerfen. Und dieser antwortet trotz seiner aktuellen Erfahrung: *„Meister, wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen; aber auf dein Wort hin will ich die Netze auswerfen.“* So beginnt der Glaube – nicht aus Gefühlen oder aus Berechnung, sondern aus Vertrauen auf Gottes Wort. Und als die Netze sich füllen, fällt Simon Petrus Jesus zu Füßen und sagt: *„Herr, geh weg von mir; ich bin ein Sünder.“*

Hier geht es nicht einfach nur darum, dass Petrus so erstaunt über das Wunder war; es geht um das Erleben einer Begegnung mit der Heiligkeit. Wie der Prophet Jesaja, der den Herrn auf dem Thron sah, ausrief: *„Weh mir, denn ich bin verloren. Denn ich bin ein Mann mit unreinen Lippen“* (Jes 6,5) – und Reinigung empfing, so weicht auch bei Petrus die Furcht dem Gehorsam: *„Fürchte dich nicht“*, spricht der Herr zu ihm, *„von jetzt an wirst du Menschen fangen.“*

Christus sagt zu den Jüngern des Öfteren: *„Fürchtet euch nicht.“* Aber wovor sollten sie sich fürchten? Die Jünger hatten einen Beruf – das Fischen. Jesus aber ruft sie nun dazu, *„Menschen zu fangen“*. Der Ruf, Christus nachzufolgen, bedeutet oft: Das zu tun, was wir nicht gewohnt sind, die Grenzen des uns Gewohnten und Sicherens zu verlassen. In dieser Stelle aus dem Lukasevangelium ruft der Herr sie, ihren Beruf als Fischer zurückzulassen, nicht weil schwere Zeiten angebrochen wären oder das „Geschäft“ schlecht laufen würde. Zwar hatten die Jünger gerade die ganze Nacht erfolglos gearbeitet; und sie erhielten ja nur dann ihren Lohn, wenn sie Fisch fangen und verkaufen konnten. Doch indessen führt der Herr sie selbst zu einem enormen Fang. Und jetzt ruft Er sie, ihr Geschäft gerade in diesem Augenblick des Erfolgs zu verlassen.

Zweifellos wussten die Jünger, wie man fischt. Doch nun werden sie gerufen, ihre Fähigkeiten in einem neuen, völlig unerwarteten Werk einzusetzen. Darum fürchteten sie sich auch: Sie verließen ihr vertrautes Leben für einen Weg, in dem alles nur auf dem Vertrauen zu Christus gründet.

Zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Ländern haben Menschen auf den Ruf Gottes geantwortet – und genau so sind alle Heiligen entstanden. Wir als orthodoxe Christen sind es gewohnt, der Heiligen des alten Palästina, Griechenlands und der Rus zu gedenken. Aber auch hier, im deutschen Land, gab es jene, die den Ruf Gottes hörten und ihm folgten.

Der heilige Apostel Matthias, dessen Gebeine im deutschen Land ruhen. Die heilige Märtyrerin Afra von Augsburg, die zusammen mit ihrer Mutter und Gefährtinnen hier ihr Blut für Christus vergoss; der heilige Märtyrer Bonifatius, der Apostel der Deutschen, die heilige Walburga, der heilige Bischof Ansgar, der heilige Bischof Korbinian und viele andere – jeder antwortete auf



seine Weise auf denselben Ruf, wie ihn auch der Apostel Petrus vernommen hatte.

Diese Heiligen, die hier in diesem Land aufgestrahlt sind, haben vielleicht für unser Gehör ungewohnt oder gar fremd klingende Namen; doch für Gott waren sie nicht fremd, und deswegen können sie auch uns nicht fremd sein. Ihr Leben und ihr Kampf zeigen, dass Heiligkeit nicht einem bestimmten Land oder Volk zugerechnet werden kann, sondern dort entsteht, wo der Mensch Gott antwortet: „*Hier bin ich, sende mich!*“ (Jes 6,8) – wie der Prophet Jesaja. Und darum, wenn wir in diesem Land leben und beten, befinden wir nicht in einem geistlichen Brachland. Hier gibt es Heilige, hier erklang ihr Gebet, hier wurde das Blut der Märtyrer vergossen.

Für uns, die wir unter Völkern leben, wo der Glaube weitgehend vergessen ist, ist es besonders wichtig, dass wir dessen eingedenk bleiben: Diese Heiligen sind nicht einfach nur Teil der Vergangenheit, sondern sie sind die Schutzpatrone des deutschen Landes, seine himmlischen Fürsprecher, und für uns sind auch sie Zeugen dafür, dass Gott lebt, dass Christus auferstanden ist, dass der Geist wirkt und dass das Heil überall möglich ist, wo die frohe Botschaft von Christus, unserem Herrn, erklingt.

Und darum müssen wir auch für dieses Land und seine Menschen beten – dass Christus wieder in sein „Boot“ steige, dass Sein Wort wieder in den Herzen erklinge, dass die Gnade Gottes die leeren Netze der Menschenleben fülle. Und wenn der Herr uns ruft, möge Er in uns dieselbe Bereitschaft finden, wie beim Propheten Jesaja, beim Apostel Petrus und den deutschen Heiligen: „*Hier bin ich, Herr. Auf dein Wort hin will ich die Netze auswerfen.*“ Amen.

Predigt zum Gedenktag der Synaxis aller Heiligen der deutschen Lande (2025)

03.10.2025 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes!

Seit einiger Zeit, liebe Väter, Brüder und Schwestern in Christus, ist in unserer Kirche das Gedächtnis der Synaxis aller Heiligen der deutschen Lande eingeführt worden. Wir, orthodoxe Christen, die wir im geistlichen Erbe des Ostens erzogen wurden, verneigen uns heute vor den Glaubenstaten der frühen Christen des Westens, die hier, im deutschen Lande, mit der Predigt des heilbringenden Evangeliums Christi ein festes Fundament gelegt haben. Sie haben hier die Kirche aufgebaut und um Christi und des Evangeliums willen all ihre Kräfte, bisweilen auch ihr Leben hingegeben. Bis zum heutigen Tag sind in die Synaxis der deutschen Heiligen die Namen von 12 Heiligen des ersten Jahrtausends nach Christi Geburt aufgenommen worden.

Unter ihnen sind heilige Bischöfe, Hochwürdige, Märtyrer und Bekenner. Es sind Menschen verschiedener Epochen, verschiedener Herkunft und Schicksale: Die einen brachten das Licht des Evangeliums in die deutschen Lande und errichteten Klöster, wie die heilige Walburga; die anderen vergossen ihr Blut für Christus in den ersten Jahrhunderten, wie die heilige Märtyrerin Afra von Augsburg zusammen mit ihrer Mutter und ihren Gefährtinnen; wieder andere festigten die Kirche an ihren nördlichen Grenzen, wie der heilige Bischof Ansgar, der erste Erzbischof von Hamburg und Bremen. Sie alle zeigen uns das lebendige Zeugnis, dass der christliche Glaube auch im deutschen Lande Wurzeln geschlagen hat -- durch ihre Predigt, ihre Tugenden und ihre Mühen.

Das ist für uns eine wichtige Erinnerung: Als orthodoxe Christen sind wir nicht „auf einen leeren Platz“ hierher gekommen. Im deutschen Lande gibt es eigene, altherwürdige und wahrhaftige Gottgefällige, die nun vor dem Thron des Allerhöchsten stehen. Jeder von uns hat seine eigenen Gründe, warum er hier ist -- wir, orthodoxe Christen in einer, wie es scheinen mag, unorthodoxen Umgebung. Aber in der Tiefe der Jahrhunderte haben sich in diesem von Gott gesegneten Lande Gottgefällige gemüht, deren geistliche Sprache uns vertraut ist, die wir ohne Dolmetscher verstehen, weil sie auf demselben Fundament bauen, welches Christus ist (vgl. 1 Kor 3,11), weil sie im selben Geist gelebt und gewirkt haben wie die Heiligen der Ostkirche.

Dabei sollten wir nicht vergessen, dass die Heiligen Menschen sind, von denen Gott durch den Propheten Jesaja sagt: *„Ihr seid meine Zeugen ... damit ihr erkennt und mir glaubt und einseht, dass ich es bin ... Ich, der HERR, und außer mir gibt es keinen Retter“* (Jes 43,10--11). Und der Apostel Paulus spricht von den Heiligen als denen, die *„durch Glauben Königreiche bezwangen, Gerechtigkeit wirkten, Verheißungen erlangten...“* (Hebr 11,33). Zweifelsohne sind auch die deutschen Heiligen Zeugen desselben Einen Herrn, der *„gestern und heute derselbe ist und in Ewigkeit“* (Hebr 13,8). Durch ihr Leben und ihre Aufopferung bezeugen sie, dass Gott lebt, dass Christus auferstanden ist, dass der Geist wirkt und dass das Heil überall möglich ist, wo die frohe Botschaft von Christus, unserem Herrn, erklingt.

Heiligkeit ist weder durch eine Volkszugehörigkeit noch durch eine Sprache beschränkt. Sie



verbindet Ost und West, Nord und Süd, denn es ist „*ein Herr, ein Glaube, eine Taufe*“ (Eph 4,5). Durch die deutschen Heiligen spüren wir greifbar diese Einheit der Kirche Christi, die allumfassend und unteilbar ist. Sie erinnern uns daran, dass das Heilige nicht Eigentum eines Volkes oder einer Kultur ist, sondern die Wirkung des Heiligen Geistes, der „*weht, wo er will*“ (Joh 3,8).

Daher ist es unsere Aufgabe, auf die Stimme der Heiligen zu hören, für das deutsche Land zu beten und die Fürsprache seiner Heiligen anzurufen. Und in unseren unruhigen Zeiten ist es besonders wichtig, dessen eingedenk zu bleiben, dass wir eine Schar heiliger Zeugen Gottes bei uns haben, deren Gebete stärken und schützen.

Alle Heiligen, die im deutschen Lande geleuchtet haben, bittet Gott für uns! Amen.

Diese Predigt wurde gehalten am 03.10.2025 in der russisch-orthodoxen St.-Barbara-Kirche in Krefeld.

Predigt zum 16. Sonntag nach Pfingsten (2025)

28.09.2025 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes!

Liebe Brüder und Schwestern! Das heutige Gleichnis von den Talenten eröffnet uns die Wahrheit darüber, wie der Herr einem jeden von uns vertraut. Ein Hausherr, der auf Reisen geht, verteilt seinen Dienern sein Vermögen: dem einen fünf Talente, einem anderen zwei, einem dritten eines – *„einem jeden nach seiner eigenen Fähigkeit“* (Mt 25,15). Hier gibt es keine Gleichheit im Sinne gleicher Anteile. Der Herr gibt einem jeden das, was seinen Kräften entspricht, damit die Gabe nicht zur schweren Last wird, sondern zum Nutzen und zum Heil dient.

Ebenso sagt der Apostel Paulus: *„Jedem von uns aber ist die Gnade gegeben nach dem Maß der Gabe Christi“* (Eph 4,7). Gott berücksichtigt unsere Stärken und Schwächen, Er kennt unsere Möglichkeiten und Grenzen. Er überlastet uns nicht, sondern gibt genau das, womit der Mensch zurechtkommen kann.

Und der heilige Johannes Chrysostomus bemerkt¹: Der Herr offenbart Sich nicht auf gleiche Weise, sondern so, wie der Mensch es aufzunehmen vermag. Manchmal im Feuer, manchmal im leisen Säuseln des Windes (vgl. Ex 3,6; 1 Kön 19,12). Gott gibt einem jeden genau das, was ihn zum Heil führen kann. Dies ist ein Ausdruck Seiner Liebe, die unsere Besonderheiten und unsere Freiheit respektiert.

Im Gleichnis ließen zwei der Knechte das Erhaltene arbeiten und verdoppelten die Gaben. Ihr Herr lobt sie: *„Recht so, du guter und treuer Knecht! Über wenig warst du treu, über vieles werde ich dich setzen“* (Mt 25,21). Der dritte aber hatte aus Angst sein Talent vergraben und gab es ohne Gewinn zurück. Verurteilt wird er nicht dafür, dass er wenig erhielt und zurückgab, sondern dafür, dass er nichts getan hat.

Das Gericht Gottes ist eine persönliche Begegnung: einem jeden wird zugerechnet werden, wie er mit dem Anvertrauten umgegangen ist. Und deshalb hilft beim Gericht der Vergleich mit anderen nicht. „Ich bin nicht schlechter als die anderen“ oder „ich sündige wie alle“ ist keine Rechtfertigung. Der Herr wird fragen: Was hast du mit dem getan, was gerade dir anvertraut wurde?

Wir alle haben Talente erhalten: Leben, Zeit, Fähigkeiten, materielle Güter, den Glauben. Die Anzahl der Talente ist kein Grund für Neid oder Stolz. Wir sind verschieden – und Gott sei Dank, dass wir verschieden sind. Wie der Psalmist sagt: *„Ich danke dir, dass du mich so wunderbar gestaltet hast“* (Ps 139,14). Gott Selbst hat uns verschieden erschaffen und respektiert diese Verschiedenheit, indem Er einem jeden genau das schenkt, was zu seinem Heil nötig ist. Aber Er erwartet nicht, dass die Talente im Keller verborgen werden, sondern deren tätige Vermehrung – in der Liebe, im Dienst am Nächsten und in der Erkenntnis der Wahrheit. Das Talent ist nicht nur Besitz, es ist jede Gabe von Gott. Wenn wir sie zum Guten einsetzen, wird sie wachsen; wenn wir sie aus Angst oder Trägheit in der Erde vergraben, werden wir selbst das Geringe verlieren.

Der Apostel Paulus nennt uns in der heutigen Lesung „*Mitarbeiter Gottes*“ (2 Kor 6,1) und erinnert uns: „*Siehe, jetzt ist die angenehme Zeit; siehe, jetzt ist der Tag des Heils!*“ (2 Kor 6,2). Gott wirkt jetzt in uns, deshalb darf man nichts aufschieben. Wir müssen mit dem arbeiten, was uns anvertraut ist, und unter den Umständen, in denen wir uns heute befinden. Es wäre falsch, erst auf eine günstigere Zeit oder Besserung der Umstände zu warten.

Liebe Brüder und Schwestern, das Gleichnis von den Talenten ist ein Aufruf zur persönlichen Verantwortung vor Gott an uns. Nicht auf die Gaben anderer zu schauen, nicht uns mit anderen zu vergleichen, sondern an dem zu arbeiten, was uns gegeben ist. Der Herr kennt unsere Kräfte und hilft uns, wenn wir Ihm vertrauen. Er möge uns alle würdig machen zu hören: „*Geh ein in die Freude deines Herrn!*“ (Mt 25,23). Amen.

1. Johannes Chrysostomus, Erzbischof von Konstantinopel, Gegen die Anhomöer, Dritte Homilie. ←

Predigt zum Fest der Kreuzerhöhung (2025)

27.09.2025 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes!

Das Fest der Erhöhung des Ehrwürdigen und Lebensspendenden Kreuzes des Herrn führt uns ein großes Geheimnis vor Augen: Das Kreuz, einst ein Werkzeug der Schande und des Todes, wird zum Zeichen des Sieges und des Lebens. Das Paradoxe in der Verbindung der Begriffe „Fest“ und „Kreuz“ eröffnet uns die Tiefe dieser Wahrheit: Für Juden ein Ärgernis, für Heiden eine Torheit, für uns aber, die Berufenen, ist es Gottes Kraft und Gottes Weisheit (1 Kor 1,23-24).

In der Lesung aus dem Johannesevangelium (Joh 19,6-11.13-20.25-28.30-35) sehen wir Christus am Kreuz: Pilatus fällt das Urteil, die Soldaten teilen Seine Kleider, aus der durchbohrten Seite fließen Blut und Wasser. Aber wir gedenken der Leiden und der Kreuzigung Christi nicht als düstere Ereignisse, die durch irdische Intrigen verursacht wurden, sondern als freiwilliges Opfer des Gottessohnes, der Mensch wurde um unseres Heiles willen. Das Gedächtnis an das Kreuz ist keine Klage um einen gefallen Helden und kein Jammern und Wehklagen, sondern die feierliche Erinnerung an ein Ereignis, das die Grenzen der Geschichte überschreitet und Bedeutung für das gesamte Universum hat.

Das Kreuz steht, solange sich die Welt dreht, sagt ein altes Sprichwort. Unsere Hoffnung liegt nicht in der Welt, sondern im Kreuz; und die Auferstehung Christi macht diese Hoffnung zur Gewissheit über die Wahrheit unseres Glaubens.

Das Kreuz antwortet auf menschliche Zweifel und Ängste. Wir suchen manchmal eine Flucht vor dem Leid und erwarten, dass Gott uns in eine andere Welt entrückt, wo es keinen Schmerz gibt. Aber Gott schenkt uns Hoffnung, indem Er in unsere Welt kommt – an einen Ort des Leidens, des Widerstands und der scheinbaren Sinnlosigkeit, wo das Leben manchmal unerträglich ist, und dort sagt uns Gott selbst: „Kind, fürchte dich nicht: Ich war hier und weiß, wie es dir ergeht.“

Das Kreuz zeugt davon, dass Gott uns nicht auf den Gipfeln menschlicher Errungenschaften begegnet, sondern in der Tiefe, wo alle irdischen Hoffnungen zusammenbrechen. Gerade dort, in der Erschöpfung der menschlichen Kräfte, eröffnet uns die Gottesliebe eine Möglichkeit der Erneuerung.

Das Kreuz lehnt Gewalt ab: Gott zerschmettert die Mächte des Bösen nicht mit gleicher Gewalt von oben, sondern nimmt sie auf Sich, indem Er das Böse in der Tiefe seiner Liebe verschlingt. Er zertritt die Finsternis nicht mit brachialer Kraft, sondern verwandelt sie durch Seine Demut und sein Opfer. Das ist der Weg von Golgatha, das ist die Weisheit Gottes, die die gefallene Welt für eine Torheit hält (vgl. 1 Kor 1,21).

Am Kreuz wies Christus jeden Gedanken an Rache und Vergeltung nach dem Prinzip „Auge um Auge“ zurück und betete zum Vater für die Vergebung Seiner Peiniger: „*Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun*“ (Lk 23,34). Dieses Gebet ist die Kraft, die das Böse durch Barmherzigkeit besiegt.

Am Kreuze Christi stehend haben wir Christen für einen Moment die Möglichkeit, die Welt so zu

schauen, wie Gott sie sieht: die Tiefe Seiner Liebe zur Schöpfung zu begreifen (vgl. Joh 3,16), zu spüren, wie Gott sich demütigt und erniedrigt, um die Welt von Sünde und Tod zu erretten (vgl. Phil 2,6-8). Beim Anblick des Kreuzes verstehen wir, dass wir berufen sind, Christus nachzueifern, die Welt und einander so zu lieben, wie Er uns geliebt hat (vgl. Joh 13,34-35). Und wir stehen vor der Wahl: unser Kreuz auf uns zu nehmen und Christus nachzufolgen (vgl. Mk 8,34-35) oder den Blick vom gekreuzigten Herrn abzuwenden und den Begierden unseres eitlen Herzens zu folgen.

Beim Betrachten des Kreuzes beginnen wir zu verstehen, zu welchem Preis uns die Vergebung der Sünden und das Heil geschenkt werden. Dessen, liebe Brüder und Schwestern, müssen wir immer gedenken, wenn wir uns darauf vorbereiten, Gott unsere Sünden zu bekennen: Niemals rein formal zur Beichte gehen, hastig, nur um irgend etwas zu sagen, es „abzuhaken“. Wir müssen in diesem Moment an das Opfer Christi denken, es nicht mit unserer Eile und Oberflächlichkeit mit Füßen treten, sondern mit aller Ernsthaftigkeit und Zerknirschung bekennen, dass wir unwürdig sind, dass wir selbst mit unseren Sünden den Herrn ans Kreuz genagelt haben und allein auf Seine Gnade und Vergebung angewiesen sind.

An diesem Fest wird das Kreuz in die Mitte der Kirche erhöht und erinnert uns an das größte Geheimnis unseres Glaubens. Lasst uns Christus folgen, indem wir den Egoismus ablegen, der nur den eigenen Vorteil sucht. Lasst uns das Kreuz aufnehmen, das für uns bereit ist, um mit ihm durch die Versuchungen zu gehen und Zeugen Seiner Auferstehung zu werden. Durch die Kraft des Ehrwürdigen und Lebensspendenden Kreuzes erbarme sich unser und rette uns der Herr. Amen.

Predigt zum Fest Mariæ Geburt (2025)

21.09.2025 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes!

Liebe Brüder und Schwestern im Herrn!

Heute feiert die heilige Kirche das Geburtsfest der Allheiligen Gottesgebärerin – ein Tag, der in den Gesängen als „Anfang unseres Heils“¹ bezeichnet wird. Die Freude dieses Festes beschränkt sich nicht auf die Erinnerung an ein Ereignis aus dem Familienleben der gerechten Joachim und Anna, sondern erstreckt sich auf die ganze Geschichte der Menschheit. In der Geburt der Jungfrau Maria eröffnet sich die Möglichkeit der Vereinigung von Himmel und Erde, des Alten und des Neuen Bundes, der Verheißungen der Vorzeit und ihrer Erfüllung in Christus.

Maria wurde im Hause und Geschlechte Davids geboren, um das Bindeglied zwischen Eva und Christus zu werden: Durch Eva kam die Sünde und der Tod in die Welt, und durch Maria tritt Derjenige ein, der Auferstehung und Leben bringt. Sie wird zum Anfang der neuen Menschheit – jener, die nicht aus dem Fleisch, sondern aus dem Hören und Bewahren des Wortes Gottes geboren wird.

Darin liegt die wahre Größe der Gottesgebärerin. Als eine Frau aus der Menge um Jesus rief: *„Selig der Leib, der dich getragen hat“*, antwortete der Herr: *„Selig sind vielmehr, die das Wort Gottes hören und es bewahren“* (Lk 11, 27-28). So weist Christus Selbst darauf hin, dass die Würde Seiner Allreinen Mutter nicht nur im Gebären, sondern in ihrer Aufmerksamkeit und ihrem Gehorsam gegenüber dem Wort Gottes liegt. Und damit korrigiert sie Eva: Jene verwarf das Wort Gottes und hörte auf die Schlange, die Jungfrau Maria aber horchte demütig auf das Wort des Herrn und nahm Seinen Willen an.

Der Herr, geboren aus der Allheiligen Jungfrau, tritt in die menschliche Geschichte ein und wird selbst zum Erfüller jenes Gebots, das Er einst dem Mose auf dem Sinai gab: *„Ehre deinen Vater und deine Mutter!“* (Ex 20,12). Ohne Zweifel ehrt Christus Seine Allreine Mutter. Und darin liegt der Grund unseres Vertrauens: Wenn wir sagen „Allheilige Gottesgebärerin, rette uns“, bekennen wir den Glauben, dass unser Herr Jesus Christus Seine Mutter hört und auch auf sie hört, die Er selbst verherrlicht und über alle erhöht. Und auch die Heiligen staunten über dieses Geheimnis. Der ehrwürdige Ephräm der Syrer sagt sogar sinngemäß, dass sie, obwohl selbst Geschöpf Gottes, den Sohn Gottes darin unterwies, ein Menschensohn zu sein².

Bedenken wir dieses Mysterium: Die ganze Welt kann den Schöpfer nicht fassen, doch der Schoß der Jungfrau wird Seine Wohnstätte. Die Hölle, die alle Verstorbenen von Anbeginn der Welt festhielt, vermochte den Sohn Gottes nicht zu halten; aber die Jungfrau Maria fasste Ihn in sich. Sie ist der lebendige Tempel, in dem Gott mit seiner Schöpfung verweilt.

Doch bevor sie zur Mutter des Herrn wurde, war sie das lang ersehnte Kind der gerechten Joachim und Anna. Ihre Geburt ist die Frucht ihres eifrigen Gebets und ihrer Geduld. Bei äußerem Wohlstand hatten sie keine Kinder, und während ihres langen Ehelebens ertrugen sie Schmähungen von ihren eigenen Landsleuten wegen der Kinderlosigkeit, die damals als Zeichen



einer Bestrafung durch Gott galt. Sie verzweifelten nicht in ihrem Kummer, sondern legten alles in Gottes Hand, und aus ihrem Glauben wurde diejenige geboren, durch die der Herr in die Welt eintritt.

Liebe Brüder und Schwestern! Das heutige Fest ruft uns zur Freude und zur Hoffnung auf. Denn die Gottesgebärerin ist nicht nur die Allreine Mutter des Herrn, sondern auch unsere Fürsprecherin und unser Trost. Sie kennt die ganze Fülle des menschlichen Lebens, versteht unsere Leiden und Freuden, und als Mutter tritt sie für uns vor ihren Sohn.

Lasst uns also von ihr lernen – das Wort Gottes zu hören, Gott zu vertrauen und Ihm die Treue zu bewahren. Und indem wir auf die heiligen Eltern der Allreinen Jungfrau Maria schauen, lasst uns lernen, geduldig zu sein. In Prüfungen vertrauen wir auf Gott und verlieren die Hoffnung nicht. Wenn aber ein Leid nicht uns, sondern jemand anderen getroffen hat, weisen wir den Gedanken zurück, er werde für seine Sünden bestraft. Dann wird sich auch in unserem Leben das erfüllen, was heute begann – die Geburt einer neuen Hoffnung, der Anfang des Heils, von dem die Kirche an diesem Fest singt.

Allheilige Gottesgebärerin, rette uns! Nochmals beglückwünsche ich alle zu diesem großen Fest. Amen.

1. "Der Beginn unseres Heils ist heute, ihr Menschen, ..." - Stichira zur Artoklasia, von Stefanos von der Heiligen Stadt ↵
2. Hl. Ephräm der Syrer, Hymne XI auf die Geburt Christi ↵

Predigt zum 14. Sonntag nach Pfingsten (2025)

14.09.2025 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes!

Liebe Brüder und Schwestern im Herrn, wir wissen, dass unser Herr Jesus Christus oft auf Gleichnisse zurückgriff, um den Menschen durch vertraute Bilder die Geheimnisse des Himmelreiches zu erschließen.

In der heutigen Evangeliumslesung vergleicht Er das Reich mit einem Hochzeitsmahl, das ein König für seinen Sohn ausrichtet. Der Hausherr sendet seine Diener aus, um die Geladenen zu rufen, doch diese ignorieren den Ruf: die einen gehen auf ihren Acker, andere an ihren Handel, und einige töten sogar die Gesandten. Darüber erzürnt, befiehlt der König seinen Dienern: *«Geht nun hin auf die Straßen und ladet zur Hochzeit ein, wen ihr findet.»* Und das Festmahl füllt sich mit allen, die sie finden konnten – mit Guten und Bösen.

Von einem solchen Mahl hat eigentlich bereits der Prophet Jesaja gesprochen: *«Der Herr der Heere wird auf diesem Berg für alle Völker ein Festmahl geben mit feinsten Speisen, ein Festmahl mit erlesenen Weinen (...) Vernichten wird er für immer den Tod, und Gott, der Herr, wird die Tränen von jedem Gesicht abwischen»* (Jes 25,6-8). So wurde schon lange vor Christus vom Mahl der künftigen Welt verkündet und was es bedeutet.

Doch wir wollen einmal näher betrachten, wie der Herr hier den König, also Gott, darstellt. Der König ruft nicht nur die Auserwählten, sondern einfach alle, denen die Diener auf den Wegen begegnen. Gott lädt freiwillig jeden Menschen ohne Ausnahme ein.

Gott, wie Er uns von Christus offenbart wurde, ist ein menschenliebender Gott. Man muss Ihn eigentlich nicht um Erbarmen anflehen: im Gegenteil, Er Selbst schenkt es überreich, Er gibt Vergebung und Gnade – allen. Daher war es für Christus wohl erstaunlich zu sehen, dass Menschen, auch unter Seinen Anhängern, diese frohe Botschaft ablehnten: Ihrer Meinung nach „konnte“ Gott nicht anders, als nach dem Gesetz zu strafen, Er „konnte“ nicht einfach die Sünden vergeben.

Mit den „Geladenen“, die die Einladung ablehnten, meint der Erlöser in erster Linie die Schriftgelehrten und Pharisäer – jene, die sich selbst als Hüter des Gesetzes betrachteten und daher nicht akzeptieren konnten, dass Gott alle ohne Unterschied ruft – wozu, so mochten sie gedacht haben, gab es denn das auserwählte Volk und sie als Hüter der göttlichen Offenbarung? In ihrer Vorstellung ist Gott jedoch vor allem Der, der das Gesetz vollstreckt, ein unerbittlicher Richter. Erinnern wir uns an das Gleichnis vom verlorenen Sohn: Der ältere Bruder empört sich, dass der Vater dem jüngeren, der sein Erbe verschleudert hat, aus seiner Sicht viel zu leicht vergeben hat. Aber der Herr Jesus Christus beschreibt unseren Gott genau so – als einen Gott, der vergibt, wenn wir nur auf Seinen Ruf antworten!

Doch unser heutiges Gleichnis endet sehr streng: *«Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt.»* Diese Worte betreffen nicht nur die Juden, sondern natürlich auch uns Christen.

Wir alle, die Getauften, sind zum Hochzeitsmahl des Himmlischen Königs geladen – darum sind wir heute hier in der Kirche versammelt. Aber unter den Gästen bemerkt der König einen ohne Hochzeitsgewand, fragt ihn, gibt ihm also Gelegenheit, sich zu erklären; doch dieser schweigt nur. So lässt er ihn fesseln und in die äußere Finsternis hinauswerfen. Unter dem Bild des „nicht hochzeitlichen Gewandes“ verstanden die Kirchenväter ein Herz, das nicht durch Reue gereinigt ist. Sünden haben alle, aber wenn ein Mensch sich nicht wenigstens bemüht, sich zu ändern, nicht von seinen Lasten lassen möchte, kann er nicht im Licht der Göttlichen Gnade verweilen. Und wehe dem, der, zum Hochzeitsmahl gekommen, zur Kommunion der Heiligen Gaben Christi, hört – und sei es auch nur seine eigene innere Stimme, die mit den Worten des Königs aus dem Gleichnis spricht: *«Freund, wie bist du hier hereingekommen und hast doch kein hochzeitliches Gewand an?»*.

So sind wir alle von Gott zur Seligkeit in Seinem Reich berufen. Doch der Herr zwingt nicht, Er zerzt niemanden mit Gewalt. Er ruft nur. Davon spricht wunderbar das Buch der Offenbarung des Johannes des Theologen: *«Siehe, ich stehe vor der Tür und klopfe an. Wenn jemand meine Stimme hören wird und die Tür auf tut, zu dem werde ich hineingehen und das Abendmahl mit ihm halten und er mit mir.»* (Offb 3,20).

Liebe Brüder und Schwestern, wir müssen die uns gegebene Zeit schätzen und sie nutzen, dabei nie vergessen, wozu wir von Gott berufen sind. Und da wir heute gehört haben, dass Gott selbst die Bösen nicht zurückweist, wenn sie aufrichtig bereuen, so können auch wir hoffen: lasst auch uns danach streben, uns in dieses Gewand des Lichtes zu kleiden – in Christus Selbst, um nicht nur Berufene, sondern auch Auserwählte im Reich Gottes zu sein. Amen.

Predigt zum Gedenktag der Enthauptung Johannes des Täufers

11.09.2025 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes!

Heute, am 29. August nach julianischem Kalender, gedenkt die heilige Kirche mit Ehrfurcht der Enthauptung des heiligen Johannes, des Vorläufers und Täufers des Herrn – dessen, den Christus selbst als den Größten unter den von Frauen Geborenen bezeichnete und den das Evangelium auch den Freund des Bräutigams nennt. Die Bedeutung des heiligen Vorläufers wird bereits in der Frühzeit der Kirche dadurch unterstrichen, dass er in allen vier Evangelien erwähnt wird.

Dieser Tag fällt mit dem Geburtstag des Königs Herodes zusammen, dieser ist aber für immer durch sein Verbrechen befleckt – die Ermordung des großen Propheten während eines Festmahls. Im Evangelium nach Markus erscheint Herodes als ein schwacher Herrscher, der seinen Leidenschaften und Ängsten unterworfen ist. Er fürchtet Johannes wegen dessen Heiligkeit und Gerechtigkeit, aber noch mehr fürchtet er seine ruchlose Frau. Er machte ein unbedachtes Versprechen, schämte sich, seinen Fehler zuzugeben, und zog es vor, den Gerechten zu töten, als umzukehren. Er bereut zwar, aber er tut keine Buße für seine Worte. So wurde bei ihm die Reue nicht zur Umkehr. Er war betrübt, aber verändert hat er sich dadurch nicht. Und so haben wir vor unseren Augen das Beispiel eines Menschen, der mit Macht ausgestattet ist, dieser Mensch allerdings wird seinerseits durch seine Ängste und Laster gelenkt.

Und dennoch wird im Troparion des heutigen Festes über den Vorläufer gesagt: „der du freudig für die Wahrheit gelitten hast“ – wie ist es möglich, sich in Leiden zu freuen? Die Sache ist die, dass wahre Freude und Glück keine flüchtigen Emotionen sind. Es ist der Zustand der Seele, die in der Wahrheit Gottes gründet. Und so sollten wir die Freude der Märtyrer verstehen. „Freudig leiden“ ist nur in einer solchen Freude möglich, die weder von den Umständen noch von unseren Stimmungen abhängt.

Johannes der Täufer kam, um dem Herrn den Weg zu bereiten, uns und alle Menschen auf die Begegnung mit Christus vorzubereiten. Den Weg im Herzen zu bereiten ist unsere Aufgabe, nicht die Christi. Der Herr ist bereit, in unser Leben und in unsere Herzen einzutreten, wenn wir uns auf die Begegnung mit Ihm vorbereiten. Die Buße, zu der der Vorläufer in seiner Predigt aufrief, ist genau diese Vorbereitung. Aber Buße ist nicht einfach das Aufzählen von Sünden in der Beichte, sondern eine Änderung unserer Sicht auf die Welt und auf uns selbst. Die Beichte sollte bereits das Ergebnis der Buße sein; in ihr versprechen wir Gott, alle Anstrengungen zu unternehmen, die Sünden nicht zu wiederholen, sondern uns von ihnen abzuwenden und unser Leben zu ändern. Darum darf man nicht mechanisch zur Beichte gehen, oder einfach, um es abzuhaken, sie schnell und wie nebenbei gerade noch „schaffen“ – man muss sich ernsthaft und gründlich auf sie vorbereiten, wie der Vorläufer lehrte, und sie auch ernst nehmen.

So, liebe Brüder und Schwestern, hören wir auf die Worte des heiligen Vorläufers: „*Tut Buße, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen!*“ (Mt 3,2). Das Himmelreich, von dem der Herr



sagt, dass es „*mitten unter euch*“ ist (Lk 17,21), wird erlangt durch Buße und Versöhnung mit Gott, und das ist das Hauptstück in der Predigt des Vorläufers. Buße nicht aus Furcht vor Strafe, sondern um des Friedens zwischen uns und Gott willen. Das ganze Evangelium handelt davon. Wenn wir diesen Ruf hören und ihm folgen, wird sich in unserem Leben der Friede des Reiches Gottes auf tun.

Der Herr helfe uns, durch die Buße diesen Frieden zu erlangen, durch die Gebete des ehrwürdigen und ruhmreichen Vorläufers und Täufers des Herrn Johannes. Amen.

Predigt zum 13. Sonntag nach Pfingsten (2025)

07.09.2025 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes!

Unser Herr Jesus Christus sprach oft in Gleichnissen, um Seine Lehre durch vertraute, irdische Bilder zu vermitteln. Diese Geschichten eröffnen verschiedene Facetten der Wahrheit, je nachdem, wer sie hört und wie bereit er ist, sie aufzunehmen.

Heute haben wir das Gleichnis von den Weingärtnern gehört. Ein Hausherr pflanzte einen Weinberg, umzäunte ihn, grub eine Kelter, baute einen Turm und verpachtete ihn. Das Bild des Weinbergs begegnet uns häufig im Alten Testament; dieses Bild bezeichnet das Volk Gottes (vgl. Jes 5,7) und manchmal auch die gesamte Schöpfung Gottes. Eine fast wörtliche Übereinstimmung mit den Worten des heutigen Gleichnisses lesen wir beim Propheten Jesaja, wo von Gott gesagt wird: *Er „hatte einen Weinberg auf einer fruchtbaren Höhe. Er grub ihn um und entfernte die Steine und bepflanzte ihn mit edlen Reben. Er baute einen Turm mitten darin und hob eine Kelter aus. Dann erwartete er, dass er gute Trauben brächte“* (Jes 5,1-2).

Als die Zeit der Früchte kam, sandte der Herr Knechte, um seinen Anteil zu holen. Aber die Weingärtner schlugen, misshandelten und töteten sie. Daraufhin sandte der Herr noch mehr Knechte – und mit ihnen machten sie es ebenso. Schließlich sandte er seinen Sohn in der Hoffnung: *„Vor meinem Sohn werden sie Achtung haben.“* Aber die Weingärtner ergriffen ihn, warfen ihn zum Weinberg hinaus und töteten ihn. Der Herr fragte die Zuhörer: *„Wenn nun der Herr des Weinbergs kommt, was wird er mit diesen Weingärtnern tun?“* Sie antworteten: *„Er wird den Bösen ein böses Ende bereiten und seinen Weinberg andern Weingärtnern verpachten, die ihm die Früchte zur rechten Zeit geben.“*

Auf den ersten Blick klagt das Gleichnis die Verstocktheit der Juden an, die die Propheten verwarfen und nun den Sohn Gottes verwerfen. Der Herr sagt Seinen Tod und ihr Schicksal voraus. Aber die Details veranlassen uns, tiefer zu graben, denn es stellen sich Fragen: Warum bestraft der Herr nicht sofort, warum sendet er nicht ein Heer aus, nachdem die ersten Morde passiert sind? Warum riskiert er überhaupt, nachdem er Knechte verloren hat, seinen eigenen Sohn? Und warum gibt er den Weinberg nicht der Verwahrlosung preis, sondern müht sich, andere Weingärtner zu finden?

Wenn wir versuchen, Antworten auf diese Fragen zu finden, zeigt sich, dass der Herr nicht nur Seinen Tod und das Gericht über die untreuen Hirten Israels vorhersagt, sondern auch von der unermesslichen Liebe Gottes zu den Menschen und seiner Schöpfung Zeugnis ablegt.

Der Herr des Weinbergs sucht nicht Rache, sondern Früchte – das heißt, eine Antwort auf seine Fürsorge. Er gibt Chance um Chance, opfert vieles, sogar seinen eigenen Sohn. Er investiert alles in sein Volk, aber erntet nicht Früchte, sondern Aufruhr. Doch er zerstört die Schöpfung nicht aus Enttäuschung – er sucht neue Hüter, damit der Weinberg lebt und Frucht bringt.

Beachten wir, liebe Brüder und Schwestern: Die Worte über die Hinrichtung der Weingärtner

spricht nicht Christus, sondern seine Gegner – die Hohenpriester und Ältesten (vgl. Mt 21,45), denen er dieses Gleichnis erzählte. Sie selbst fällen das Urteil über sich, indem sie Gott als Rächer darstellen, aber diese Rache fürchten sie nicht in Bezug auf sich selbst. Ihr Gottesbild ist das eines gestrengen Richters, der Ungehorsam bestraft, aber sie wenden dieses Bild nicht auf sich selbst an.

Nun betrifft die Frage allerdings auch uns. Wiederholen wir nicht den Fehler der Hörer dieses Gleichnisses? Urteilen wir nicht über Gott als einen strengen Strafrichter, erwarten von Ihm gerechte Vergeltung für die Sünden anderer, aber Erbarmen und Verständnis für uns selbst? Stimmen wir nicht unfreiwillig den Feinden Christi zu, wenn wir in Gott in erster Linie den Strafenden und nicht den Vater sehen? Wenn wir in Gott nur den Richter sehen, warum erkennen wir dann nicht in uns die Notwendigkeit zur Umkehr?

Der heilige Apostel und Evangelist Johannes der Theologe bezeugt: *„Denn so hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen einzigen Sohn hingab“* (Joh 3,16; Einheitsübersetzung). Darum sendet der Herr des Weinbergs im Gleichnis seinen Sohn, selbst nachdem die Knechte vertrieben und getötet wurden: Er liebt seine Schöpfung.

Gott hat uns das Leben als einen Weinberg anvertraut – mit dem Zaun der Gebote, der Kelter der Gnade, dem Turm der Kirche. Er erwartet Früchte: Glauben, Liebe, Werke der Barmherzigkeit. Christus beendet das Gleichnis mit den Worten aus dem Psalm über den Stein, den die Bauleute verworfen haben, der aber zum Eckstein geworden ist (Ps 117,22 LXX). Dieser Stein ist Christus Selbst, der Gekreuzigte und Auferstandene. Von den Menschen verworfen, wurde Er zum Grundstein des erneuerten Werkes Gottes – der Kirche, in der das Leben des Weinbergs weitergeht.

Lasst uns also nie die Langmut und Liebe Gottes vergessen. Lasst uns Ihm mit Dankbarkeit antworten mit Glauben, Liebe und guten Werken, damit unser Leben eine Frucht sei, die den Herrn des Weinbergs erfreut. Amen.

Predigt zum 12. Sonntag nach Pfingsten (2025)

31.08.2025 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes!

Das heutige Evangelium lässt uns erneut einen Blick darauf werfen, was es bedeutet, vor Gott vollkommen zu sein. Die Antwort Christi an den Jüngling aus dem Matthäusevangelium zeigt, dass der Weg dazu nicht durch die strikte Befolgung von Regeln, ja nicht einmal der Gebote, erschöpft ist. Die Vollkommenheit entspringt etwas Größerem – aus der Bereitschaft, alles hinzugeben, um Christus nachzufolgen.

Der Jüngling tritt an Christus heran und fragt: *«Meister, was soll ich Gutes tun, damit ich das ewige Leben habe?»* (Mt 19,16). Der Herr antwortet: *«Willst du aber zum Leben eingehen, so halte die Gebote»* (Mt 19,17). Doch der Jüngling hakt nach: *«Welche?»* Auf den ersten Blick seltsam – kannte er denn nicht die zehn Gebote des Mose? In der jüdischen Tradition jedoch wurden aus den fünf Büchern Mose insgesamt 613 Gebote abgeleitet, einschließlich der zehn, die Mose gegeben wurden. Verschiedene Schulen – die Pharisäer, die Sadduzäer – betonten unterschiedliche davon und stuften sie sogar nach ihrer Wichtigkeit ein. Für die Heiden beispielsweise genügten die sieben noachidischen Gebote, um als "gerecht" zu gelten. Daher fragte der Jüngling, nachdem er von der allgemeinen Forderung, die Gebote zu halten, gehört hatte, natürlich nach: Geht es um alle oder um ein bestimmtes Minimum?

Der Herr zählt fünf der Zehn auf – *«Du sollst nicht töten, du sollst nicht die Ehe brechen, du sollst nicht stehlen, du sollst nicht falsch aussagen, ehre den Vater und die Mutter»* – und fügt hinzu: *«Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst»* (Lev 19,18). Dieses Gebot ist nicht neu, sondern stammt aus dem Buch Levitikus; aber Christus stellt es auf eine Stufe mit den anderen und zeigt damit, dass die Nächstenliebe keine Beigabe zum Gesetz, sondern sein Herzstück ist.

Der Jüngling versichert: *«Das habe ich alles gehalten von Jugend an; was fehlt mir noch?»* (Mt 19,20). Da offenbart der Herr den Kern der Sache: *«Willst du vollkommen sein, so geh hin, verkaufe, was du hast, und gib's den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben; und komm und folge mir nach!»* (Mt 19,21).

Die Sache ist die, dass es in der ganzen Fülle der Gebote gerade solche nicht gibt – den Besitz zu verkaufen, alles den Armen zu geben, Ihm nachzufolgen. Und was der Herr hier zum Jüngling sagt, das ist kein Gebot, sondern eher eine persönliche Empfehlung, denn Er sagte ja: *«wenn du vollkommen sein willst, verkaufe deinen Besitz»* und so weiter. Der Herr macht damit deutlich, dass man Vollkommenheit nicht erreichen kann, indem man einfach die Gebote erfüllt. Denn was den Menschen zur Vollkommenheit führt, ist kein Gebot aus der Schrift.

Die Gebote sind wichtig als Grundlage: Sie lehren, den Willen Gottes zu tun, ähnlich wie jenes einzige Gebot, das Adam und Eva im Paradies gegeben wurde – nicht vom Baum der Erkenntnis von Gut und Böse zu essen (Gen 2,16-17). Dieses einfache Gebot sollte sie an den Gehorsam gewöhnen, in der Liebe zum Schöpfer stärken. Seine Nichtbefolgung führte zu einer Verzerrung

der menschlichen Natur. So sind alle Gebote eine Anleitung vom Schöpfer selbst, ohne die der Mensch weder seinen Verstand noch seine Seele richtig heranbilden kann.

Vollkommenheit besteht auch nicht in der Anhäufung guter Taten oder von viel Wissen. Selbst mit dem Fortschritt der Wissenschaften und Künste bleibt Bildung ohne Gottvertrauen leer: Viel im Kopf, wenig im Herzen, und das Leben ändert sich nicht.

Der heilige Apostel Paulus schreibt: *«Und wenn ich prophetisch reden könnte und wüsste alle Geheimnisse und alle Erkenntnis und hätte allen Glauben, so dass ich Berge versetzen könnte, und hätte die Liebe nicht, so wäre ich nichts»* (1 Kor 13,2); damit deutet er auf dasselbe hin: Alles Wissen, die ganze Fülle des Glaubens, sogar die Gabe der Prophetie machen den Menschen nicht vollkommen oder gottähnlich.

Die Gebote gleichen Gesetzen, die die Ordnung schützen: Ihre Verletzung hat Folgen, aber ihr Befolgen allein macht den Menschen noch nicht vollkommen. Vollkommenheit aber besteht darin, durch den Gehorsam gegenüber dem Gesetz Gottes zur Liebe zu gelangen, in der Christus zu unserem einzigen Schatz wird. Darüber wollen wir nachdenken, liebe Brüder und Schwestern, und dessen gewahr werden, dass der reichste oder vollkommenste Mensch derjenige ist, der nichts außer einem Reichtum an Gnade bei Gott und bei den Menschen hat. Amen.

Predigt zum Fest der Entschlafung der Allheiligen Gottesmutter (2025)

28.08.2025 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes!

Wir Orthodoxen gedenken am großen Fest der Entschlafung nichts anderem als dem Tod unserer Allheiligen Gebieterin, der Gottesgebälerin und Immerjungfrau Maria, der allerreinsten Mutter unseres Herrn Jesus Christus. Sie hat, wie jeder Mensch, den Tod gekostet. Aber wir nennen ihr Ende „Entschlafung“ – warum? Denn der Tod ist durch die Sünde in die Welt gekommen, und kein Mensch, auch der Gerechteste nicht, entgeht ihm, diesem „*letzten Feind*“, wie ihn der Apostel Paulus nennt (1 Kor 15,26).

Aber die Allheilige Gottesgebälerin ist nicht einfach eine der Heiligen, sondern unersetzlich in der Heilsgeschichte. Es ist unmöglich zu sagen, Gott hätte an ihrer Stelle irgendeine andere Frau erwählen können. Sie lebte ein reines und heiliges Leben und hat selbst frei auf den Ruf Gottes geantwortet: „*Siehe, ich bin die Magd des Herrn; mir geschehe, wie du es gesagt hast*“ (Lk 1,38). Diese Antwort war der Höhepunkt und die Vollendung des langen Weges, auf dem Gott die Menschheit zu Seiner Menschwerdung geführt hat. Ohne ihre Zustimmung wäre das Heil unerreichbar geblieben. Und als das Wort Gottes Fleisch wurde, wurde sie zur Gottesgebälerin, sie, die den Bezwinger des Todes geboren hat.

Dennoch, da sie Mensch war, stirbt sie – nicht, weil sie Sünde hätte, sondern weil sie die menschliche Natur und somit die Sterblichkeit mit uns teilt. Aber in ihrem Tod gibt es keine Ausweglosigkeit mehr: In ihr verliert der Tod seine Macht.

Auf der Ikone der Entschlafung stehen die Apostel um das Lager der Gottesgebälerin, und Christus hält ihre Seele, die als neugeborenes Kind dargestellt ist. Dies ist keine Trauerszene, sondern das Bild einer Geburt in das ewige Leben: Diejenige, die der Welt das Leben geboren hat, wird nun selbst geboren in das Reich, in dem es keinen Tod mehr gibt. Darin nimmt sie das Geschick aller Gläubigen voraus – derer, die in Christus in die Ewigkeit hinübergehen. Das Fest der Entschlafung ist ein Zeugnis der Kirche: Der Tod ist nicht mehr die ewige Finsternis, sondern ein Schlaf, aus dem der Herr uns zur Auferstehung weckt.

Der heilige Andreas, Erzbischof von Kreta, der im 8. Jahrhundert lebte, staunte bei seiner Betrachtung darüber: „Ein neuer, bisher unvorstellbarer Anblick: Eine Jungfrau, die an Reinheit die Himmel übertrifft, zieht ein in das himmlische Heiligtum; eine Jungfrau, die durch das Wunder der Gottesgeburt die Natur der Seraphim überragt, naht sich Gott“ (Rede auf die Entschlafung unserer Allheiligen Gebieterin, der Gottesgebälerin). Das heißt, der Mensch – und nicht der Engel – ist zur vollen Vereinigung mit Gott berufen. Die Engel dienen Ihm, aber nur die Menschheit konnte die Gottesgebälerin hervorbringen. In ihr offenbart sich der Ratschluss Gottes über die Menschheit: Er will uns nicht als Knechte und Sklaven sehen, sondern als Söhne und Töchter in Seinem Reich.

Adam nannte Eva die Mutter aller Lebenden – derer, die in die Welt geboren werden und so dem

Tod verfallen sind. Eva öffnete durch die Sünde die Tür der Vergänglichkeit für alle ihre Nachkommen. Die Gottesgebärerin aber wurde zur Mutter des Lebens, die Christus geboren hat, der die Ewigkeit schenkt. Wir sterben als Kinder Evas, aber wir erwachen zum Leben als Kinder Marias. In ihr korrigiert die Menschheit den alten Sündenfall: Aus einer Quelle des Todes wird sie, die Menschheit, zu einer Quelle der Unsterblichkeit. Darum ist die Entschlafung nicht einfach Tod, nicht Niederlage, sondern Triumph. „Grab und Tod vermochten die Allreine nicht zu halten“, so singen wir im Kondakion des Festes. Wie von Christus, so kann man auch von ihr mit den Worten des Buches Genesis sagen: „legt sich nieder, um zu schlafen, wie ein Löwe“ (Gen 49,9) – nicht in Ohnmacht, sondern in Kraft, auf die das Erwachen folgt.

Jeder von uns, liebe Brüder und Schwestern im Herrn, steht in Kleinigkeiten oder wichtigen Fragen vor der Wahl, welchen Weg er gehen soll. Möge Gott uns schenken, dass wir uns stets an die heilbringenden Worte der Allreinen Jungfrau erinnern: *„Siehe, ich bin die Magd des Herrn; mir geschehe, wie du es gesagt hast.“* Möge der Herr uns eines lebendigen Glaubens, eines reinen Herzens und der Treue zu Ihm würdigen, damit auch uns der Eingang in Sein ewiges Reich offenstehe und wir hören, wie einst Lazarus: *„Er ist nicht gestorben, sondern er schläft“* (vgl. Joh 11,11). In Christus ist der Tod wie ein Schlaf, dem die Auferstehung folgt. Allheilige Gottesgebärerin, errette uns alle durch deine heiligen Gebete! Amen.

Predigt zum 11. Sonntag nach Pfingsten über den Schalksknecht (2025)

24.08.2025 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes!

Wenn unser Herr Jesus Christus über das Himmelreich spricht, verwendet Er oft Sinnbilder, die den Zuhörern vertraut sind, offenbart in ihnen aber eine ganz andere Logik, als wir sie aus unserem Leben gewohnt sind. Das Gleichnis, das wir heute gehört haben (Mt. 18:23-35), beschreibt das Reich Gottes durch das Bild eines Königs, der beschloss, Rechenschaft von seinen Knechten zu fordern.

Die Handlung scheint durchaus irdisch: Schulden, Gläubiger, Abrechnungen. Aber im Reich Gottes ist alles anders eingerichtet, und genau diese Andersartigkeit erschließt uns den Kern des Evangeliums. Einer der Knechte schuldete dem König einen unermesslichen Betrag – zehntausend Talente. Zum Verständnis dieser Größe: Ein Talent entsprach etwa sechstausend Denaren, und ein Denar war der Tageslohn eines Lohnarbeiters. Somit entsprach die Schuld Millionen von Arbeitstagen – eine Schuld, die kein Mensch in seinem ganzen Leben je hätte zurückzahlen können.

Gläubiger – ob Banken oder private Geldverleiher – leben durch die Rückzahlung der Schulden mit Zinsen. Sie können Schulden nicht einfach erlassen, sonst würden sie bankrottgehen. Ein Schuldner mag Stundung oder Ratenzahlung erhalten, aber nicht vollständigen Erlass. In dem Gleichnis jedoch tut der König, als er die Verzweiflung des Knechtes sieht, das Unmögliche: Mit einem Wort nimmt Er ihm die ganze unerträgliche Last ab, die er nie hätte zurückzahlen können.

So zeigt der Herr: Im Reich Gottes ist das Hauptmaß nicht Berechnung und nicht einmal die Gerechtigkeit in unserem Sinne, sondern Barmherzigkeit und Vergebung. Das Himmelreich ist darin den irdischen Reichen nicht ähnlich, denn es funktioniert nicht nach den uns gewohnten wirtschaftlichen und juristischen Gesetzmäßigkeiten.

Aber der von seiner Schuld befreite Knecht trifft einen Mitknecht, der ihm nur hundert Denare schuldete – den Lohn für hundert Tage – und anstatt ebenso zu handeln wie der König, packt er ihn, würgt ihn und fordert die Schuld bis auf den letzten Pfennig. Und dann schon richtet der König ihn nach der Gerechtigkeit.

Hieran erkennen wir, dass im Gericht Gottes nicht nur das Vorhandensein von Sünde über das Schicksal entscheidet, sondern auch die Fähigkeit zu vergeben. Selbst eine Schuld von „zehntausend Talenten“ – Sinnbild einer unermesslichen oder vieler Sünden – kann aufrichtiger Reue nach erlassen werden. Doch wenn der Mensch, der Vergebung empfangen hat, selbst seinem Nächsten nicht vergibt, verliert er das, was er an Vergebung empfangen hat.

Manchmal stellen wir uns Gott als einen strengen Richter vor, der einem jeden unweigerlich nach seinen Verdiensten vergilt. Aber das ist nicht so. Gott ist kein seelenloser Vollstrecker einer Art „Karma“. Erinnern wir uns an die Freunde des gerechten Hiob: Sie waren überzeugt, dass seine Leiden eine Strafe für Sünden seien, und anstatt ihm Trost zu spenden, verurteilten sie ihn.



Der Herr aber sprach zu ihnen: *„Mein Zorn ist entbrannt über dich und deine beiden Freunde; denn ihr habt nicht recht von mir geredet wie mein Knecht Hiob“* (Hiob 42:7). Der Unwille zu vergeben, die Verweigerung von Barmherzigkeit und Mitgefühl – das ist es, was den Menschen dem gerechten Gericht Gottes unterwirft.

Darum ruft uns der Herr auf, Ihm in der Barmherzigkeit gleich zu werden. Wie der Prophet Micha sagte: *„Wo ist solch ein Gott, wie du bist, der die Sünde vergibt und erlässt die Schuld (...), der an seinem Zorn nicht ewig festhält, denn er hat Gefallen an Gnade!“* (Micha 7:18-19a).

Liebe Brüder und Schwestern, wir alle sind Schuldner, und ein jeder von uns schuldet dem Herrn zehntausend Talente. Wenn wir, nachdem wir Vergebung von Ihm empfangen haben, uns wenigstens mühen, Kränkungen zu vergeben und uns mit unseren Nächsten zu versöhnen, dann können wir freimütig beten: *„vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern“* – und dann wird Er, nach Seinem Wort, auch uns vergeben. Amen.

Predigt zum Hochfest der Verklärung Christi (2025)

19.08.2025 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes!

Liebe Brüder und Schwestern in Christus!

Am heutigen Hochfest der Verklärung des Herrn wenden wir uns erneut den alten Worten der Heiligen Schrift zu, die mit der apostolischen Lesung dieses Tages in Einklang stehen. Im Buch Exodus spricht Gott zu Mose: *„Kein Mensch kann mein Angesicht sehen und am Leben bleiben... Wenn dann meine Herrlichkeit vorüberzieht, stelle ich dich in den Felsspalt und halte meine Hand über dich, bis ich vorüber bin“* (Ex 33,20.22). Mose durfte nur den Schatten der göttlichen Herrlichkeit berühren. Gott kommt in der Wolke herab, verborgen, nicht ganz sichtbar, und selbst Mose – der Freund Gottes (vgl. Ex 33,11) – sieht nur einen Abglanz.

Und siehe, derselbe Mose erscheint zusammen mit dem Propheten Elija auf dem Berg Tabor neben Christus, der Seinen Jüngern Sein göttliches Licht offenbart. Mose als Gesetzgeber und Elija als Prophet verkörpern das, was im Evangelium wiederholt als *„das Gesetz und die Propheten“* (vgl. Mt 7,12) bezeichnet wird – die ganze Fülle des Alten Bundes, die hier auf dem Berg Tabor von Christus Zeugnis ablegt. Christus ist Derjenige, Der einst mit Mose auf dem Sinai sprach, damals noch verborgen, und Der sich Elija im sanften Säuseln des leisen Windes auf dem Horeb offenbarte (1 Kön 19,12) – jetzt aber zeigt Er Sich von Angesicht zu Angesicht.

Das Evangelium berichtet uns, dass *„Seine Kleider weiß wurden wie das Licht“* (Mt 17,2). Sogar die geschaffene Welt, die Materie, hat an dieser Verwandlung teil. In Seiner Verklärung offenbart der Herr die Menschheit, wie sie von Gott gedacht war – verwandelt, erleuchtet, in Gemeinschaft mit ihrem Schöpfer lebend. Dies ist ein Vorgeschmack auf den zukünftigen Zustand, wenn die ganze Schöpfung *„ein neuer Himmel und eine neue Erde“* sein wird, wie der Prophet Jesaja verheißt (Jes 65,17).

Der Apostel Petrus, der Zeuge des Taborlichts war, schreibt Jahre später: *„Wir haben seine Macht und sein Kommen gesehen... Umso fester halten wir nun an dem prophetischen Wort, und ihr tut gut daran, es zu beachten als ein Licht, das an einem dunklen Ort leuchtet, bis der Tag anbricht und der Morgenstern in euren Herzen aufgeht“* (2 Petr 1,16.19). Nicht nur auf dem Berg, sondern auch im Herzen des Menschen kann Christus als Morgenstern aufgehen.

Und hier müssen wir verstehen: Die Verklärung Christi ist nicht nur ein Ereignis aus der Heilsgeschichte, sondern auch ein Ruf zu unserer eigenen Verwandlung. Der heilige Gregor von Nyssa schrieb einst einem Freund¹: Ein Name muss Inhalt haben; wenn wir uns Christen nennen, dann sind wir diesem Namen nicht nur durch das Wort, sondern durch ein Leben in Christus verpflichtet.

Christ zu sein bedeutet nicht, sich auf den Glauben an Gott zu beschränken, den sonntäglichen Kirchenbesuch, wenn es gerade passt, oder auf die Erfüllung bestimmter Regeln. Es bedeutet, ein verwandeltes Leben zu führen, in dem unser innerer Mensch durch die beständige



Gegenwart Christi licht wird. Ein Leben, in dem das Herz verwandelt und der ganze Mensch zum Zeugen der Gnade Gottes wird. Ein Christ ist jemand, der danach strebt, Christus in Seinen Eigenschaften ähnlich zu werden: in Liebe und Demut, in Wahrheit und Treue, in Barmherzigkeit und Sanftmut, im Kampf gegen das Böse und in der Reinheit des Herzens.

In der Verklärung sehen wir nicht nur Christus, sondern auch uns selbst, wie wir zu sein berufen sind: licht, verwandelt, mit Gott vereint. Lasst uns daher dieses Bild im Herzen bewahren und danach streben, dass das Taborlicht auch unser Leben mit der Gnade Gottes erleuchtet, damit wir wahrhaft „*Kinder des Lichts*“ (Eph 5,8) werden.

Amen.

1. Hl. Gregor von Nyssa, An Olympus über die Vollkommenheit. ↵

Predigt zum 10. Sonntag nach Pfingsten (2025)

17.08.2025 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes!

Das heutige Evangelium, liebe Brüder und Schwestern, führt uns an den Fuß des Berges, von dem der Herr gerade herabgestiegen ist – nach Seiner göttlichen Verklärung vor den drei Jüngern Petrus, Jakobus und Johannes. Für uns im liturgischen Leben der Kirche liegt das Fest der Verklärung des Herrn noch vor uns; doch in der Heilsgeschichte war dies ein Augenblick himmlischer Herrlichkeit – und unmittelbar darauf sehen sich Christus und die Jünger mit menschlicher Trauer, Krankheit, geistlicher Schwäche und Verzweiflung konfrontiert.

Am Fuß des Berges herrscht kein Jubel, sondern eine lärmende Menge in hilfloser Hektik. Die Jünger, die unten geblieben waren, vermochten dem kranken Knaben nicht zu helfen. Sein Vater, von Angst um den Sohn gequält, wendet sich in letzter Hoffnung an Christus: Die Jünger haben es nicht geschafft, vielleicht hilft der Meister.

Wir können seinen Schmerz nachvollziehen. Für die Menschen jener Zeit bedeutete eine solche Krankheit nicht nur Qual, sondern auch gesellschaftliche Ächtung. Diese Verzweiflung erinnert an die Worte des gerechten Hiob: *„Warum gibt man dem Mühseligen Licht und Leben den betrübten Herzen, die des Todes warten, und er kommt nicht...?“* (Hiob 3,20–22).

Christus heilt, weist aber auf die Wurzel hin: *„um eures Kleinglaubens willen“*. Selbst die Jünger, die bereits ausgesandt worden waren, Kranke zu heilen und Dämonen auszutreiben (vgl. Mt 10,8), waren aufgrund Kleinglaubens machtlos. Dieser Tag wurde für sie zu einer Prüfung: das Scheitern beim Knaben, die Klage des Vaters, der Vorwurf des Herrn – und zum Schluss noch die Kunde von den kommenden Leiden Christi selbst.

Wir wissen, dass später, als der Heilige Geist über sie kam, ihr Glaube so wirksam wurde, dass sogar der Schatten des Apostels Petrus Kranke heilte. Doch bis dahin glich ihr Weg dem, wovon der Apostel Paulus heute im Korintherbrief spricht: *„Wir sind ein Schauspiel geworden für die Welt... wir sind schwach... wir werden geschmäht... wir sind wie der Abschaum der Welt“* (1 Kor 4,9–13). Der Glaube der Apostel wuchs nicht in der gelehrten Stille der Bibliotheken oder in der Behaglichkeit der akademischen Theologie, sondern reifte im Kampf mit Zweifeln und Prüfungen.

Wir, liebe Brüder und Schwestern, sind Teil derselben Heiligen Kirche, die vom Heiligen Geist erfüllt ist, und tragen denselben Glauben, den uns die Apostel überliefert haben. Mag unsere eigene Glaubensschwäche uns auch keine Wunder wirken lassen und wir, wie damals die Jünger Christi, kein Kind heilen können – doch haben wir genug Möglichkeiten, die Gebote Christi zu erfüllen. Denn nicht selten kommt jemand zu uns oder in die Kirche wie jener Vater – mit Schmerz, mit letzter Hoffnung. Wehe uns, wenn er wieder geht, nachdem er Kälte und Gleichgültigkeit erfahren musste. Wir müssen nicht fürchten, dass uns jemand vorwerfen könnte: *„Ich war krank, und sie haben mich nicht geheilt“*; aber was ist mit *„Ich war krank, und ihr habt mich nicht besucht, oder ihr habt nicht für mich gebetet“*? In solchen Fragen, liebe Brüder und



Schwestern, dürfen wir nicht fehlen, denn dies liegt in unserer Macht – auch ohne Wunder.

Der Glaube, von dem Christus spricht, dass er Berge versetzen kann, das sind keine Regeln und Rituale, sondern das ist grenzenloses Vertrauen in Gott. Und vom Glauben, der das Böse überwindet, sagt der Herr, er werde erreicht „*durch Gebet und Fasten*“ (Mt 17,21), das heißt, durch Hinwendung zu Gott und durch Enthaltensamkeit. Nicht umsonst sind wir jetzt in die Tage der Fastenzeit vor dem Fest Entschlafung Mariae eingetreten: Die Kirche gibt uns gleichsam die Schlüssel zu diesem Sieg an die Hand.

Vertrauen wir dem Herrn und bitten wir Ihn, uns im Glauben der Apostel zu stärken, damit auch in unserer Schwachheit Sein heiliger Wille geschehe. Amen.

Predigt zum 9. Sonntag nach Pfingsten (2025)

10.08.2025 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes!

Liebe Brüder und Schwestern in Christus, die heutige Evangeliumslesung (Mt 14,22-33) schenkt uns eine Lehre über den Glauben der Jünger Christi – und über uns selbst.

Wir haben gehört, wie der Herr nach der Speisung der Fünftausend Seine Jünger „nötigte“, ins Boot zu steigen und ans andere Ufer zu fahren. Er ließ sie bewusst allein. Es war bereits Nacht. Die Jünger fuhren ohne ihren Meister, und bald überkam sie ein starker Gegenwind. Die Wellen schlugen gegen das Boot, Müdigkeit übermannte sie. Es schien sicherer gewesen zu sein, am Tag und mit dem Herrn zu fahren! Doch Christus schickt sie absichtlich in diesen Sturm.

Und so zeigt uns das Evangelium das Bild der Jünger, die in ihrem Boot gegen den Wind kämpfen; der Evangelist beschreibt ihre Hilflosigkeit. Wind und Wellen hätten das Boot leicht zum Kentern bringen können, und in ihren Herzen mögen Zweifel aufgekommen sein: „Warum hat der Herr uns allein losgeschickt?“ Doch gegen den Wind zu fahren bedeutet nicht, sich von Christus zu entfernen. Der Sturm wird für sie zum Ort einer wahrhaftigen Begegnung mit Ihm, und zum Moment eines geistlichen Reifens.

Viele von uns hätten sich wohl ein frommes Bild gewünscht: Die Jünger beten im Boot, der Wind legt sich plötzlich durch ihr Gebet, sie erreichen das Ufer, loben Gott, und alles endet gut. Doch das Evangelium zeigt etwas ganz anderes! Sie ringen in Angst und Panik mit den Elementen. Doch dann kommt der Herr mitten im Sturm zu ihnen, Er geht auf den Wellen. Wir sollten beachten: Er befiehlt dem Wind nicht zu schweigen oder den Wellen, still zu werden. Vielmehr finden die Jünger gerade inmitten des tobenden Sturmes den Herrn wieder, empfangen Trost und Stärkung im Glauben.

Im Bußkanon gibt es die bewegenden Worte: *„Das vom Sturm der Lebensnöte aufgewühlte Meer des Lebens vor Augen, habe ich Deinen stillen Hafen angelaufen und rufe zu Dir: Führe mein Leben aus dem Verderben, Erbarmungsvoller.“* (Irmos der 6. Ode) Dieses Gebet lehrt uns, dass Frieden und Sicherheit nicht in der Abwesenheit von Stürmen und Prüfungen liegen, sondern in der Gegenwart Christi.

Es gibt verschiedene Stürme, die in unserem Leben toben: Stress, Trauer, Armut, Einsamkeit, Versuchungen, Leidenschaften, Krankheit, Verlust... Doch selbst in solchen Nöten können wir dem Herrn begegnen. Der Sturm mag nicht immer verstummen, doch wenn wir den Herrn suchen und rufen, werden wir Ihn sehen, Seine Stimme hören – ja, uns an Ihm festhalten können wie der sinkende Petrus, der die Hand des Erlösers ergriff.

Das Beispiel des Petrus zeigt uns, wie wir in Momenten des Zweifels handeln sollten. Wenn wir spüren, dass wir unterzugehen drohen, ist es das Wichtigste, Christus weiter anzurufen. Wir müssen nicht aus eigener Kraft versuchen, „ans Ufer zu schwimmen“. Wir müssen nur die Hand ausstrecken und Seine rettende Rechte ergreifen.

Dasselbe sagt uns der Prophet Jesaja, indem er Gottes Wort an den Menschen weitergibt:

„Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst ... Gehst du durchs Wasser, ich bin bei dir, / durch Ströme – sie werden dich nicht verschlingen. / Gehst du durchs Feuer, / wirst du nicht versengt ... Denn ich bin der Herr, dein Gott, / der Heilige Israels, dein Retter.“ (Jes 43,1-3) Der Herr ruft uns wie den Jüngern zu: *„Seid getrost, ich bin's; fürchtet euch nicht!“*

Der Apostel Paulus erklärt in der heutigen Lesung aus dem Epistel (1 Kor 3,9-17), warum diese Stürme und Prüfungen so wichtig sind. Er sagt, unser Glaube sei ein Bauwerk. Und als Baumeister müssen wir wissen: Das Fundament unseres Glaubens ist Christus. Stürme und Versuchungen prüfen wie Feuer, worauf wir bauen. Die Jünger im Boot, umgeben vom Sturm, durchlaufen diese Prüfung. Sie sehen Christus, werden im Glauben gestärkt und verstehen: Er ist ihr einziges und sicheres Fundament.

Der Herr bewahrt uns nicht vor Prüfungen, die wie Feuer unseren Glauben läutern. Doch Er führt uns durch sie hindurch und festigt unseren Glauben. Darum, wenn uns die Stürme des Lebens umtosen, lasst uns nicht murren oder meinen, der Herr habe uns verlassen. Er ist da – im Herzen des Sturmes. Lauschen wir, hören wir Seine Stimme und halten wir uns an Seine Gebote. Dann werden wir nach Seinem Wort den stillen Hafen des Heils erreichen. Amen.

Predigt zum 8. Sonntag nach Pfingsten (2025)

03.08.2025 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes!

Liebe Brüder und Schwestern in Christus! Heute haben wir die Erzählung von der wundersamen Speisung einer großen Menschenmenge mit nur wenigen Broten und zwei Fischen gehört (Mt 14,14-22). Der Herr, der das müde und hungrige Volk sah, lehnte den Rat der Jünger ab, sie wegzuschicken. Er spricht: *„Sie brauchen nicht wegzugehen. Gebt ihr ihnen zu essen!“*

Natürlich stellt sich sofort die Frage: Wie hätten die Jünger Christi, selbst wenn sie große Vorräte gehabt hätten, fünftausend Männer – plus Frauen und Kinder – sättigen können? Doch der Kern des Geschehens liegt nicht darin, dass der Herr die Gesetze der Natur und der Mathematik überwindet; der Akzent liegt vielmehr darauf, dass Er die Jünger zu Teilnehmern und Vollbringern des göttlichen Wunders beruft.

Christus nimmt die Brote, hebt Seine Augen zum Himmel, segnet das Brot und bricht es – und gibt es den Jüngern. Diese verteilen es an das Volk. Und siehe, diese Speise reicht aus, um Tausende zu sättigen. Mehr noch: Es bleibt sogar eine Menge übrig. Wiederum ist das Geschehene nicht bloß eine Offenbarung göttlicher Macht, für die Naturgesetze keine Einschränkung darstellen. Was der Evangelist beschreibt, ist ein Zeichen dafür, wer Christus ist und was Er in die Welt gebracht hat.

Tatsächlich ist jedes Wunder, das der Erlöser vollbrachte, im Grunde ein Zeichen des kommenden Reiches Gottes. Es sind immer Vorboten dessen, wie es sein wird – denn im Reich Gottes werden die Erlösten *„nicht mehr hungern und nicht mehr dürsten, sie werden weder von der Hitze noch von der Sonne versengt werden. Denn ihr Erbarmender wird sie führen und sie zu Wasserquellen leiten“* (Jes 49,10).

Und tatsächlich erkennen wir in der Schilderung des Wunders aus der heutigen Evangeliumslesung das Geheimnis des Abendmahls. Dieselben Worte, dieselben Handlungen: Der Herr nahm das Brot, segnete es, brach es und gab es den Jüngern. All dies erinnert uns daran, dass die Brotvermehrung nicht nur eine Lehre über das Teilen und Barmherzigsein ist, sondern auch ein Vorbild auf Christus selbst, der das *„Brot des Lebens“* (Joh 6,35) ist. Der Herr Jesus Christus stillt vor allem den Hunger und Durst nach Gott, den jeder Mensch in sich trägt, ob er sich dessen bewusst ist oder nicht. Bis zum heutigen Tag vollzieht die heilige Kirche dieses große Sakrament mit denselben Worten, die der Herr uns geboten hat und die Er auch bei der Brotvermehrung im heutigen Evangelium sprach. Darin liegt das wahre Wunder: Wir kommen hierher mit geistlichem Hunger und Durst nach Gott, und der Herr sättigt uns alle – damals wie heute.

Der Herr selbst ist das *„Brot vom Himmel“*, und jeder, der zu Ihm kommt, *„wird nicht mehr hungern, und wer an Ihn glaubt, wird niemals mehr dürsten“* – so sagt es der Prophet, so bestätigt es Christus selbst (Jes 49,10; Joh 6,35).



Und wenn der Herr zu den Jüngern sagt: „*Gebt ihr ihnen zu essen!*“, dann ruft Er uns damit nicht nur zu essen, sondern auch nach dem Reich zu leben, das bereits „*mitten unter uns*“ ist.

Denn der Herr vermehrt nicht nur die leibliche Speise. Er vermehrt auch die Gaben des Geistes: Großmut, Vergebung, Barmherzigkeit, Mitgefühl, Wahrheit. In Seiner heiligen Kirche sind diese Gaben nicht weniger zugänglich als damals das Brot. Sie vermehren sich in jedem, der im Glauben lebt, der – wie die Jünger – aus der Hand des Herrn empfängt und an andere weitergibt.

Auch wenn wir nur wenig haben – Zeit, Aufmerksamkeit, Kraft, guten Willen –, lasst uns mit den Nächsten teilen, damit der Herr das Wenige, das wir besitzen, vermehrt und alle speist und tröstet. Und in der Kirche finden wir immer jenes Brot, das niemals ausgeht. Es ist genug – für uns und für alle, die wir zu Ihm führen. Amen.

Predigt zum 7. Sonntag nach Pfingsten (2025)

27.07.2025 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes!

Liebe Brüder und Schwestern, die heutige Evangeliumslesung berichtet von zwei Blinden, die unser Herr Jesus Christus heilt. Danach befreit Er auch einen stummen Menschen, der von einem Dämon besessen war. „Wieder ein Wunder“, mögen viele sagen, „wieder eine Heilung“. Und so scheint es, als sei für viele das Evangelium eine Erzählung von den Wundern, die Jesus Christus vollbracht hat.

Doch handelt das Evangelium wirklich nur davon? Haben nicht auch die Propheten, Apostel und Heilige geheilt? In den Lebensbeschreibungen der Heiligen lesen wir von ähnlichen Wundern. So heilte unser Schutzpatron, der heilige Simeon vom Wunderbaren Berge, Blinde, Lahme und Aussätzigte, trieb Dämonen aus und erweckte sogar Tote zum Leben. Warum also schenkt der Evangelist der Heilung dieser zwei Blinden so viel Aufmerksamkeit?

Weil es nicht so sehr um die Heilung geht – wie so oft im Evangelium liegt das Wesentliche darin, wer der Herr Jesus Christus ist und wie Er handelt. Die Blinden folgen Ihm nämlich und lassen nicht von Ihm ab, und der Herr antwortet ihnen nicht sofort. Sie rufen weiter. Erst als Christus schon nahe am Ziel ist, wendet Er sich ihnen zu. Das gleicht doch sehr dem, wie auch wir uns manchmal im Gebet an den Herrn wenden mit dieser oder jener Bitte, etwa um Heilung, und uns dann ärgern, dass unsere Bitte nicht sofort erfüllt wird. Es zeigt sich, dass wir – ähnlich wie diese Blinden – im Gebet zum Herrn Geduld und Beharrlichkeit brauchen.

Zudem fragt sie der Herr: *„Glaubt ihr, dass ich dies tun kann?“* (Mt 9,28). Doch sie hatten ja nicht gebeten: „Gib uns unser Augenlicht zurück“, sondern sie riefen: *„Erbarme dich unser, Sohn Davids!“*. Der Herr sagt nicht direkt, was Er tun will – sondern Er fragt nach ihrem Glauben an Ihn selbst. Mit anderen Worten: Glaubt ihr, dass Ich die Macht habe, mich zu erbarmen, dass Ich der Sohn Davids bin, von dem die Propheten sprachen, dass Ich der Christus bin? Die Blinden antworten kurz und klar: *„Ja, Herr“* – und bekennen damit ihren Glauben an Ihn als den Herrn und Heiland.

Doch es gibt noch einen wichtigen Punkt. Nach der Heilung gebot ihnen der Herr *„streng: Seht zu, dass es niemand erfahre!“* (Mt 9,30). Das klingt fast paradox: Wie sollten sie denn verbergen, dass sie sehend geworden sind? Und sie konnten natürlich nicht schweigen: *„sie aber verbreiteten die Kunde von ihm in jener ganzen Gegend.“* Die Menschen, die das Wunder sahen, staunten und sagten: *„Noch nie ist so etwas in Israel geschehen“* (Mt 9,33).

Warum also verbietet der Herr ihnen zu reden? Vielleicht wollte Er nicht, dass die Menschen Ihn nur als Heiler und Wundertäter wahrnehmen. Er schreibt sich die Ehre auch nicht selbst zu – im Gegenteil, Er sagt: *„Euch geschehe nach eurem Glauben“*, als wolle Er darauf hinweisen: Euer Glaube an den barmherzigen Herrn hat euch sehend gemacht. Aber wiederum: Das Evangelium besteht nicht aus Heilungen und Wundern. Das Evangelium ist die frohe Botschaft von unserem



Herrn Jesus Christus, von Seiner Auferstehung und Seinem Sieg über Sünde und Tod, vom Himmelreich. Der Prophet Jesaja hat bereits im Alten Testament vorausgesagt, welche Zeichen das anbrechende Reich Gottes begleiten würden: *„Dann werden die Augen der Blinden geöffnet und die Ohren der Tauben werden sich öffnen. Dann springt der Lahme wie ein Hirsch, und die Zunge des Stummen wird jubeln“* (Jes 35,5–6). Genau das erfüllt sich in den Werken des Herrn Jesus Christus: *„Und Jesus zog umher durch alle Städte und Dörfer, ... predigte das Evangelium vom Reich und heilte alle Krankheiten und alle Gebrechen“* (Mt 9,35).

Ohne diesen Zusammenhang könnten die Wunder zwar Staunen und Bewunderung hervorrufen, aber keinen erlösenden Glauben schenken. Deshalb dürfen wir im Gegensatz zu den Blinden im Evangelium nicht schweigen. Denn wir wissen, Wer es ist, der heilt, wozu und wofür Er uns ruft.

Lasst uns also den Herrn nicht nur um Heilung bitten, sondern – wie diese Blinden – um Erbarmen. Und lasst uns glauben, dass der Herr sich nicht nur erbarmen kann, sondern es auch will. Und wenn Glaube da ist, dann werden sich unsere Augen öffnen. Amen.

Predigt zum 5. Sonntag nach Pfingsten (2025)

13.07.2025 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.

Liebe Brüder und Schwestern in Christus, im heutigen Evangelium haben wir von der wundersamen Heilung zweier Besessener im Land der Gadarener gehört. Diese Begebenheit wird auch in anderen Evangelien berichtet, doch der heilige Evangelist Matthäus schildert sie besonders knapp und eindringlich.

Vor Christus treten zwei Männer, die aus den Gräbern hervorkommen – „überaus wilde“, wie das Evangelium sagt, so dass *„niemand jenen Weg zu passieren wagte“* (Mt 8,28). Sie bitten nicht, sie flehen nicht – nein, durch den Mund der Besessenen spricht eine Legion unreiner Geister: *„Was haben wir mit dir zu schaffen, Jesus, Sohn Gottes? Bist du hierhergekommen, um uns vor der Zeit zu quälen?“* (Mt 8,29).

Dies ist ein erschreckender Anblick: ein Mensch, der geistig entstellt ist, der Verstand und Freiheit verloren hat, ja sogar sein menschliches Antlitz. Nicht er spricht, sondern durch ihn reden die Dämonen. Nicht er handelt, sondern in ihm wirken fremde Mächte. Und all dies geschieht als Folge wiederholter und bewusster Abkehr vom Licht, aufgrund schwerer Sünden und durch die Zulassung Gottes.

Interessant ist, dass die Dämonen Christus als den Sohn Gottes anerkennen, Ihn kennen und vor Ihm zittern. Doch dieses Wissen rettet sie nicht. Der Mund der Besessenen bekennt die Wahrheit, aber nicht aus Liebe, sondern aus Furcht. Die Bewohner jenes Landes hingegen, als sie sehen, was geschehen ist, bitten Christus, wegzugehen. Sie fürchten sich, weil das Göttliche ihnen zu nahe gekommen ist. Es passt nicht in ihre gewohnte Lebensordnung. Es erschreckt sie.

Der Apostel Paulus sagt in der heutigen Lesung aus dem Epistel: *„Wenn du mit deinem Mund bekennt, dass Jesus der Herr ist, und in deinem Herzen glaubst, dass Gott ihn von den Toten auferweckt hat, so wirst du gerettet“* (Röm 10,9). Die Dämonen, wie wir gehört haben, bekennen – aber sie glauben nicht. Die Bewohner von Gadara bekennen gar nicht – sie bitten Christus nur, zu gehen.

Möchten wir, liebe Brüder und Schwestern, nicht zu denen gehören, die mit dem Mund bekennen, aber im Herzen nicht glauben! Möchten wir nicht zu denen gehören, die in die Kirche gehen, Kerzen anzünden, sich bekreuzigen, aber ihr Leben nicht ändern, sich nicht von der Sünde abwenden und nicht durch gute Werke ihren Glauben bezeugen wollen – die Christus bitten, aus ihrem Leben zu gehen und nur in der Kirche zu bleiben!

Und doch birgt diese kurze Erzählung des Evangeliums auch Hoffnung. Denn diese Begegnung findet in einem Land statt, in dem Heiden lebten. Der Herr hat sich absichtlich dorthin begeben und heilt unter den Heiden Menschen und treibt Dämonen aus. Sein Wort erklingt also für alle Menschen ohne Ausnahme, und Heilung und Erlösung wünscht Er allen – nicht nur den „Frommen“! Selbst an diesem schrecklichen Ort, in den Gräbern, unter Heiden, offenbart



Christus Seine Macht und Liebe. Er kommt dorthin, wo es scheinbar keinen Platz für Gottes Wort und keine Hoffnung auf Rettung gibt – und heilt, befreit und schenkt neues Leben.

Der Herr kann nicht nur Dämonen austreiben – Er kann auch das Gewissen eines jeden Menschen berühren. Doch der Mensch ist frei, dies anzunehmen oder abzulehnen. Der eine nimmt die Heilung an, andere bitten darum, dass das Licht von ihnen weiche.

Liebe Brüder und Schwestern, lasst uns diese Lehre verinnerlichen. Ja, die Dämonen sind eine Realität – doch der Herr Jesus Christus ist unser Heiland. Seine Macht und Barmherzigkeit kennen keine Grenzen. Die Geschichte der gadarenischen Besessenen und die Reaktion der Stadtbewohner sind eine eindringliche Warnung für uns. Lasst uns nicht wie die Gadarener aus Angst, unsere sündhaften Gewohnheiten aufzugeben, Den zurückweisen, der gekommen ist, um uns Freiheit und Heil zu schenken. Lasst uns Ihn mit dem Mund bekennen und im Herzen glauben. Und lasst uns beten, dass Er auch uns reinige – und uns nicht nur Befreiung, sondern das wahre Leben mit Ihm schenke. Amen.

Predigt zum Fest der Apostelfürsten Petrus und Paulus (2025)

12.07.2025 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes!

Liebe Brüder und Schwestern, heute gedenken wir der heiligen Apostel Petrus und Paulus – jener, die die Kirche als „Apostelfürsten“ bezeichnet, also als die ersten an Ehre und Werken unter den Aposteln Christi. Dieses Fest wurde bereits in ferner Vergangenheit eingesetzt, sogar früher als einige der großen zwölf Hochfeste. Bezeichnend ist, dass diesem Fest eine eigene, mehrtägige Fastenzeit vorausgeht – das sogenannte Petrusfasten, eine der vier großen Fastenzeiten des Jahres, neben den Fastenzeiten vor Ostern, vor Christi Geburt und vor dem Entschlafen der Allheiligen Gottesgebärerin. In diesem Sinne steht das Gedächtnis der heiligen Apostel Petrus und Paulus in einer Reihe mit den größten Festen der heiligen Orthodoxen Kirche.

Die Apostel Petrus und Paulus waren von ihrer Herkunft her völlig unterschiedliche Menschen. Der Apostel Petrus, der vor seiner Berufung durch Christus den Namen Simon trug, war ein einfacher Fischer. Er hatte eine Frau und sorgte durch tägliche harte Arbeit für sich und seine Familie. Doch sein tiefer Glaube an Gott ließ ihn sogleich auf den Ruf des Heilands antworten, alles zurücklassen und Christus nachfolgen.

Der Apostel Paulus, der vor seiner Berufung Saulus hieß, stammte aus einer angesehenen Familie, war ein Jude vom Stamm Benjamin, hochgebildet, und als Pharisäer verfolgte er in seinem eifernden Ungestüm sogar die ersten Christen im Auftrag des jüdischen Sanhedrin. Doch nachdem sich ihm der Herr Jesus Christus auf dem Weg nach Damaskus offenbarte, trat derselbe Saulus mit ebensolchem Eifer für die Verteidigung der Kirche und die Verkündigung des christlichen Glaubens ein.

Die heiligen Apostel Petrus und Paulus trugen gewaltige Mühen und erduldeten unvorstellbare Leiden. Petrus predigte mit solcher Kraft, dass er auf einmal ganze Scharen von Menschen zu Christus bekehrte, unheilbar Kranke heilte und sogar Tote auferweckte. Paulus unternahm unablässige Reisen, um das Evangelium zu verkünden. Die Juden versuchten mehrfach, ihn zu töten, doch durch die Vorsehung Gottes setzte er seinen Dienst fort.

Gleichzeitig bereute der Apostel Petrus bis an sein Lebensende die dreifache Verleugnung seines Meisters. Und obwohl der Herr ihm diese Sünde längst vergeben und ihn nach der dreimaligen Frage „*Hast du Mich lieb?*“ (vgl. Joh 21,15-17) in der Würde eines Apostels wiederhergestellt hatte, konnte Petrus seine Schwachheit niemals vergessen. Der Apostel Paulus, der einst in Unwissenheit ein Verfolger der Kirche Christi war, bereute seinen Irrtum ebenfalls sein Leben lang. In seinen Briefen nennt er sich einen „Unwürdigen“, den „Geringsten unter den Aposteln“ und unwürdig, überhaupt so genannt zu werden (vgl. 1 Kor 15,8-9).

Und gerade sie werden zu Säulen des Glaubens, zu Apostelfürsten. Und auch wenn unser Glaube wahrscheinlich nicht so fest ist wie der des Apostels Petrus, und wir wohl weit entfernt sind von der göttlichen Weisheit des Apostels Paulus, sollten sie für uns alle ein Vorbild christlichen



Lebens sein.

Denn erstens: Bevor sie „Apostelfürsten“ wurden, sind sie zu Jüngern geworden. Zu Jüngern Christi. Fürsten, Apostel, Hierarchen, Ehrwürdige – diese Bezeichnungen sprechen keineswegs von Herrschaft über andere Menschen. Als Gott den Menschen schuf, schuf Er keine Herren und Knechte. Er schuf Väter und Söhne, Mütter und Töchter, Brüder und Schwestern. Darin besteht der Unterschied, den diese Ränge ausdrücken. Doch bevor jemand Vater werden und jemanden – sei es auch im geistlichen Sinne – zeugen kann, muss er zuerst Sohn sein. Das heißt, er muss Gehorsam und Demut lernen. Und immer daran denken: In der Kirche gibt es nur einen Herrn – Jesus Christus – und wir alle, selbst die Apostelfürsten, sind Seine Jünger.

Zweitens müssen wir uns an den heiligen Aposteln Petrus und Paulus ein Beispiel nehmen in ihrer aufrichtigen Reue und ungeheuchelten, wahren Demut, von der uns die Heilige Schrift Zeugnis gibt.

Wir mögen verschieden sein – der eine ein „Einfältiger“, der andere ein Gelehrter; der eine hitzig, der andere besonnen. Das Wichtigste ist, Jünger Christi zu sein, auf Sein Wort zu hören und Ihm nachzufolgen, Geduld, Reue und Demut zu lernen und den orthodoxen Glauben vor den Menschen zu bekennen – so, wie sie ihn bekannt haben. Durch die Gebete der heiligen Apostelfürsten Petrus und Paulus möge sich der Herr uns aller erbarmen und uns zum Heil führen. Amen.

Predigt zum Johannistag (2025)

07.07.2025 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes!

Heute feiert die Kirche das Gedächtnis der Geburt Johannes des Täuflers – eines Mannes, der an der Schwelle der beiden Testamente steht. Er wird der letzte Prophet des Alten Bundes genannt und zugleich der erste Zeuge des Neuen. Der Herr selbst sagte über ihn: *„Er ist mehr als ein Prophet“* (Mt 11,9), denn Johannes hat nicht nur das Kommen Christi verkündet, sondern Ihn auch von Angesicht zu Angesicht gesehen und Ihn im Jordan getauft.

Im Volk Israel gab es die alte Erwartung, dass vor dem Kommen des Messias der Prophet Elija erscheinen werde. Im Buch der Weisheit Jesu, des Sohnes Sirachs, heißt es über ihn: *„Du bist bestimmt, in göttlichem Zorn zu strafen, ehe er zum Grimm wird, das Herz der Väter den Söhnen zuzuwenden und die Stämme Jakobs wieder aufzurichten.“* (Sir 48,10). Diese Worte sprachen von der Rückkehr des Propheten Elija als einem Zeichen der Endzeit, als einem Vorläufer der Versöhnung zwischen Gott und seinem Volk.

Diese alte Hoffnung erfüllte sich unerwartet in der Gestalt Johannes des Täuflers, wie wir nun bereits aus dem Evangelium erfahren, wo der Herr Jesus Christus selbst davon spricht: *„Da fragten ihn die Jünger: Warum sagen denn die Schriftgelehrten, zuerst müsse Elija kommen? Er antwortete: Ja, Elija kommt und wird alles wiederherstellen. Ich sage euch aber: Elija ist schon gekommen, doch sie haben ihn nicht erkannt, sondern mit ihm gemacht, was sie wollten. (...) Da verstanden die Jünger, dass er über Johannes den Täufer zu ihnen gesprochen hatte.“* (Mt 17,10-13).

Die Geburt des ehrwürdigen und ruhmreichen Propheten und Vorläufers Johannes ist der Beginn der Zeit der Versöhnung des Menschen mit Gott. Sein Vater Zacharias, erfüllt vom Heiligen Geist, weissagte: *„Und du, Kind, wirst Prophet des Höchsten heißen; denn du wirst dem Herrn vorangehen und ihm den Weg bereiten. Du wirst sein Volk mit der Erfahrung des Heils beschenken in der Vergebung der Sünden. [...] um allen zu leuchten, die in Finsternis sitzen und im Schatten des Todes, und unsere Schritte zu lenken auf den Weg des Friedens.“* (Lk 1,76-79).

Die Geburt Johannes des Täuflers soll uns daran erinnern: Der Herr ist nahe. Hören wir daher auf die Worte des heiligen Vorläufers: *„Kehrt um! Denn das Himmelreich ist nahe.“* (Mt 3,2). Der Friede und das Himmelreich, von dem der Herr sagt, dass es *„mitten unter euch ist“* (Lk 17,21), wird durch Umkehr und Versöhnung mit Gott erlangt, und dies ist das Wesentliche in der Predigt des Vorläufers. Umkehr nicht aus Furcht vor Strafe, sondern um des Friedens zwischen uns und Gott willen.

Das ganze Evangelium handelt davon. Wenn wir diesen Ruf hören und ihm folgen, wird sich in unserem Leben der Friede des Reiches Gottes entfalten. Der Herr helfe uns, diesen Frieden zu erlangen – durch die Fürbitten des ehrwürdigen und ruhmreichen Vorläufers und Täuflers des Herrn, Johannes. Amen.

Predigt zum 4. Sonntag nach Pfingsten (2025)

29.06.2025 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes!

Liebe Brüder und Schwestern in Christus, heute haben wir aus dem Evangelium nicht bloß eine Wundergeschichte gehört, sondern eine lehrreiche Begebenheit über wahren Glauben und wahre Macht. Die Begegnung unseres Herrn Jesus Christus mit dem römischen Hauptmann erscheint auf den ersten Blick als einfache Erzählung von der Heilung eines Dieners. Doch hören wir genau hin: Sie spricht von Glauben, Demut und davon, wer Christus wirklich ist.

Der Hauptmann – ein römischer Offizier, Befehlshaber über hundert Soldaten, ein Mann der Macht im besetzten Judäa. Das Volk fürchtete ihn sicherlich und mochte ihn bestimmt nicht. Er hatte Machtbefugnis, Waffen, Untergebene. Er hätte Christus befehlen können, zu ihm zu kommen und seinen Diener zu heilen; er hätte Ihm sogar drohen können. Doch stattdessen kommt er nicht als Militärführer, sondern als Bittsteller.

Er nennt Jesus „Herr“ (Mt 8:8). Für einen römischen Offizier, der in einer Welt aufgewachsen ist, in der nur der Kaiser als „Herr“ galt, ist das kein Zufall. Der Hauptmann spürt: Vor ihm steht nicht einfach nur ein Lehrmeister oder Wundertäter. Er erkennt, dass Christus eine andere Macht hat – Macht über die Krankheit, dass Er sogar mit nur einem Wort dem Tod gebieten kann. Christus besitzt jene Macht, die allein Gott zusteht.

Und der Hauptmann bekennt seinen Glauben an Christus, wenn auch nicht mit theologischer Beredsamkeit. Er sagt: *„Herr, ich bin nicht wert, dass Du unter mein Dach gehst; aber sprich nur ein Wort, so wird mein Knecht gesund. Denn auch ich bin ein Mensch, der Obrigkeit unterstellt, und habe Soldaten unter mir; sage ich zu einem: Geh!, so geht er, und zu einem anderen: Komm!, so kommt er, und zu meinem Knecht: Tu dies!, so tut er’s.“* (Mt 8:8-9). Er weiß, was Ordnung, Gehorsam und Subordination sind. Und er glaubt, dass Jesus Christus derjenige ist, der wahrhaft Macht über Leben und Tod hat.

Dieser Mann, der an Macht gewöhnt ist, wird selbst zum Fürsprecher für seinen Nächsten. Er bittet Christus nicht für sich selbst, sondern für seinen Diener. Er, ein römischer Offizier, demütigt sich vor jemandem, den die Römer vielleicht nicht einmal als vollwertigen Menschen ansahen – vor einem Jesus aus Nazareth.

Das ist wahre Demut: die eigene völlige Abhängigkeit von Gott anzuerkennen. Schauen wir auf uns selbst. Wir nennen uns „Knechte Gottes“. Das klingt so richtig und fromm. Aber was bedeutet das? Ein Knecht Gottes zu sein heißt, wie der Hauptmann, Christus als Herrn anzuerkennen. Und das ist nicht immer leicht. Wie oft vergessen wir in Wirklichkeit, wer der Knecht und wer der Herr ist! Selbst in unseren Gebeten bitten wir manchmal nicht, sondern fordern. Statt den Herrn zu fragen: „Herr, was willst Du, dass ich tun soll? Was ist Dein Wille?“, verlangen wir: „Herr, gib mir, was ich will: Gesundheit, Glück, dass es mir gut gehe.“ Manchmal vergessen wir in unserem Eifer unseren Herrn sogar vollkommen. So kommt es, dass wir uns



Knechte Gottes nennen, aber so leben, als müsse Gott uns dienen.

Der Apostel Paulus sagt uns in der heutigen Lesung: *„Ihr aber seid Sklaven der Gerechtigkeit geworden.“* (Röm 6:18) und erklärt weiter: Ein Knecht Gottes zu sein ist keine Erniedrigung, sondern Freiheit. Freiheit von der Sünde, von den Leidenschaften, selbst von unserem Eigensinn. Es ist kein leichter Weg, aber er beginnt mit einer einfachen Haltung: immer daran zu denken, wer unser Herr ist, und immer zu fragen: „Herr, was ist Dein Wille?“ Denn die wahre Kraft dieser Berufung liegt nicht in unseren Verdiensten, nicht in Rang oder Macht, sondern in Seiner Barmherzigkeit.

Woher kam die Kraft des Hauptmanns? Von Cäsar, dem er diente, oder von Gott, an den er glaubte? Von seiner Stellung als Befehlshaber oder von seinem Glauben an den lebendigen Gott? Seine Autorität für uns liegt in seinem Vertrauen auf Christus. Er forderte nicht, sondern bat – und erhielt mehr, als er erwartete: Der Diener wurde geheilt, und sein Glaube wurde im Evangelium als Vorbild für uns festgehalten.

Dieses Vorbild des Hauptmanns lehrt uns: Lasst uns mit Zuversicht Gottes Barmherzigkeit erbitten – für unsere Nächsten und für uns selbst. Lasst uns auf Seine Worte hören, auf Seinen heiligen Willen. Lasst uns mit Festigkeit und ganzem Herzen bekennen, dass unser Herr Jesus Christus wahrer Gott und wahrer Mensch ist, unser Erlöser. Amen.

Predigt zum 3. Sonntag nach Pfingsten (2025)

26.06.2025 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes!

Die heutigen Worte des Evangeliums sind der Bergpredigt unseres Herrn Jesus Christus entnommen. Die Bergpredigt wird meist mit den Seligpreisungen in Verbindung gebracht, doch tatsächlich umfasst sie mehrere Kapitel des Matthäusevangeliums und enthält etwa das Gebet des Herrn, das „Vaterunser“, sowie die Worte aus der heutigen sonntäglichen Lesung.

„*Die Lampe des Leibes ist das Auge*“, spricht der Herr. Es geht hier nicht um das leibliche Sehen, sondern um unser Herz, unseren Verstand, unseren Willen – um alles, wodurch wir die Welt wahrnehmen und unser Leben gestalten. In der Heiligen Schrift ist das „Auge“ ein Sinnbild für die innere Welt des Menschen. Wenn das Herz rein ist, wenn der Geist auf Gott gerichtet ist, dann ist auch das Leben erleuchtet wie ein Haus, in dem das Licht brennt. Doch wenn das „Auge böse“ ist – wenn das Herz von Leidenschaften gefangen und der Verstand von Eitelkeit erfüllt ist –, beginnt der Mensch hin- und hergerissen zu sein, versucht, vielen Herren zu dienen, und merkt es selbst vielleicht nicht einmal.

Und der Herr sagt daher unmissverständlich: *„Niemand kann zwei Herren dienen; denn entweder wird er den einen hassen und den anderen lieben, oder er wird dem einen anhängen und den anderen verachten. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon“* (Mt 6:24). Diese Worte klingen wie ein Richtspruch über jede Halbherzigkeit. Es wird mit einfachen Worten und dabei streng gesagt: Der Mensch dient unweigerlich jemandem. Es gibt letztlich keine solche neutrale Position, von der es im Sprichwort heißt: „Dem Herrgott keine Kerze und dem Teufel kein Schüreisen“. Entweder dient man Gott, oder dem „Mammon“, also dem Reichtum, der Selbstsucht, den Leidenschaften, allem, was das Herz von Gott abbringt.

Schon zu Zeiten des Alten Bundes fragte der Prophet Elija die Israeliten: *„Wie lange hinkt ihr auf beiden Seiten? Wenn der Herr Gott ist, so folgt ihm nach; wenn aber der Baal, so folgt ihm nach!“* (1 Kön 18:21). Das Volk versuchte damals, Unvereinbares zu vereinbaren: den wahren Gott zu ehren und gleichzeitig den Götzen zu gefallen. Dieses „Hinken“ ist eine Zerrissenheit des Herzens, die die Seele zerstört.

Wir sollten uns selbst fragen: Hinken nicht auch wir, liebe Brüder und Schwestern, auf beiden Seiten? Bewahren wir das äußere Bild von Gläubigen, während unser Herz gespalten ist? Denn der Dienst am Mammon oder am Baal ist nicht nur das Streben nach Reichtum. Es ist auch, wenn die Sorge um das Vergängliche – um den Lebensunterhalt, das Tagesgeschäft, den gesellschaftlichen Status – das Geistliche aus unserem Leben verdrängt. Wenn keine Zeit bleibt, an Gott zu denken, geschweige denn mit Ihm zu sprechen. Wenn das Wort Gottes keine Freude ist, sondern zu einer Last wird. Wenn wir in manchem christlich leben wollen, uns aber in anderem die Freiheit vorbehalten, den Leidenschaften und der Eitelkeit zu folgen, dann hinken wir. Es gibt keinen inneren Frieden bei dem, dessen Herz zerrissen ist.

Darum erinnert uns der Apostel Paulus heute: *„Da wir nun gerecht gemacht sind aus Glauben, haben wir Frieden mit Gott durch unseren Herrn Jesus Christus“* (Röm 5:1). Der innere Friede, nach dem jeder Mensch strebt, ist in Gott und wird durch den Glauben gewonnen. Und selbst das Leid, von dem der Apostel weiter spricht, zerstört diesen Frieden nicht, sondern führt vielmehr zu ihm hin: *„Wir rühmen uns auch der Bedrängnisse, da wir wissen, dass die Bedrängnis Geduld wirkt, die Geduld aber Bewährung, die Bewährung aber Hoffnung“* (Röm 5:3-4). Die Leiden lehren uns, Gott zu vertrauen, statt uns um das Vergängliche zu sorgen.

Wenn wir mit ganzem Herzen das Reich Gottes suchen, wenn wir lernen, Gott zu vertrauen, dann brauchen wir nicht mehr auf beiden Seiten zu hinken, zerrissen zwischen Gott und den Sorgen dieser Welt. Schritt für Schritt werden wir dann zu jenem Frieden gelangen, *„der allen Verstand übersteigt“* (vgl. Phil 4:7), denn dieser Friede ist kein äußerlicher, nicht geschaffen, sondern eine Gabe Gottes.

Darum sagt unser Herr Jesus Christus auch: *„Trachtet aber zuerst nach dem Reich Gottes und nach Seiner Gerechtigkeit, und dies alles wird euch hinzugefügt werden.“* Möge der Herr uns stärken, damit wir nicht in Unruhe leben, uns nicht fürchten, sondern mit ganzem Herzen Sein Reich und Seine Gerechtigkeit suchen – dann wird unser Leben wahrhaft licht und ganz werden. Amen.

Predigt zum 2. Sonntag nach Pfingsten (2025)

22.06.2025 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes!

In der Evangelienlesung des heutigen Sonntags haben wir gehört, wie der Herr Jesus Christus die ersten Jünger beruft: *„Simon, genannt Petrus, und Andreas, seinen Bruder“*, sowie die Söhne des Zebedäus – Jakobus und Johannes. Er tritt mitten in ihre Arbeit hinein, zwischen Netze und Boote, und spricht die einfachen, aber ergreifenden Worte: *„Folgt mir nach!“* Und sofort verlassen sie alles – die Netze, die Boote, sogar ihren Vater – und folgen Ihm, ohne zu fragen, wohin oder warum.

Diese Szene beeindruckt durch ihre Schlichtheit und Kraft. Christus erklärt nichts, verspricht keine Belohnungen, offenbart keine Pläne. Nur Sein Wort – und ihr Vertrauen. Wie Abraham, den Gott rief, seine Heimat zu verlassen hat, ohne den Weg zu kennen (*„Geh aus deinem Land ... in ein Land, das ich dir zeigen werde“* – Gen 12,1), antworten die Jünger auf den Ruf Christi mit einem Glauben, der stärker ist als Furcht und Zweifel. Ihr Beispiel lehrt uns: Gott nachzufolgen bedeutet, Ihm zu vertrauen, selbst wenn der Weg unklar ist.

„Ich werde euch zu Menschenfischern machen“, spricht der Herr. Doch beachtet: Zuerst – *„Folgt mir nach!“*, und erst danach will Er sie zu Menschenfischern machen. Um andere zu Gott zu führen, muss man selbst erst Jünger werden, selbst auf Seinen Ruf hören. Das bedeutet, seine „Netze“ zurückzulassen – nicht nur äußere Beschäftigungen, sondern auch innere Bindungen: Gewohnheiten, Ängste, Eigenliebe, alles, was uns gefesselt hält und uns davon abhält, Christus entgegenzugehen. In der heutigen Lesung aus dem Römerbrief sagt der Apostel Paulus, dass das Gesetz Gottes in die Herzen der Menschen geschrieben ist und Gott nicht nach dem Äußeren, sondern nach dem Inneren richtet (vgl. Röm 2,15-16). Darum rief Christus die Fischer – nicht wegen ihrer Verdienste, sondern weil ihre Herzen offen waren.

Ein „Menschenfischer“ zu sein, bedeutet für uns zunächst, so zu leben, dass unser Beispiel andere nicht von Christus und Seiner Kirche abstößt. Ungläubige oder suchende Menschen urteilen über den Glauben oft anhand von uns, anhand unserer Worte und Taten. Wir tragen eine große Verantwortung: aufrichtig, barmherzig und sanftmütig zu sein, damit unser Leben, mögen wir das auch gar nicht bemerken, jemanden dazu bewegen kann, über Gott nachzudenken. Es sind nicht unsere schönen Reden oder unsere Bemühungen, die andere Menschen zu Christus führen – denn das ist das Werk der Gnade Gottes –, aber wir sind dazu aufgerufen, den Menschen zumindest kein Ärgernis zu sein, sondern durch unseren Glauben und unser Leben von Ihm zu zeugen.

Denn der Herr selbst ruft ja tatsächlich jeden von uns und spricht: *„Folge mir nach!“*, aber Er warnte auch, dass *„viele berufen sind, aber wenige auserwählt“* (vgl. Mt 22,14). Folglich müssen wir auf Seinen Ruf antworten. Sind wir bereit, unsere „Netze“ zurückzulassen und Ihm zu folgen? Dabei sollen wir dem Herrn ja nicht aus Berechnung folgen, nicht aus Furcht oder Gewohnheit, sondern aus Liebe.



Oft fragen wir uns: „Wie finde ich meine Berufung? Wie erkenne ich Gottes Willen?“ Die Antwort kann recht einfach sein: Beginne damit, Christus nachzufolgen. Lies das Evangelium. Bete, das heißt, sprich mit Gott. Bemühe dich, die Gebote zu halten. Bleibe in der Nähe des Herrn – und Er selbst wird dir zeigen, wozu du berufen bist. Und dann wird Er uns Schritt für Schritt verwandeln, uns zu Seinen Jüngern machen – und vielleicht sogar zu Menschenfischern.

Möge der Herr uns gewähren, Seinen Ruf zu hören, Ihm ganz zu vertrauen, Ihm nachzufolgen – und immer bei Ihm zu sein. Amen.

Predigt zu Allerheiligen (2025)

15.06.2025 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes!

Liebe Brüder und Schwestern in Christus! Am ersten Sonntag nach Pfingsten feiert die Heilige Kirche das Fest Allerheiligen. Ein Begriff, der im Kirchenslawischen oft für „heilig“ verwendet wird, ist *преподобный* (ὁσιος) und bedeutet dem Wortsinn nach „Gott sehr ähnlich“. Seinem Wesen nach ist Gott heilig, der Mensch aber kann nur in dem Maße heilig sein, wie er Gott angehört und sich Ihm angleicht. Heilig zu sein ist dabei ein Gebot, das uns gegeben wurde: *„Seid heilig, denn ich bin heilig“*, spricht der Herr (Lev 11:44; vgl. 1 Petr 1:16).

Heilige sind nicht einfach nur Menschen, die von der Kirche kanonisiert wurden. Es sind Menschen, die, wie der Apostel sagt, *„durch Glauben Königreiche bezwangen, Gerechtigkeit wirkten, Verheißungen erlangten...“* (Hebr 11:33).

Vielleicht sind wir deshalb geneigt zu denken, Heilige seien besondere, andersartige Menschen: Mönche, Einsiedler, Märtyrer. Als wären sie von Geburt an gerecht und frei von Sünde gewesen. Doch in Wahrheit sind sie genau wie wir. Sie wurden nicht als Heilige geboren – sie sind es geworden. Manche schon in ihrer Jugend, andere erst im Alter. Manche im Kloster, andere in der Welt. Unter ihnen waren Fischer und Krieger, Mütter und Kinder, Reiche und Arme, Gebildete und einfache Menschen.

Was aber eint sie? Dass sie, wie das heutige Evangelium sagt, Christus vor den Menschen bekannten (Mt 10:32), dass sie Ihn über alles stellten – über Vater und Mutter, ja sogar über ihr eigenes Leben (vgl. Mt 10:37–38). Sie nannten sich nicht nur Christen – sie waren Jünger Christi. Sicher nicht vollkommen – aber sie folgten Ihm entschieden nach.

Als der Apostel Petrus zu Christus sagte: *„Siehe, wir haben alles verlassen und sind Dir nachgefolgt“* (Mt 19:27), sprach er nicht nur von Besitz, sondern vor allem von sich selbst. „Alles verlassen“ bedeutet, Christus über alles zu setzen. Nicht unbedingt, alles zu verlieren, sondern alles Ihm unterzuordnen. Ein Heiliger ist nicht, wer nichts besitzt, sondern wer nichts außerhalb Gottes für sich beansprucht. Und dann, so die Verheißung Christi, wird alles *„hundertfach“* vermehrt (Mt 19:29). Alles, was wir haben, kann zur Ehre Gottes dienen – wenn wir selbst Gott angehören, Der, wie es im Hymnus heißt, *„allein heilig“* ist.

Doch was bedeutet es, Gott anzugehören? Es bedeutet, „heilig“ (ὁσιος) zu sein, Ihm ähnlich zu werden, wie es von Anfang an gedacht war, als der Mensch *„nach dem Bild und der Ähnlichkeit Gottes“* erschaffen wurde (Gen 1:26). Das Bild tragen wir von Geburt an. Die Ähnlichkeit können wir durch unser Leben erlangen.

Ein Heiliger ist jemand, in dem durch die Gnade des Heiligen Geistes, der an Pfingsten ausgegossen wurde, die verlorene Gottesähnlichkeit wiederhergestellt ist. Die Ähnlichkeit mit Gott ist nicht nur äußeres Verhalten, sondern ein inneres Leben, das nach dem Vorbild Gottes selbst gestaltet ist. Gott ist Liebe – also wird, wer wahrhaft liebt, Gott ähnlich. Gott ist Barmherzigkeit – wer barmherzig ist, hat Anteil an Gott. Gott ist Sanftmut und Wahrheit – und



ein sanftmütiger Mensch, der in der Wahrheit lebt, wird teilhaftig am göttlichen Leben.

Der Prophet Jesaja überliefert die Worte des Herrn: *„Ihr seid meine Zeugen – Spruch des Herrn – und mein Knecht, den ich erwählt habe, damit ihr erkennt und mir glaubt und einseht, dass ich es bin ... Ich bin der Herr, und außer mir gibt es keinen Retter“* (Jes 43:10–11). Die Heiligen sind genau diese Zeugen Gottes. Durch ihr Leben bezeugen sie, dass Gott lebt, dass Christus auferstanden ist, dass der Geist wirkt und dass das Heil möglich ist.

Gäbe es keine Heiligen, wäre die Auferstehung Christi für uns nur eine alte Geschichte. Doch wir glauben nicht nur daran, weil es im Evangelium geschrieben steht, sondern weil wir ihre Kraft in den Antlitzen der Heiligen leuchten sehen. Und wenn diese Kraft in ihnen wirkte, dann kann sie auch in uns wirken. Der, der heilig ist, ist Einer – doch Er ist mit allen, die Ihm ähnlich werden.

Amen.

Predigt zum Pfingstfest (2025)

09.06.2025 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes!

Liebe Brüder und Schwestern in Christus, das Fest der Heiligen Dreifaltigkeit – Pfingsten – wird von uns manchmal als eine Art „Anhängsel“ zur Osterfreude wahrgenommen. Ostern ist Licht, Freude, die Zerstörung des Todes, das Ende der äußeren Beschränkungen der Großen Fastenzeit. Doch Pfingsten? Wir beginnen wieder, kniend zu beten, gedenken der Sünde, und vor uns liegt das Apostelfasten. Obwohl es eines der zwölf Hochfeste ist, wird es mitunter nicht so unmittelbar wie das Osterfest als Höhepunkt erlebt.

Doch gerade an diesem Tag erfüllt sich die uralte Verheißung Gottes, die durch den Propheten Ezechiel gegeben wurde:

Ich schenke euch ein neues Herz und lege einen neuen Geist in euch. Ich nehme das Herz von Stein aus eurer Brust und gebe euch ein Herz von Fleisch. Ich lege meinen Geist in euch und bewirke, dass ihr meinen Gesetzen folgt... (Ez 36,26–27).

Dies ist nicht nur ein Versprechen der Vergebung, sondern der Verwandlung: Der Mensch wird wieder fähig zur Gottesgemeinschaft, zum Leben mit Gott. Und darin liegt das Wesen von Pfingsten.

Ostern und Pfingsten sind untrennbar. Ostern bricht die Macht des Todes, und Pfingsten erschließt uns die Fülle des Lebens. Ohne die Auferstehung gäbe es kein neues Sein, doch ohne die Herabkunft des Heiligen Geistes bliebe dieses Sein für uns unerreichbar. Der Apostel Petrus spricht in seiner ersten Predigt auch nicht von der Auferstehung, sondern davon, dass Gott *„ausgießen wird von meinem Geist über alles Fleisch“* (Apg 2,17).

Die Herabkunft des Heiligen Geistes ist ein öffentliches Ereignis. Es geschieht nicht im Verborgenen wie die Auferstehung, von der zunächst nur wenige wussten. Im Gegenteil: *„Da entstand ein Brausen... die Menge kam zusammen... sie gerieten außer sich“* (Apg 2,6), und sogleich beginnt die Predigt. Dies ist die Geburtsstunde der Kirche.

Und mit welcher Erleichterung und Freude erklingt seit dem Abend des Samstags wieder das Gebet: „Himmlicher König, Tröster, Geist der Wahrheit...“! Nach fünfzig Tagen kehrt das Gebet zum Heiligen Geist in unser Leben zurück, und der Heilige Geist lebt und wirkt in der Kirche Christi.

Doch warum heißt der Pfingstmontag „Tag des Heiligen Geistes“? In der orthodoxen Tradition ist es häufig so, dass am Tag nach einem großen Fest besonders die „Schlüsselfigur“ oder die wichtigste handelnde Persönlichkeit des Festereignisses geehrt wird. So feiern wir am Tag nach Christi Geburt die „Synaxis der Allheiligen Gottesmutter“, nach der Taufe des Herrn die „Synaxis des heiligen Johannes des Täufers“. Und an Pfingsten ist die zentrale Gestalt der Heilige Geist. Doch wer ist Er? Mal wird Er als Taube, mal als Engel dargestellt. Oft fällt es uns deswegen schwer, Ihn als Person zu begreifen: als Gnade, als Kraft, als geistliches Licht und Wärme – ja,

aber als Person?

Doch mit einer Person kann man sprechen, sie anrufen, sie beim Namen nennen. Der Herr Jesus Christus selbst nennt den Heiligen Geist tatsächlich „Tröster“, „Geist der Wahrheit“. Im Gebet rufen wir Ihn ebenso an: „Himmlischer König, Tröster, Geist der Wahrheit“. All dies sind Kennzeichen einer Person. Die Gnade Gottes ist also keine unpersönliche Energie, die man manipulieren könnte, sondern der Heilige Geist selbst, den wir anrufen und der frei zu uns kommt.

Der heilige Serafim von Sarow sagte, das Ziel des christlichen Lebens sei die „Erlangung des Heiligen Geistes“. Das heißt nicht, dass wir nach spektakulären spirituellen Erfahrungen streben oder Wundern hinterherjagen sollen. Die Erlangung des Heiligen Geistes ist eine stille, aber beständige Arbeit am eigenen Herzen, damit Er selbst kommen und in uns wohnen will. Es ist die Fähigkeit, im Alltag die Seele für Gott zu öffnen: im Gebet, sei es noch so kurz; in einem guten Wort zum Nächsten; in der Vergebung, selbst wenn sie schwerfällt. Es ist die freie Entscheidung, Gottes Gebote nicht aus Furcht, sondern aus Liebe zu halten.

Das ist die Bedeutung des heutigen Festes: Pfingsten ruft uns dazu auf, unser Leben so zu gestalten, dass es ein Raum für das Wirken des Heiligen Geistes und zu wahrer Gottesgemeinschaft wird. Gott ist nicht irgendwo fern. Selbst in unserer Zeit, die voller Spaltung und Feindschaft ist, bleibt Er der Tröster, der Geist der Wahrheit, der allgegenwärtig ist und alles erfüllt.

Gesegnetes Fest der Dreifaltigkeit! Amen.

Zum Altarfest unserer Kirche (2025)

06.06.2025 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.

Liebe Brüder und Schwestern in Christus!

Heute feiern wir das Gedenken des ehrwürdigen Simeon des Styliten vom Wunderbaren Berg – des Schutzpatrons unserer Kirche, unter dessen Fürsprache wir uns hier zum Gebet versammeln.

Wenn wir das Leben des heiligen Simeon lesen, mag er uns zunächst wie ein ferner, fast unverständlicher Heiliger erscheinen. Fern in der Zeit – denn er lebte im 6. Jahrhundert. Fern von unserer Lebenswirklichkeit – denn er begann seinen asketischen Weg schon als Kind: Mit sechs Jahren entsagte er der Welt, und mit sieben bestieg er eine Säule, um sein Leben ganz Gott zu weihen. Fast sein gesamtes Leben verbrachte er auf Säulen – zuerst auf einer, dann auf einer anderen – in unablässigem Gebet und Fasten.

Betrachten wir nur seinen Tagesablauf: Seine Vita berichtet, dass der Heilige von Sonnenaufgang bis zur neunten Stunde betete, dann bis zum Sonnenuntergang heilige Bücher las und abschrieb, und nach Einbruch der Nacht wiederum im Gebet verharrte – bis zum Morgengrauen. Erst bei Tagesanbruch ruhte er kurz. Vergleichen wir das mit unseren eigenen asketischen Bemühungen, selbst in der Strenge der Großen Fastenzeit, müssen wir eingestehen: Ein solches Leben, wie der heilige Simeon es führte, ist für uns praktisch unerreichbar. Und schon deshalb neigen wir vielleicht dazu, dies als Legende, ja sogar als fromme Erzählung abzutun – als alte Heiligenliteratur.

Doch die Kirche – und besonders wir – bewahren sein Gedächtnis nicht wegen dieser, aus unserer Sicht exotischen, Einzelheiten, sondern weil Gott durch den heiligen Simeon bis heute wirkt.

Uns ist keine andere Kirche bekannt, die diesem Heiligen geweiht wäre. Darum glauben wir, dass der Herr auf die Fürbitte des ehrwürdigen Simeon unsere Gemeinde auf besondere Weise beschützt hat – und weiterhin beschützt – und das seit nunmehr über 150 Jahren.

Die Geschichte unserer Gemeinde begann schon vor dem Bau der Kirche – mindestens im Jahr 1813. 1874 wurde dann die Kirche selbst geweiht, errichtet durch die Mühen vieler Menschen. Und besonders berührend ist: Von Anfang an waren an diesem gottgefälligen Werk nicht nur Orthodoxe beteiligt, nicht nur Zuwanderer aus dem Russischen Reich, sondern auch Dresdner Bürger – Protestanten. Das Grundstück wurde der Gemeinde von einem deutschen Wohltäter geschenkt, der Architekt der Kirche war Protestant, und auch der erste Fürsprecher für die Finanzierung des Baus war nicht orthodox. Diese Hilfe zeigt, dass die orthodoxe Kirche hier in diesem Land stets Unterstützung und Verständnis fand. In Dankbarkeit gedenken wir aller, die gebaut, gespendet, gebetet und die Gemeinde in verschiedenen Zeiten getragen haben – unabhängig von ihrer Herkunft oder Konfession.

In 151 Jahren hat die Kirche viel durchgemacht. In den schwersten Kriegsjahren blieb sie unzerstört, und selbst in der schrecklichen Nacht der Bombardierung Dresdens bot sie denen

Schutz, die in ihr Zuflucht suchten – und keiner von ihnen kam zu Schaden. Man könnte fragen: Ist dieses unzweifelhafte Wunder weniger „fantastisch“ als manche Erzählung aus dem Leben unseres Heiligen? Auch dies, so glauben wir, ist die Frucht seiner heiligen Fürbitten vor dem Thron Gottes. Trotz aller Umbrüche, Katastrophen und Zeitenwenden – hier verstummte das Gebet nie.

Dieses große Erbe ist nicht lediglich historische Erinnerung, sondern ebenso auch Auftrag an uns. Heute sind wir ein Glied in dieser Kette. Wir sind nicht nur Erben, sondern berufen, Bewahrer und Weiterführende zu sein. Auf uns liegt die Sorge für die Kirche, das Gebet für alle, die hier gebetet haben und noch beten werden, die Verantwortung, dass dieser Ort weiterhin ein Haus Gottes bleibt – wo jedermann Trost, Halt, Stille und Heil finden kann.

Lasst uns daher dankbar des ehrwürdigen Simeon gedenken und seiner wirksamen Hilfe – und lasst uns unermüdlich dafür arbeiten, dass unsere Kirche ein Ort lebendigen Gebets, des Glaubens und der Liebe bleibt. Möge unser himmlischer Schutzpatron, Simeon der Stylit vom Wunderbaren Berg, auch weiterhin ein Fürsprecher sein für unsere Kirche und alle, die mit Liebe hier eintreten.

Ehrwürdiger Vater Simeon, bitte Gott für uns! Amen.

Diese Aufnahme entstand im Jahr 1946.

Hirtenwort anlässlich des 1700-jährigen Jubiläums des Ersten Ökumenischen Konzils

01.06.2025 · Predigt

Hirtenwort des Patriarchen von Moskau und ganz Russland KYRILL an die Bischöfe, Priester, Diakone, Mönche und Nonnen sowie alle gläubigen Kinder der Russischen Orthodoxen Kirche anlässlich des 1700-jährigen Jubiläums des Ersten Ökumenischen Konzils

Geliebte im Herrn, hochgeweihte Bischöfe, ehrwürdige Priester und Diakone, gottselige Mönche und Nonnen, liebe Brüder und Schwestern!

Heute, am 7. Sonntag nach Ostern, gedenkt die Orthodoxe Kirche im Gebet und in der Verherrlichung des geistlichen Kampfes der heiligen Väter des Ersten Ökumenischen Konzils, das im Jahr 325 in Nicäa stattfand – einer kleinen Stadt unweit von Konstantinopel. In diesem Jahr jährt sich dieses welthistorische Ereignis der Kirchengeschichte zum 1700. Mal.

Rund dreihundert Bischöfe und ihre Abgesandten kamen aus nahezu allen Teilen der damaligen christlichen Welt zusammen, um eine der drängendsten Fragen zu erörtern, die über Jahrzehnte erbitterte Streitigkeiten ausgelöst und die Kirche buchstäblich zu zerreißen drohten. Der Verstand vieler Menschen war durch den Irrtum des alexandrinischen Presbyters Arius verwirrt worden, der lehrte, dass der Sohn Gottes nicht wahrer Gott, sondern lediglich das höchste Geschöpf Gottes sei. Indem Arius dies behauptete, versuchte er, den Glauben zu rationalisieren und *das große Geheimnis der Gottseligkeit, die Menschwerdung Gottes*, in eine abstrakte philosophische Lehre zu verwandeln (vgl. 1 Tim 3,16).

Die arianische Häresie berührte die tiefsten Grundlagen des christlichen Glaubens, sie verfälschte das evangeliumsgemäße Zeugnis vom Heil der Welt, um dessentwillen das *Wort Fleisch wurde und unter uns wohnte, voll Gnade und Wahrheit* (vgl. Joh 1,14). Die Kirche verwarf diese Irrlehre durch den synodalen Geist, verurteilte sie und formulierte das zentrale Dogma von der Wesensgleichheit (ὁμοούσιος) des Sohnes mit dem Vater, das wir im Glaubensbekenntnis der Göttlichen Liturgie bekennen. Der bedeutende Kirchenhistoriker Prof. Wassili Wassiljewitsch Bolotow schreibt: „*Das Nicäische Symbol war so präzise, dass es nicht umgedeutet werden konnte – man konnte es nur annehmen oder ablehnen.*“ (Lehrvorträge über die Geschichte der Alten Kirche, Band 4)

Die Kirchengeschichte ist nicht nur ein akademisches Studium vergangener Ereignisse oder eine Erzählung aus alten Zeiten, die wie vergilbte Seiten eines verwitterten Buches erscheinen. In der Geschichte der Kirche lebt und wirkt der Heilige Geist, *der uns in die ganze Wahrheit leitet* (vgl. Joh 16,13). Deshalb – und dazu rufe ich euch alle eindringlich auf – hilft das Studium der Kirchengeschichte uns, die Phänomene des gegenwärtigen religiösen Lebens besser zu verstehen, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden und die Geister zu prüfen (vgl. 1 Kor 12,10) und dabei die weise Vorsehung Gottes über Seine Kirche zu erkennen.

Von Beginn ihrer geschichtlichen Existenz an war und ist die Kirche eine Gemeinschaft der an

Christus Glaubenden, die in lebendiger Erfahrung und geistlicher Wirklichkeit die Einheit im Sakrament der Heiligen Eucharistie erfährt, wenn wir mit *einem Mund und einem Herzen* den Glauben an die Heilige Dreifaltigkeit bekennen und aus dem einen Kelch Christi kommunizieren. Der Heilige Geist lehrt die Kirche, auf die Herausforderungen der Zeit mit synodalem Verstand und im brüderlichen Dialog zu antworten. So war es beim Apostelkonzil in Jerusalem, das ein Wendepunkt für die Ausbreitung der Frohen Botschaft war und den universalen Charakter der Mission der Kirche bestimmte. So war es auch beim Konzil von Nicäa im Jahr 325, das den dogmatischen Sieg über die Häresie des Arius errang und diese Lehre als im Widerspruch zu den Fundamenten des christlichen Glaubens stehend verwarf. So war es auch bei den nachfolgenden heiligen Konzilien. Und so – glauben und hoffen wir – wird es bleiben bis zum Ende der Welt.

Heute, in einer Zeit, in der die Weltorthodoxie schwierige Prüfungen durchlebt und ein tiefgehendes theologisches Nachdenken über ekklesiologische Fragestellungen erforderlich ist, bezeugen wir mit Nachdruck aufs Neue: Die wichtigsten Entscheidungen, welche die Grundlagen des kirchlichen Seins, die Treue zur apostolischen Lehre und zur kanonischen Ordnung sowie die Verwirklichung der heilbringenden Berufung betreffen, „*Säule und Fundament der Wahrheit*“ zu sein (vgl. 1 Tim 3,15), müssen gemeinsam, *im Geist der Einheit und im Band des Friedens* getroffen werden (vgl. Eph 4,3).

Dies bezeugen wir unerschütterlich und beten, dass auf die Fürsprache der Väter des Ersten Ökumenischen Konzils der überreiche Gott gnädig auf Seine Kirche herabblicke und Seinen gläubigen Kindern Kraft und Weisheit, Mut und Standhaftigkeit schenke, damit sie *das Salz der Erde* und *das Licht der Welt* seien (vgl. Mt 5,13–14), *Seine freimütigen Zeugen bis an die Enden der Erde* (vgl. Apg 1,8) – bis Christus wiederkommt.

Indem ich auf euch alle, meine Lieben, den Frieden und den Segen Gottes herabrufe, wünsche ich euch das Wachsen in der Liebe und im Erkennen unseres Herrn und Erlösers Jesus Christus, Dem alle Ehre, Herrlichkeit und Anbetung gebührt mit dem Vater und dem Heiligen Geist, jetzt und allezeit und in die Ewigkeit der Ewigkeit. Amen!

+ Kyrill, Patriarch von Moskau und ganz Russland

Moskau, 1. Juni 2025

Predigt zum Fest Christi Himmelfahrt (2025)

29.05.2025 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes!

Das Fest der Himmelfahrt des Herrn erscheint auf den ersten Blick wie ein Moment der Trennung, ein Abschied von Christus, den die Jünger gerade erst nach Seiner Auferstehung wiedererlangt hatten. Einer nach dem anderen hatten die Jünger Christi – indem sie Unglauben, Zweifel, Furcht und Bestürzung überwandten – die Gewissheit erlangt, dass Christus wahrhaft auferstanden ist. Vierzig Tage lang nach der Auferstehung erschien Er ihnen, sprach mit ihnen, unterwies und tröstete sie. Und doch schienen sie sich noch nicht ganz daran gewöhnt zu haben, dass dies alles Wirklichkeit war – in der heutigen Evangeliumslesung des heiligen Apostels und Evangelisten Lukas hören wir, wie die Jünger *„bestürzt und voll Furcht“* waren, als der Herr plötzlich in ihrer Mitte stand. Sie *„meinten, einen Geist zu sehen“*, und der Herr, der ihre Verwirrung sieht, tröstet und überzeugt sie: *„Seht meine Hände und meine Füße, ich bin es selbst. Fasst mich an und seht; denn ein Geist hat nicht Fleisch und Knochen, wie ihr seht, dass ich sie habe.“* (Lk 24,39)

Und plötzlich nimmt der Herr Abschied von ihnen – segnend erhebt Er sich in den Himmel. Doch nun kehren die Jünger *„mit großer Freude“* nach Jerusalem zurück, anstatt von Trauer über diese scheinbar endgültige Trennung erfüllt zu sein. Woran liegt das?

Es zeigt sich, dass die Freude der Jünger nicht aus blindem Enthusiasmus entsprang, sondern aus einer tiefen inneren Erleuchtung, die ihnen der Herr selbst geschenkt hatte.

Erstens verhiess der Herr, ihnen *„die Kraft aus der Höhe“*, den Tröster, den Heiligen Geist, zu senden.

Zweitens *„öffnete Er ihnen das Verständnis für die Schrift“*. *„Alles muss in Erfüllung gehen, was im Gesetz des Mose, bei den Propheten und in den Psalmen über mich gesagt ist“*, spricht der Herr. Und auch die Himmelfahrt des Herrn gehört dazu – die Jünger hatten jetzt also verstanden, was das Wesen dieses Geschehens ist.

Worüber also sollten sie sich freuen?

Die heilige Kirche feiert die Himmelfahrt des Herrn nicht lediglich als Erinnerung an ein biographisches Ereignis im Leben Jesu Christi, sondern als Heilsgeschehen, das die Erlösung des gesamten Menschengeschlechts besiegelt.

Zuerst wird der allmächtige, unendliche Gott zu einem kleinen Menschen. Dann beugt der fleischgewordene Gottmensch Seinen Nacken unter das Gesetz, das Er selbst gegeben hat. Er lebt in Gehorsam gegenüber den Menschen, die Ihn erziehen und unterweisen. Er empfängt die Taufe von Johannes, erleidet den Tod am Kreuz und geht noch weiter – bis in die tiefsten Tiefen des Hades, des Reiches des Todes, um alle Menschen zu erreichen, die Lebenden und die Toten. Und dann steigt Gott, der nichts braucht und von nichts abhängig ist, aus dem Hades auf, erhebt sich vom Tod und erhebt die ganze Erfahrung des menschlichen Lebens, ja sogar des Todes, die ganze geschaffene menschliche Natur, die Er persönlich angenommen und für alle Ewigkeit mit



Seiner Gottheit vereint hat – und von der Er sich niemals trennt –, in den Himmel, „zur Rechten Gottes, des Vaters“.

Biographisch betrachtet ist Christus in den Himmel aufgefahren und hat uns scheinbar verlassen – wir sehen Ihn nicht leiblich unter uns, wie die Jünger Ihn nach der Auferstehung sahen, als Er mit ihnen sprach, sie lehrte, ja sogar mit ihnen aß und trank. Doch aus der Perspektive des großen Heilswerkes, das der Herr Jesus Christus mit Seinem ganzen Leben, mit jeder Episode, mit allem, was wir in den Evangelien lesen, vollbracht hat, ist dies wahrhaftig ein Grund zu großer Freude. Denn der Herr bleibt ja Mensch, und die Erhebung der menschlichen Natur empor in das Reich Gottes bedeutet nichts Geringeres, als dass die Menschheit wieder in die Gemeinschaft mit Gott eingesetzt ist.

Unser Ursprung als Menschen, ebenso wie unsere Bestimmung und unser Ziel, liegen in Gott. Davon spricht das Fest der Himmelfahrt des Herrn. Mehr noch: Da in Christus die menschliche Natur bereits mit Gott vereint ist, ist für uns, die wir genau dieselbe menschliche Natur tragen, das Leben mit Gott und in Gott nicht nur eine Perspektive für die ferne Zukunft oder das Ende der Welt, sondern wir können bereits hier und jetzt an diesem göttlichen Leben teilhaben. Durch Glauben und Liebe, durch Gebet und die Sakramente der Kirche können wir heute nicht nur davon berührt werden, sondern tatsächlich in dieses Leben in Gott eintreten – in ein Leben, das uns von innen verwandelt, ein Leben, das Christus uns durch Seine Himmelfahrt erschlossen und geschenkt hat. Amen.

Gesegnetes Fest!

Predigt zum Sonntag des Blindgeborenen (2025)

25.05.2025 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes! Christus ist auferstanden!

Liebe Brüder und Schwestern in Christus, die Evangelienlesung aus dem heiligen Apostel und Evangelisten Johannes des Theologen über den Blindgeborenen nimmt einen besonderen Platz im liturgischen Kreis ein. Sie vereint zentrale Themen: Wunder und Glaube, Gesetz und Barmherzigkeit, die Ursachen von Leiden und das geistliche Sehen – und vor allem die Offenbarung Christi als den Erlöser der Welt.

Unmittelbar vor diesem Ereignis lehrte der Herr im jüdischen Tempel, und einige wollten ihn steinigen, weil Er sich als Sohn Gottes bezeichnete. Er sagte, dass Abraham, der Vater des Volkes, *„sich freute, dass er meinen Tag sehen sollte, und er sah ihn und freute sich“* (Joh 8:56). Christus zeigt, wie die Schrift zu verstehen ist: nicht als bloße Regelordnung, sondern als lebendiges Zeugnis über den Messias. Doch jene, die im Gesetz nur Verbote sehen, erkennen im Herrn Jesus nicht, wer Er wirklich ist. Und so verlässt der Herr den Tempel – und gerade außerhalb des Tempels, in der Begegnung mit dem Blindgeborenen, verkündet Er erneut: *„Ich bin das Licht der Welt.“* Die aber, die im Tempel zurückblieben, versunken in ihre gesetzliche Blindheit, haben dieses Licht nie erkannt.

Da fragen ihn die Jünger: *„Rabbi, wer hat gesündigt, dieser oder seine Eltern, dass er blind geboren wurde?“* In dieser Frage schwingt die Vorstellung mit, dass jede Krankheit zwangsläufig eine Strafe für Sünde sei.

Selbst die Jünger, die Christus nahestanden, verstanden noch nicht, dass es in der Offenbarung nicht um die Suche nach Schuldigen geht, sondern um die Offenbarung der Liebe Gottes. Wie viele andere schienen sie das Buch Hiob vergessen zu haben, wo ein Gerechter leidet, ohne gesündigt zu haben. Dabei hat der Herr selbst durch den Propheten Hesekiel die Idee verworfen, dass das Leiden der Kinder eine Strafe für die Schuld der Vorfahren sei:

„Was habt ihr dafür, dass ihr dieses Sprichwort braucht im Land Israel und sprecht: ‚Die Väter haben saure Trauben gegessen, und den Kindern sind die Zähne stumpf geworden‘? So wahr ich lebe, spricht der Herr, HERR: Dieses Sprichwort soll nicht mehr unter euch gebraucht werden in Israel! Denn siehe, alle Seelen – sie gehören mir: Wie die Seele des Vaters, so auch die Seele des Sohnes – sie gehören mir“ (Hes 18,2–4).

Diese Worte sollten auch wir uns ins Gedächtnis rufen. Die Antwort Jesu auf die Frage der Jünger über den Blindgeborenen stellt ihre Vorstellung von den Ursachen des Leidens völlig auf den Kopf: *„Weder dieser hat gesündigt noch seine Eltern, sondern damit die Werke Gottes an ihm offenbar würden.“* Das ist ein grundlegend wichtiger Gedanke: Krankheit ist nicht eine Frage des „wofür“, sondern des „worum willen“. Meistens geht es um das Heil, darum, dass die Liebe unter den Menschen sichtbar wird.

Den Blindgeborenen heilt der Herr nicht einfach – Er erschafft neu: Er macht einen Brei aus Erde



und salbt die Augen, wie einst „*Gott der HERR den Menschen gebildet hatte aus Staub vom Erdboden*“ (Gen 2,7). Er schenkt dem, der nie sehen konnte, das Augenlicht – nicht nur das körperliche, sondern auch das geistliche. Die „Werke Gottes“, von denen Christus spricht, sind Werke der Schöpfung, und sie wurden an dem Blinden durch die Macht und das Wirken Christi, des Gottes, sichtbar.

Die Pharisäer, die versuchen, das Geschehene zu begreifen, verhöhnen den ehemals Blinden immer wieder. Sie weigern sich beharrlich, das Offensichtliche zu sehen – dass Christus der verheißene Erlöser ist, der Schöpfer, von dem die Schrift spricht. Ihr körperliches Sehvermögen war tadellos, doch geistlich blieben sie blind, weil sie die Wahrheit nicht annehmen wollten.

Für uns alle bietet diese Evangelienlesung tiefen Trost und Belehrung. Wir sehen Christus nicht mit leiblichen Augen, doch wie der Blindgeborene können wir Ihn, wenn wir wollen, mit den Augen des Geistes schauen. Wir alle werden geistlich blind geboren, doch wie der Blinde sich im Teich Siloam wusch, so empfangen wir die heilige Taufe und fliehen zu Dem, der von sich sagt, Er sei „*das Licht der Welt*“.

Wenn wir Ihm in unserem Leben nicht begegnen, wenn wir Seine Vorsehung nicht erkennen, dann liegt das meist daran, dass wir es selbst nicht wollen – so wie jene Gesetzeslehrer, die das Offensichtliche bewusst ablehnten.

Hilf uns, Herr, unsere geistlichen Augen zu öffnen, damit wir stets Deine Liebe und Deine Vorsehung erkennen. Amen. Christus ist auferstanden!

Predigt zum Sonntag der Samariterin (2025)

18.05.2025 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes! Christus ist auferstanden!

Heute hören wir im Evangelium die Erzählung von der Begegnung des Erlösers mit der samaritanischen Frau am Jakobsbrunnen. Dieses Gespräch ereignet sich auf den ersten Blick zufällig, doch es wird zu dem Moment, in dem eine große Wahrheit offenbart wird: Gott spricht mit dem Menschen nicht, um ihn zu verurteilen, sondern um ihn zum Leben zu rufen.

Samaria war das Land des ehemaligen Nordreichs Israel. Nach seiner Eroberung durch fremde Völker und der Vermischung der Bevölkerungen hatten sich der Glaube und die Bräuche der dort lebenden Nachkommen der Israeliten stark verändert und auch heidnische Elemente aufgenommen. Daher betrachteten die orthodoxen Juden die Samariter als Abtrünnige, als Fremde und Unreine. Doch gerade in diesem Land, in der Fremde, ereignet sich die Begegnung, von der das Evangelium berichtet.

Die Frau kommt zur Mittagszeit zum Brunnen – zu einer Stunde, in der wegen der Hitze normalerweise niemand hinausgeht. Vielleicht trieb sie etwas von den Menschen fort – die Scham, oder weil sie der verurteilenden Blicke überdrüssig war.

In ihrer Begegnung mit dem Heiland sehen wir ein erstaunliches Beispiel dafür, wie Menschen manchmal aneinander vorbeireden können. Sie spricht von gewöhnlichem Wasser, Er von lebendigem Wasser. Sie redet über den Streit der Vorfahren über den Ort der Anbetung, Er über die Anbetung im Geist und in der Wahrheit. Sie versucht, das Gespräch im Rahmen gewohnter religiöser Themen zu halten und scheint sogar theologisch zu argumentieren – doch der Glaube bleibt für sie etwas Abstraktes, Äußerliches. Das erinnert daran, wie auch wir manchmal über Gebete, Riten und Fasten sprechen – wir diskutieren, welche Worte man verwenden soll, wie man sich richtig verneigt, was an welchem Tag erlaubt ist – doch unser Herz ist mit ganz anderen Dingen beschäftigt: mit weltlichen Sorgen, mit Eitelkeiten, mit der Suche nach Bequemlichkeit oder Vorteil. Auch wir verstehen es ja, so über den Glauben zu reden, und tragen dabei eine Maske daraus, was uns fromm erscheint – und vermeiden das Gespräch mit Gott, weil vor Ihm keine frommen Masken bestehen können.

Der Herr offenbart der Frau die Wahrheit über ihr persönliches Leben. Und da beginnt die Samariterin zu spüren, dass in dem Menschen, dem sie begegnet ist, etwas Besonderes ist, dass Er vielleicht ein Prophet ist. Doch beachten wir, dass dieses Verständnis bei ihr nicht im Gespräch über den Glauben oder die religiöse Praxis entsteht, sondern bei einem ehrlichen Blick auf sich selbst.

Die Samariterin, als sie bereits ahnte, mit wem sie sprach, war nicht etwa erschrocken, dass Christus alles über sie wusste. Und Er wiederum tadelte oder verwarf sie nicht, trotz ihres sündhaften Lebens. Zum ersten Mal sieht die Frau sich selbst ehrlich – und geht trotzdem nicht weg. Sie rechtfertigt sich nicht, tut nicht so, als wäre alles in Ordnung. Und damit beginnt ihre Verwandlung.



Im Evangelium erfahren wir nicht den Namen der Samariterin. Doch in der kirchlichen Überlieferung ist ihr Gedächtnis seit alters bewahrt. Sie hieß Photina, oder in unserer Sprache: Swetlana. Später wurde sie eine Nachfolgerin Christi, predigte das Evangelium und erlitt das Martyrium.

Von ihr können wir lernen, was wahre Beichte vor Gott bedeutet! Nur wenn wir wahrhaftig sind, wenn wir uns ohne Heuchelei und aufrichtig so sehen, wie wir wirklich sind – mit all unseren Schwächen, Fehlern und Sünden –, dann können wir die göttliche Wahrheit berühren.

Und wenn auch wir dieses geistliche Wasser empfangen wollen, um *„niemals mehr Durst zu haben“* (Joh 4:14), müssen wir Gott in unserem persönlichen Leben suchen und finden. Dieses Wasser kann man nicht kaufen, es wird nirgends verkauft, wie der Prophet Jesaja bereits verkündet hat: *„Auf, ihr Durstigen, alle, kommt zum Wasser! Auch wer kein Geld hat, soll kommen. Kauft Getreide und esst, kommt und kauft ohne Geld und ohne Bezahlung Wein und Milch!“* (Jes 55:1).

Auch ist es nicht die Zugehörigkeit zu einem bestimmten Volk oder einer Tradition, die rettet, sondern das aufrichtige Streben nach der Wahrheit, nach Christus. Darüber hörten wir heute auch in der Apostelgeschichte: Die Apostel, die aus Judäa vertrieben wurden, tragen die frohe Botschaft weiter, und sogar Heiden in Antiochia nehmen sie freudig an. Gerade dort, in dieser gemischten Umgebung, erhalten die Jünger zum ersten Mal den Namen „Christen“. Wie einst Christus selbst in Samaria, so gehen auch Seine Jünger zu den Fremden – und dort erwacht und blüht der Glaube, was zeigt, dass die Gnade Gottes keine Grenzen kennt.

Möge Gott, der uns durchschaut und Herz und Nieren prüft (vgl. Jes 11:20), den wir mit keiner Heuchelei blenden können, uns lehren, Ihn aufrichtig zu suchen, ohne Vorwand, und uns das Wasser des Lebens schenken. Amen.

Christus ist auferstanden!

Predigt zum Sonntag des Gelähmten (2025)

11.05.2025 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes! Christus ist auferstanden!

Die heutige Evangeliumslesung führt uns zum Teich Bethesda, dessen Name „Haus der Barmherzigkeit“ fast wie ein Vorwurf für das stumme Leid klingt, das dort herrscht. Viele Kranke, Blinde, Lahme und Schwache harren in Erwartung eines Wunders aus, das scheinbar nur zufällig geschieht. In diesem düsteren Warten lebt ein Mann, der seit 38 Jahren leidet. Und plötzlich tritt der Herr zu ihm.

„Willst du gesund werden?“, fragt Christus. Oder, auf Kirchenslawisch: „Willst du heil sein?“ Diese Frage betrifft nicht nur das körperliche Gebrechen, sondern das Herzstück des menschlichen Daseins, seine Ganzheit. Die Krankheit des Gelähmten lag nicht nur im Körper, sondern auch in seiner Einsamkeit, in seiner Ausweglosigkeit. Er selbst sagt ja: „Ich habe keinen Menschen.“ Er trug diese schwere Last – Krankheit, Einsamkeit und jahrelanges hilfloses Warten. Diese schwere Last sieht Christus, als Er sich dem Leidenden zuwendet.

Doch das Wunder geschieht am Sabbat – an einem Tag, an dem selbst die kleinste Arbeit als Gesetzesübertretung galt. Die Heilung des Gelähmten wirkt wie eine Provokation. Im alttestamentlichen Buch Exodus (31:12-17; 35:2-3) wird diese Regel mit besonderer Strenge betont: Für Arbeit am Sabbat war sogar die Todesstrafe vorgesehen. Und der Prophet Jeremia (17:19-22) warnte: Am Sabbat durfte man keine Lasten durch die Tore Jerusalems tragen oder etwas aus dem Haus bringen. Doch Christus befiehlt dem Gelähmten, sein Bett zu nehmen und zu gehen.

Der Unmut der Juden ist verständlich. Sie eiferten für das Gesetz. Doch hinter dem Buchstaben des Gesetzes erkannten sie den Menschen nicht, sahen nicht, dass seine Last nicht das Bett war, sondern 38 Jahre des Leidens und der Hilflosigkeit. Sie sahen, wie er sein Bett trug – und erkannten darin nicht ein Zeugnis von Gottes Barmherzigkeit. Auch wir leiden mitunter an einem ähnlichen Phänomen: Wir achten darauf, ob wir die Kerzen richtig aufstellen, uns bekreuzigen, fasten – aber vergessen, dass der Sinn der Gebote nicht in der Einschränkung des Guten liegt, sondern im Leben vor Gott. Der Sabbat und die anderen Gebote sind nicht da, um Barmherzigkeit zu verhindern, sondern um uns immer in Erinnerung zu rufen: Gott ist nicht unser Schuldner, sondern wir sind Ihm alles schuldig.

Denn der Gelähmte konnte sich nicht selbst retten, egal wie sehr er sich bemühte. Dabei war sein Glaube nicht gering – selbst nach 38 Jahren verlor er die Hoffnung nicht. Doch seine Rettung geschah nicht aus eigener Kraft. Ihm fehlte es nicht an Bemühungen oder an der Einhaltung von Geboten, sondern schlicht an Christus – an dem, der ihm eine Hand reichte. Seine Heilung war kein Lohn für Mühen, sondern ein Geschenk. Es war die Begegnung mit dem lebendigen Gott.

In dieser Evangeliumslesung zeigt der Herr Jesus Christus uns, Seinen Nachfolgern, wie wir dem Leid der Welt begegnen sollen – Schritt für Schritt, einem nach dem anderen helfend. Er geht zum Schaftor, dorthin, wo sich menschliches Elend konzentriert: Dort lagen „viele Kranke,



Blinde, Lahme, Ausgezehnte“ (Joh 5:3). Diese Ansammlung von Leidenden selbst bezeugt: Dieser Ort war allen in Jerusalem bekannt. Das heißt, Christus kam nicht zufällig dorthin.

Doch der Herr heilt nicht alle, die am Teich versammelt sind, nicht einmal viele oder auch nur einige – nur einen einzigen. Er tut dies nicht, weil die anderen keine Hilfe brauchten oder etwa unwürdig waren, sondern um uns ein Beispiel zu geben: Wir müssen nicht – und können auch nicht – die ganze Welt retten. Es genügt, einem einzigen Menschen die Hand zu reichen, aber dies aufrichtig, ganzheitlich und wahrhaftig zu tun. Nicht mit einer beiläufigen Münze, nicht im Vorbeigehen, sondern mit beständiger Aufmerksamkeit und Anteilnahme. Und das wird genug sein, um zu Seinen Jüngern zu zählen – nicht nur im Wort, sondern mit der Tat.

Der Apostel sagt: *„Einer trage des anderen Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen“* (Gal 6:2). Geht nicht am Schmerz des Nächsten vorbei. Christus trat hinzu – und blieb bei ihm. Amen. Christus ist auferstanden!

Predigt zum Sonntag der Myronträgerinnen (2025)

04.05.2025 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Christus ist auferstanden!

Liebe Brüder und Schwestern, heute preist die Kirche die heiligen Myronträgerinnen – jene Frauen, die mit glühender Liebe zum Grab des Herrn kamen, um Ihm selbst nach Seinem Tod zu dienen, ohne – menschlich gesprochen – auf irgendetwas zu hoffen. Und gerade ihnen wurde zuerst die wunderbare Botschaft offenbart: *„Ihr sucht Jesus von Nazareth, den Gekreuzigten; Er ist auferstanden, Er ist nicht hier.“* Und so wurden sie die ersten Zeuginnen nicht der Finsternis des Todes, sondern des Lichts des Lebens.

Das Evangelium nach Markus erzählt, wie die Myronträgerinnen in der Morgendämmerung zum Grab kamen, mit duftenden Ölen. Sie waren besorgt: Wer würde ihnen den schweren Stein wegwälzen? Doch als sie ankamen, sahen sie den Stein bereits beiseite gerollt, das Grab leer und darin einen Jüngling in weißem Gewand, der ihnen das Geheimnis der Auferstehung verkündete. Man sollte meinen, Freude hätte ihre Herzen erfüllt! Doch der Evangelist berichtet: *„Sie gingen hinaus und flohen vom Grab; denn Zittern und Entsetzen hatte sie ergriffen, und sie sagten niemandem etwas, denn sie fürchteten sich.“* Doch warum Furcht statt Jubel? Warum schwiegen sie? Überhaupt war dies in den ältesten Handschriften des Markusevangeliums der letzte Satz. Es endete an dieser Stelle mit „Zittern und Entsetzen“, mit Schweigen und Furcht.

In der Heiligen Schrift gibt es viele Beispiele für solchen Schrecken und solches Zittern, dafür, dass vor dem Angesicht Gottes „alles menschliche Fleisch verstummt“ (vgl. in der Liturgie am Karsamstag den Gesang anstelle des Cherubikon): *„Der Herr aber wohnt in seinem heiligen Tempel. Alle Welt schweige in seiner Gegenwart“* (Hab 2:20), und: *„Alles Fleisch sei still vor dem Herrn! Denn Er erhebt sich aus seiner heiligen Wohnung“* (Sach 2:17). Wenn der Mensch der Gottheit begegnet, bleiben ihm die Worte versagt. Die hier im Evangelium beschriebene Furcht ist also nicht Angst, sondern tiefste Ehrfurcht.

So ist das leere Grab, das die Myronträgerinnen betraten, ein heiliger Ort – ein Ort der Begegnung mit Gott, in dem nicht etwa ein Toter lag, sondern sich der Lebendige offenbarte. Zugleich riss ja der Vorhang im Tempel von Jerusalem entzwei (vgl. Mt 27:51 u.a.), sodass fortan das Allerheiligste nicht mehr hinter den Mauern des Tempels, sondern dort zu finden ist, wo die Botschaft vom auferstandenen Christus erklingt.

Im Evangelium nach Johannes hörten wir, wie der auferstandene Christus den Aposteln und dann Thomas erschien, um ihren Glauben zu stärken (Joh 20,19-31). Doch die ersten, die Seine Herrlichkeit erkannten, waren die Frauen. Niemand sah, wie Gott Adam erschuf – Eva war die erste, die ihn sah. Ebenso sah niemand die Auferstehung Christi, doch die Myronträgerinnen waren es, die zuerst davon erfuhren. *Sie* war es, die zuerst fiel – und *sie* war es, die als erste mit Freude erfüllt wurde. So erhöht Gott das Schwache, macht nicht den Stärksten, sondern den Treuen, den Liebenden zum Ersten. Während die Apostel sich noch aus Furcht versteckten, gingen die Frauen zum Grab – und wurden als erste der großen Ehre gewürdigt.



Und darin besteht ihr Beispiel für uns: Wenn es schwer ist, wenn die Angst überhandnimmt und alles verloren scheint – dann geht zu Christus. Dient Ihm, selbst wenn es scheint, als würde das auch nichts mehr ändern. Die Myronträgerinnen erwarteten kein Wunder, doch das Wunder ist ihnen begegnet. Weicht nicht zurück wie die starken und klugen Jünger, sondern geht mit einfachem Herzen dorthin, wo der Herr ist.

Von uns wird nicht immer große Heldentat verlangt. Oft genügt Treue, ein einziger Schritt auf Christus zu. Alles andere wird uns der Auferstandene Selbst offenbaren. Möge die Liebe und Treue der Myronträgerinnen uns inspirieren, immer zu Christus zu gehen, damit auch uns Seine Herrlichkeit offenbar werde. Amen. Christus ist auferstanden!

Predigt zum Thomassonntag (2025)

27.04.2025 · Predigt · Roman Bannack, Priester

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes! Christus ist auferstanden!

In unserer gefallenen Welt geht der Glaube an Gott immer durch den Kampf mit Zweifeln – an Ihm, an uns selbst, an anderen Menschen. Und so ist es kein Wunder, dass wir am ersten Sonntag nach Ostern die Erzählung von Thomas hören, der „der Ungläubige“ genannt wird (Joh 20,19-31). Sie erinnert uns an eine harte Wahrheit: Selbst die engsten Jünger Christi, die Ihn täglich sahen und Seine Wunder erlebten, blieben von Zweifeln nicht verschont.

Die Jünger hatten sich in einem Haus versammelt und die Türen aus Furcht vor den Juden verschlossen. Alles schien darauf hinzudeuten, dass die Mächte, die sich gegen Christus erhoben hatten, gesiegt hatten. Christus war gekreuzigt, gestorben und begraben worden. Doch in diesen verschlossenen Raum voller Angst tritt Jesus, stellt sich in ihre Mitte und spricht: *„Friede sei mit euch!“*

Die Türen bleiben verschlossen, niemand klopft, niemand öffnet – und doch steht Christus plötzlich mitten unter ihnen. Er bringt Seinen Jüngern den Frieden.

Nur einer von ihnen war damals nicht dabei – Thomas, genannt Didymus (der Zwilling). Als die Jünger ihm später berichteten, sie hätten den Herrn gesehen, zweifelte er. Er stellt eine Bedingung für seinen Glauben: *„Wenn ich nicht in seinen Händen die Nägelmale sehe und meinen Finger in die Nägelmale lege und meine Hand in seine Seite lege, glaube ich nicht.“*

Er ist nicht bereit, nur deshalb zu glauben, weil andere es sagen. Er will einen lebendigen, persönlichen Glauben, der nicht bloß auf fremdem Zeugnis beruht. So wie einst der Vater des besessenen Knaben ausrief: *„Ich glaube, Herr! Hilf meinem Unglauben!“* (Mk 9,24), so äußert auch Thomas seine Zweifel. Sein Verlangen, sich zu vergewissern, ist ein Verlangen nach einer lebendigen Begegnung mit Gott.

Thomas ist keineswegs schwach im Glauben. Man nennt ihn „ungläubig“, doch in Wahrheit erinnert er uns daran: Im geistlichen Leben geht es nicht nur um Glauben, sondern auch um Unterscheidung und Prüfung, um nicht in Täuschung zu fallen. Denn der Herr selbst warnte: *„Wenn dann jemand zu euch sagen wird: Siehe, hier ist der Christus! oder: Da!, so glaubt es nicht.“* (Mt 24,23).

Der Zweifel des Thomas ist kein Einzelfall. Schon zu Beginn des Evangeliums antwortet der Apostel Nathanaël voll Misstrauen auf Philippos' Zeugnis über Christus: *„Was kann aus Nazareth Gutes kommen?“* Philippus streitet nicht, er beweist nichts – er lädt einfach ein: *„Komm und sieh!“* (Joh 1,46). Und als Nathanaël Christus begegnet, ruft er aus: *„Rabbi, du bist der Sohn Gottes!“* (Joh 1,49). Ebenso bekennt Thomas, als er den Herrn sieht: *„Mein Herr und mein Gott!“* (Joh 20,28). In beiden Fällen offenbart die Begegnung mit der Person Christi die Wahrheit.

Glaube und Zweifel sind also keine Feinde, sondern Wegbegleiter. Gerade der Zweifel kann zu einem gefestigten Glauben führen. Skepsis kann heilsam sein – wenn sie nicht von Christus weg-, sondern zu Ihm hinführt. Und die beiden tiefsten Glaubensbekenntnisse im Evangelium – die des



Nathanaël und des Thomas – erwachsen aus anfänglicher Unsicherheit, die durch die Begegnung mit dem Herrn Selbst zu festem Glauben wurde.

Beachten wir auch, dass die Jünger Thomas nicht wegen seiner Zweifel verstoßen haben. Sie werfen ihn nicht hinaus, sie machen ihm keine Vorwürfe, sie schließen ihn nicht aus. Eine Woche später ist er immer noch bei ihnen, als Christus erneut kommt und sich direkt an Thomas wendet. Er tadelt ihn nicht, sondern nimmt sein Verlangen nach Gewissheit an – so wie Er einst Nathanaëls Suche annahm.

Liebe Brüder und Schwestern in Christus, wie sollen wir mit denen umgehen, die zweifeln, die suchen, die noch nicht glauben können? Wenn solche Menschen dennoch in die Kirche kommen, sollen wir sie mit Liebe aufnehmen. Wenn unser Zeugnis schwach sein sollte, wird Christus selbst zu ihnen sprechen. Jeder von uns könnte an der Stelle des Thomas, des Nathanaël oder der anderen Jünger stehen. Wir zweifeln, wir suchen, wir stellen Fragen. Und es ist besser, zu zweifeln und im Glauben zu wachsen, als bloß religiöse Rituale zu erfüllen. Und wenn wir in der Kirche bleiben, in der die Erinnerung an den Auferstandenen Herrn lebendig ist – dann kann auch uns Derjenige besuchen, der in verschlossene Herzen eintritt und spricht: „*Friede sei mit euch.*“ Amen.

Christus ist auferstanden!

Osterbotschaft des Patriarchen 2017

15.04.2017 · Predigt

Osterbotschaft seiner Heiligkeit, des Patriarchen Kyrill, an die Erzpriester, Hirten, Diakone, die Mönche und Nonnen und alle gläubigen Kinder der Russischen Orthodoxen Kirche

Die Gnade Gottes ist erschienen, die heilbringend ist für alle Menschen. (Tit 2:11)

Im Herrn geliebte hochgeweihte Bischöfe, ehrwürdige Priester und Diakone, ihr Gott liebenden Mönche und Nonnen, liebe Brüder und Schwestern!

In der von Gottes Licht durchdrungenen Nacht, die vom großen Triumph und geistlicher Freude über den Herrn der Schöpfung, der den Tod besiegt hat, erfüllt ist, richte ich an euch alle den alten Ruf, der unerschütterlich von unserer unveränderten Vertrauen zeugt:

CHRISTUS IST AUFERSTANDEN!

Viele Generationen heiliger Männer und Frauen strebten danach, wenigstens in geringem Maße das zu erfassen, was vor fast zweitausend Jahren im lichtumwobenen Grab Christi passiert ist. Sie strebten danach, uns das Wissen von jenem wunderbaren Mysterium in der Grabeshöhle nahe der alten Jerusalemer Stadtmauer zugänglich zu machen, soweit das für den begrenzten menschlichen Verstand möglich ist. Sie suchten nach Bildern, die uns der Bewusstwerdung dieser wirklich grundlegenden, von Gott in jener Nacht gewirkten Veränderung am gesamten Weltgefüge näher bringen könnten.

Der heilige Johannes Chrysostomos schreibt folgendermaßen über dieses Ereignis: *»Der Tag der Auferstehung unseres Herrn Jesus Christus ist die Begründung der Welt, der Beginn der Versöhnung, die Einstellung feindlicher Handlungen, die Zerstörung des Todes, die Niederlage des Teufels«* (Homilie zum Heiligen Paschafest).

Im Lichte des Gesagten werden die Worte des Apostelfürsten Paulus, der die Auferstehung des Heilands aus dem Grabe als neue Schöpfung der Welt und Bildung einer neuen Menschheit beschreibt, für uns mit besonderem Sinn erfüllt: *»Ist jemand in Christus, so ist er eine neue Schöpfung; das Alte ist vergangen; siehe, es ist alles neu geworden!«* (2 Kor 5:17), lesen wir im Schreiben des Apostels an die Korinther.

Die Auferstehung des Herrn Jesus ist der Kerngehalt der christlichen Botschaft an die Welt. Nur dank dem Opfer von Golgatha, das unzertrennlich mit der Auferstehung in Herrlichkeit verbunden ist, bekommt jeder menschliche Wagemut, der auf die Quelle alles Guten ausgerichtet ist, seinen Sinn und seinen Wert. Das Opfer Christi wurde zur Antwort auf die von Menschen verschiedener Kulturen und Traditionen unternommenen Versuche, sich auf die Suche nach dem Lebendigen Gott zu begeben, denn den Worten der Heiligen Schrift gemäß ist der Herr Einer, der *»die Person nicht ansieht, sondern dass in jedem Volk derjenige Ihm angenehm ist, der Ihn fürchtet und Gerechtigkeit übt«* (Apg 10:34f), Er möchte, dass alle Menschen gerettet werden und zur Erkenntnis der Wahrheit gelangen (vgl. 1 Tim 2:4). Diese angestregten Bemühungen waren Ausdruck für die Erwartungen und Hoffnungen von Millionen von Menschen, die in

verschiedenen Zeiten vergeblich nach einer Möglichkeit gesucht haben, ihren kläglichen Zustand zu überwinden und ein wirkliches »*Leben [zu] haben und es im Überfluss [zu] haben*« (Joh 10:10).

Das seit Anbeginn der Zeit vorgezeichnete Ereignis ist eingetreten. Fortan hat der Tod keine solche Macht mehr über den Menschen – »*denn gleichwie in Adam alle sterben, so werden auch in Christus alle lebendig gemacht werden*« (1 Kor 15:22). Pascha ist deshalb das wichtigste christliche Fest, weil der erniedrigte und gepeinigte Jesus aus Nazareth, von göttlicher Herrlichkeit umstrahlt, »*[am dritten Tage auferstand] und bahnte dem Fleische den Weg zur Auferstehung von den Toten: (...) um selbst in allen Stücken voranzugehen*« (Anaphora in der Basilienliturgie).

Heute ruft Christus uns erneut alle zum Festmahl des Glaubens, zum Festmahl des Königreichs, Er ruft uns dazu, die Früchte Seines Erlösungswerks zu kosten, uns an dem Wasser satt zu trinken, das bis ins ewige Leben quillt (vgl. Joh 4:14). Aber unsere Gemeinschaft mit dem Herrn kann sich nicht auf die Teilnahme am Gottesdienst oder den persönlichen Eifer im Gebet beschränken. Sie muss sich in vollem Umfang in allen Aspekten unseres Leben spiegeln. Wir können nicht sorglos feiern, wenn wir wissen, dass es nebenan Menschen gibt, welche noch keine Freude eines Lebens in Gott erlangt haben, die leiden, trauern, einsam oder glücklos sind oder von Krankheiten gequält werden. Unsere heilige Pflicht ist die Sorge dafür, dass der Name Christi überall gepriesen wird, so dass die Menschen die guten Werke sehen, welche zu Ehren Gottes getan werden und so des orthodoxen Glaubens teilhaftig werden, ihre Herzen zum Vater hinwenden, der in den Himmeln ist.

Leider wirken in der Welt nach wie vor der böse Willen der Menschen und die teuflische Verführung. Doch in unseren Herzen darf die Mutlosigkeit keinen Platz haben, denn ungeachtet aller Nöte, Katastrophen, Konflikte und Widersprüche wissen wir, dass der Herr die Welt überwunden (vgl. Joh 16:33), über Sünde und Tod triumphiert hat. Deshalb haben wir die Möglichkeit, mit Wort und Tat von der Gnade zu zeugen, die uns durch die Gemeinschaft mit dem Heiland, dank unserem Verweilen in Seiner Kirche zuteil wird. Lasst uns eifrig sein im Befolgen der Gebote des Evangeliums, so dass die Nahen und Fernen durch unser Beispiel auch am Triumph des Glaubens und der Fülle der Gnade, die von Gott auf Seine gläubigen Kinder herabgesandt wird, teilzuhaben wünschen.

Nochmals beglückwünsche ich euch alle zum größten Festtag des Pascha, dem Fest der Auferstehung »*von Jesus Christus, dem treuen Zeugen, dem Erstgeborenen aus den Toten und dem Fürsten über die Könige der Erde. Ihm, der uns geliebt hat und uns von unseren Sünden gewaschen hat durch Sein Blut, und uns zu Königen und Priestern gemacht hat für Seinen Gott und Vater – Ihm sei die Herrlichkeit und die Macht von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen*« (Offb 1:5f.).

WAHRHAFTIG IST CHRISTUS AUFERSTANDEN!

+Kyrill, Patriarch von Moskau und ganz Russland
Moskau, Pascha Christi im Jahre 2017

Osterbotschaft des Patriarchen 2016

30.04.2016 · Predigt

Osterbotschaft seiner Heiligkeit, des Patriarchen Kyrill, an die Erzpriester, Hirten, Diakone, die Mönche und Nonnen und alle gläubigen Kinder der Russischen Orthodoxen Kirche

*Sehet, welch eine Liebe uns der Vater gegeben hat,
dass wir Kinder Gottes heißen sollen. (1 Joh 3:1)*

Hochgeweihte Bischöfe, ehrwürdige Priester und Diakone, ihr Gott liebenden Mönche und Nonnen, liebe Brüder und Schwestern!

CHRISTUS IST AUFERSTANDEN!

Mit diesen freudigen und lebensbejahenden Worten grüße ich euch alle herzlich, meine teuren, und beglückwünsche euch zum großen und errettenden Paschafest.

Als Fest der Feste und Feier der Feiern bezeichnet die Kirche diesen geheiligten Tag durch den Mund eines der Kirchenlehrer, des heiligen Bischofs Gregor des Theologen. Darin liegt ein tiefer geistlicher Sinn, denn *„Pascha überragt alle Feste, nicht nur die bloß menschlichen, die vom Irdischen stammen, sondern auch die übrigen Feste Christi, die zu Seinen Ehren gefeiert werden - ebenso sehr wie die Sonne die Sterne überstrahlt“* (Homilie 45:2, Zum heiligen Pascha). In der ruhmreichen Auferstehung des Herrn Jesus, die zum wichtigsten Ereignis der Geschichte des Menschengeschlechts geworden ist, besteht der eigentliche Sinn und das tiefe Wesen unseres Glaubens, das Herzstück und die gewaltige Kraft der christlichen Botschaft an die Welt. All unsere Predigt findet dieser Tage Platz in den wenigen Worten: *„Christus ist auferstanden! - Sage ich das, was sollte ich noch hinzufügen? Damit ist alles gesagt!“*, ruft der heilige Filaret, Metropolit von Moskau (Osterhomilie vom 18. April 1826).

Die Geschichte der Menschheit nach dem Sündenfall Adams ist die Geschichte eines unaufhörlichen Kampfes des Guten gegen das Böse. Indem die Menschen ihrem Schöpfer ungehorsam waren, ließen sie die Sünde in ihr Leben und in die Welt ein, und mit ihr zusammen Krankheit, Verwesung und Tod. Noch bedeutender war aber, dass die Sünde die Menschen von Gott trennte, von Gott, der das Böse nicht geschaffen hat und dem jede Unwahrheit fremd ist. Kein einziger Gerechter war dazu in der Lage, diese tragische Trennung, diese riesige geistliche Schlucht zu überwinden, denn es ist unmöglich, das allein durch menschliche Kraft zu bewerkstelligen. Aus diesem Grunde, so sagt es der heilige Bischof Gregor der Theologe, *„bedurften wir der Inkarnation und des Sterbens Gottes, auf das wir lebendig werden“* (Homilie 45:28, Zum heiligen Pascha).

Mit anderen Worten ausgedrückt wurde die Auferstehung Christi zu jenem Durchbruch in die Ewigkeit, dank dem die menschliche Beschränkung überwunden und der Durst nach der Vereinigung mit Gott gestillt werden konnte. Pascha ist der Triumph der unendlichen Liebe des Schöpfers zu den Menschen, *„denn also hat Gott die Welt geliebt, dass er Seinen eingeborenen Sohn gab, auf das jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe“* (Joh 3:16).

Doch was bedeutet es, das Osterfest in einer Welt zu feiern, die von Schmerz und Leid beschwert wird, die von Kriegen und Konflikten am Boden liegt, die voller Hass und Bosheit ist? Was bedeutet es, dass wir „durch den Tod den Tod überwunden und denen in den Gräbern das Leben geschenkt“ singen, wenn der Tod doch das offensichtliche Ende des Lebens eines jeden von uns bleibt? Natürlich schafft das Paschafest nicht die reale Präsenz des Todes in der Welt ab, doch nunmehr werden der menschliche Schmerz und die Tragödie des irdischen Daseins durch den auferstandenen Herrn Jesus überwunden, der uns, Seinen Jüngern und Nachfolgern, unerschütterliche Hoffnung auf Erlangung des ewigen Lebens geschenkt hat. Der Tod ist für uns Christen von nun an keine Trennung mehr, sondern die freudige Begegnung und die ersehnte Vereinigung mit Gott.

Christus, der Erstling unter den Entschlafenen (vgl. 1 Kor 15:20), wies uns den einzig möglichen Weg der Überwindung von Sünde und Tod. Das ist der Weg der Liebe. Von dieser Liebe der ganzen Welt zu zeugen sind wir berufen. Berufen sind wir vor allem, sie durch das Beispiel unseres eigenen Lebens zu bezeugen, denn daran werden alle erkennen, dass wir die Jünger des Erlösers sind, dass wir untereinander Liebe haben (vgl. Joh 13:35).

Die Liebe, welche nach den Worten des Apostels Paulus das Band der Vollkommenheit ist (vgl. Kol 3:14), ist die höchste und größte der christlichen Tugenden. Mit dem Übergang in die Ewigkeit, wenn wir gewürdigt werden, den Herrn Selbst zu erblicken, wandelt sich unser Glaube in Wissen, und die Hoffnung auf Errettung wird, mit der Gnade Gottes, Verwirklichung finden. Die Liebe jedoch hört niemals auf (vgl. 1 Kor 13:8) und ändert sich nicht.

Wie es der heilige Erleuchter Ignatij (Brjantschaninow) wunderbar beschreibt, besteht die Vollkommenheit des Christentums in der vollkommenen Liebe zum Nächsten (Asketische Erfahrungen. Von der Liebe zum Nächsten). Was aber heißt „vollkommene Liebe“? Das ist die Liebe, die bis zur Liebe zu unbekannten Menschen, bis hin zu Missgünstigen und sogar zu Feinden reicht. Das ist die Liebe, die sich opfert, die alles menschliche Verstehen übersteigt, da sie nicht in die Rahmen der Alltagslogik passt. Erlangen kann man sie durch geistliche Aufopferung, welche die Gnade Gottes herbeiruft, die uns die Möglichkeit dazu gibt, mit Liebe auf Hass, mit Gutem auf Böses zu antworten.

Es ist genau solch eine Liebe, die Christus uns gegenüber zeigte, als Er um unserer Errettung willen schreckliche Erniedrigung, Kreuzesmartern und einen qualvollen Tod erlitt. Durch Seine alles überwindende und alles erfüllende Liebe wurde der Hades bis auf die Grundfesten zerschmettert, für die gesamte Menschheit aber wurden endlich die Pforten des Paradieses geöffnet. Wir sind dazu berufen, in allen Lebenslagen dessen zu gedenken, dass die Macht des Bösen illusorisch ist und nicht so groß, dass sie sich mit der Macht der Liebe und des Guten messen könnte, denn die eine Quelle jener ist Gott. Wir wollen auch dessen eingedenk sein, dass die beste Antwort und das wirksamste Mittel des Widerstandes gegen die Sünde und Unwahrheit unser aufrichtiges und aus den Tiefen des Herzens kommende Gebet ist, vor allem aber das gemeinsame Gebet, das in den Kirchen während der Gottesdienste emporgesendet wird - und hier insbesondere im Mysterium der Eucharistie die Teilhabe am Leib und Blut des Erlösers Selbst.

Da wir nun die große österliche Freude erleben und mit Ehrfurcht und Schauer den vom Grabe



auferstandenen Christus, den Lebensspender, erblicken, wollen wir diese errettende Botschaft mit den uns Nahen und Fernen teilen, so dass auch sie den unbeschreiblichen Glanz der göttlichen Liebe wahrnehmen und gemeinsam mit uns den ehrwürdigen und hochheiligen Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes lobpreisen.

Das alles Verstehen übersteigende und errettende Licht der Auferstehung Christi möge immerfort unseren Lebensweg erhellen, uns erleuchten, trösten und uns zu Teilhabern und Erben des Himmlischen Reiches machen.

Freut euch, meine Lieben, denn

CHRISTUS GOTT IST WAHRHAFTIG AUFERSTANDEN!

+Kyrill, Patriarch von Moskau und ganz Russland

Moskau

Auferstehung Christi im Jahre 2016

Osterbotschaft des Patriarchen 2015

11.04.2015 · Predigt

Osterbotschaft seiner Heiligkeit, des Patriarchen Kyrill, an die Erzpriester, Hirten, Diakone, die Mönche und Nonnen und alle gläubigen Kinder der Russischen Orthodoxen Kirche

Im Herrn geliebte Mitbrüder im Bischofsamt, ehrwürdige Väter, ihr ehrwürdigen Mönche und Nonnen, liebe Brüder und Schwestern!

Freudig begrüße ich euch mit dem alten, dabei aber zu jeder Zeit neuen und lebensbejahenden Siegesruf:

Christus ist auferstanden!

Im wunderbaren Klang dieser wahrhaftig lebensschaffenden Worte besteht die Grundlage unseres Glaubens, die Gabe der Hoffnung und Quelle der Liebe.

Noch gestern trauerten wir gemeinsam mit den Jüngern des Herrn über den Tod ihres geliebten Lehrers, heute aber frohlocken wir mit der gesamten – der sichtbaren wie der unsichtbaren – Welt: „*Christus ist auferstanden, ewige Freude*“ (Kanon zum hl. Paschafest). Noch gestern, so schien es, war die letzte Hoffnung auf das Heil verloren, heute aber haben wir die feste Zuversicht aufs ewige Leben im *abendlosen Tage des Königtums Gottes*. Noch gestern lastete das Phantom der Verwesung über der Schöpfung und stellte das irdische Dasein selbst in Frage, heute jedoch künden wir allen und jedem vom Sieg des Lebens über den Tod.

Der Apostel Paulus spricht, von Gott inspiriert, von der Bedeutung des Wunders, das in jener längst vergangenen, aber einem jeden Christen immer nahen Nacht geschah, und weist direkt darauf hin, dass dieses Ereignis von fundamentaler Wichtigkeit für unseren Glauben ist. Denn „*ist Christus nicht auferstanden, so ist unsre Predigt vergeblich, so ist auch euer Glaube vergeblich*“ (1 Kor. 15:14). Das Pascha des Herrn ist Herzstück und die unüberwindbare Kraft des Christentums: nach den Worten des hl. Bischofs Filaret von Moskau *schafft es Hoffnung, entzündet die Liebe, beflügelt das Gebet, ruft Gnade herab, erleuchtet die Weisheit, vernichtet jedwede Not und sogar den Tod selbst, verleiht dem Leben Lebendigkeit, macht aus dem bloßen Traum von Seligkeit eine Wirklichkeit, aus dem Phantom des Triumphs einen ewigen Lichtblitz, der alles erhellt und niemanden niederstreckt* (Osterhomilie des Jahres 1826).

Mit dem Glauben an die Auferstehung Christi ist untrennbar der Glaube der Kirche verbunden, dass der fleischgewordene Gottessohn die Menschheit freigekauft, die Fesseln der Sünde und des Todes zerrissen und uns eine wirkliche geistliche Freiheit und die Freude der wiederhergestellten Gemeinschaft mit unserem Schöpfer brachte. Dieser unschätzbaren Gabe des Erlösers sind auch wir in vollem Umfang teilhaftig, die wir uns in dieser lichten Nacht in den orthodoxen Kirchen versammelt haben, um uns, mit den Worten des heiligen Johannes Chrysostomos gesprochen, am *Festmahl des Glaubens* zu *erquicken*.

Pascha ist die Kulmination des dornenreichen Wegs unseres Erlösers, der durch die Leiden und

das Opfer von Golgatha gekrönt ist. Nicht von ungefähr wird Christus sowohl in den Texten der Heiligen Väter, als auch in liturgischen Texten oft als „Haupt der Askese zu unserer Erlösung“ bezeichnet. *„Ein Beispiel habe ich euch gegeben“* (Joh. 13:15) spricht der Herr zu seinen Jüngern und ruft uns alle dazu auf, dem Beispiel Seines Lebens zu folgen.

Wie aber können wir dem Erlöser nachfolgen? Wie sollte unsere Askese bezüglich der Realitäten unseres jetzigen Lebens sein? Wenn wir heute diesen Begriff gebrauchen, so wird er bei den Menschen häufig mit dem Bild eines heldenhaften Kriegers, einer historischen Persönlichkeit oder eines berühmten Helden aus der Vergangenheit assoziiert. Der Sinn der Askese besteht aber durchaus nicht darin, Berühmtheit oder allseitige Anerkennung zu erlangen. Durch die Askese, die immer mit innerer Anstrengung und Selbstbeschränkung verbunden ist, haben wir die Möglichkeit zu erfahren, worin wirkliche und vollkommene Liebe besteht, denn die Opferbereitschaft, welche im Grunde einer jeden Askese liegt, ist die höchste Äußerung dieses Gefühls.

Der Herr ruft uns zur Tugendtat der aktiven Liebe, die sich in selbstlosem Dienst am Nächsten äußert, besonders an denen, die unserer Unterstützung besonders bedürfen: Leidende, Kranke, Einsame, Verzweifelte. Wenn dieses Gesetz des Lebens, das im irdischen Leben des Erlösers Selbst so klar ersichtlich zutage tritt, zum Erbe der Mehrheit der Menschen wird, so werden die Menschen auf ganz wirkliche Weise glücklich sein. Denn im Dienst an anderen erwirbt ein Mensch unvergleichlich mehr, als er dabei hingibt: der Herr Selbst hält dann in seinem Herzen Einzug, und durch die Berührung mit der göttlichen Gnade ändert sich das gesamte Leben des Menschen. Wie es ohne Fleiß keine Heiligkeit, ohne Golgatha keine Auferstehung gibt, so ist es ohne Askese unmöglich, dass die Persönlichkeit eine echte geistliche und ethische Verklärung erfährt.

Wenn aber die Askese zum Lebensinhalt nicht lediglich eines einzelnen Menschen, sondern auch eines ganzen Volkes wird, wenn das Streben zum Himmlischen die Herzen von Millionen von Menschen vereint, die dazu bereit sind, ihre Heimat zu schützen, für hohe Ideale und Werte einzutreten, dann passieren wahrhaft bemerkenswerte, wundersame und mitunter, vom Standpunkt der formalen Logik aus, sogar unerklärliche Dinge. Ein solches Volk gewinnt eine enorme geistliche Kraft, die zu bezwingen keinerlei Drangsal und kein Feind imstande sind. Ein leuchtendes Beispiel für die Wahrheit dieser Worte ist der Sieg im Großen Vaterländischen Krieg, der durch das selbstlose Wirken unseres Volkes erreicht werden konnte. Den 70. Jahrestag dieses ruhmreichen Ereignisses begehen wir in diesem Jahr feierlich.

In der Not und in Versuchungen sind wir dazu aufgerufen, Ruhe und Furchtlosigkeit zu bewahren, denn uns sind große und ruhmvolle Verheißungen über den Sieg über das Böse zuteil geworden. Sollten wir denn mutlos werden und verzweifeln?! Wir bilden die Kirche Christi, die, dem wahrhaftigen Wort des Herrn zufolge, auch von den *Pforten der Hölle* nicht überwunden (Matth. 16:18) werden wird, und von uns zeugt die göttliche Offenbarung, wenn sie vorhersagt, dass *„Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid noch Geschrei noch Schmerz wird mehr sein; denn das Erste ist vergangen“* (Offb. 21:4).

Im Gebet wünsche ich euch allen, hochgeweihte Mitbrüder im Bischofsamt, ehrwürdige Väter, liebe Brüder und Schwestern, Kraft im Geiste und Festigkeit im Glauben, Frieden und



unerschöpfliche Freude am Herrn, der den Tod zertreten hat. Indem uns das Licht der Auferstehung Christi erfüllt und wir am Geheimnis des Osterwunders teilhaben, wollen wir unsere triumphierende Freude mit allen Nahen und Fernen teilen, und allen den vom Grabe auferstandenen Erlöser bezeugen.

Mögen uns die flammenden Worte der Osterbotschaft uns alle Tage unseres Lebens beständig wärmen, trösten, uns echte Freude am Dasein schenken und uns zu guten Werken inspirieren:

Christus ist auferstanden!

Wahrhaftig ist Christus auferstanden!

+Kyrill, Patriarch von Moskau und ganz Russland

Moskau

Auferstehung Christi im Jahre 2015

Osterbotschaft des Patriarchen 2014

18.04.2014 · Predigt

Osterbotschaft seiner Heiligkeit, des Patriarchen Kyrill, an die Erzpriester, Hirten, Diakone, die Mönche und Nonnen und alle gläubigen Kinder der Russischen Orthodoxen Kirche

Im Herrn geliebte hochgeweihte Bischöfe, ehrwürdige Priester und Diakone, ihr gottliebenden Mönche und Nonnen, liebe Brüder und Schwestern!

**An diesem gelobten und heiligen Tage*, an dem *die ganze sichtbare, wie auch die unsichtbare Welt* (vgl. Osterkanon) den Fürsten des Lebens und den Bezwinger des Todes verherrlicht, grüße ich euch alle herzlich mit dem Ostergruß:*

Christus ist auferstanden!

Von Jahr zu Jahr erklingt triumphierend die gute Nachricht von der Auferstehung und ruft uns dazu auf, den Gott und Heiland zu lobpreisen, der den Tod durch den Tod zertreten und uns zu Teilhabern des kommenden ewigen Lebens gemacht hat.

Indem wir dieses Fest der Feste und diesen größten Triumph begehen, gedenken wir mit einem besonderem geistlichen Gefühl des Erlösungswerkes des Heilandes der Welt, Seiner Kreuzesleiden und Seiner lichten Auferstehung. Pas'cha ist nicht nur irgendeine schöne Legende, es ist keine theoretische Theologie und kein Tribut an einen Volksbrauch, der sich vor ewigen Zeiten herausgebildet hat. Vielmehr handelt es sich dabei um das Wesen und den Kern des Christentums. Es ist jener Sieg, den Gott uns schenkt.

Seit den Zeiten der Apostel und so bis heute predigt die Kirche von der Auferstehung Christi als vom größten Wunder in der Geschichte der Menschheit. Sie spricht von diesem Wunder nicht nur als einem Fakt im Evangelium, sondern - was besonders wichtig ist - von einem schicksalhaften Ereignis für all jene, die sich der österlichen Frohbotschaft öffnen. Dieses Fest steht in ganz unmittelbarer Beziehung zu einem jeden von uns, denn die Auferstehung Christi, die vom Herrn bewirkte Erlösung der gefallenen Welt, ist die größte Freude, die ein Mensch verspüren kann. Wie kompliziert auch immer unser Leben sein mag, in welches alltägliche Mißgeschick wir immer wieder verstrickt sein mögen und welche Not wir auch von den Menschen und von der Unvollkommenheit der uns umgebenden Welt erleiden mögen - all das ist nichts im Vergleich mit jener geistlichen Freude, mit der Hoffnung auf das Heil in Ewigkeit, das Gott uns schenkt.

Nach den Worten des Apostels Paulus wird *er, der Christus von den Toten auferweckt hat, auch unsere sterblichen Leiber lebendig machen durch seinen Geist, der in uns wohnt* (vgl. Röm. 8:11).

Am lichten Tage der Auferstehung Christi sind die Seelen von Millionen von Gläubigen voller Dankbarkeit gegenüber dem Schöpfer, und unser irdisches Dasein bekommt einen echten Sinn. Das Pas'cha Christi ist ein großer Triumph des Lebens, ein Triumph des Sieges über den Tod, ein Ereignis, das Liebe, Frieden und geistliche Verklärung mit sich bringt.

Mit dem Fest der Auferstehung Christi ist es ein jedes Mal, als würden wir ein neues Kapitel

unseres Lebens aufschlagen, denn der auferstandene Herr erneuert das menschliche Wesen, er festigt uns in Versuchungen, gibt uns Kraft, gute Werke zu wirken.

Die Osterbotschaft, die den gesamten späteren Verlauf der Weltgeschichte verändert hat, ruft uns zu moralischer Verklärung und geistlicher Erneuerung auf, zu alledem, was die heutige Gesellschaft so bedarf. Sie erinnert alle Menschen an die Ursprünge des Christentums, ebenso auch an das kommende ewige Königreich, wo *“Gott alles in allem”* (1. Kor. 15:28) sein wird.

In den lichten Tagen der österlichen Freude sind wir dazu gerufen, unsere Freude mit unseren Familien und Nächsten zu teilen, ihnen gegenüber tatkräftige Liebe und Barmherzigkeit zu erweisen. Solcher Art ist die von den Jahrhunderten geheiligte Tradition, derzufolge wir unsere Zugehörigkeit zum Erbe Christi und den Glauben daran, dass der Herr wahrhaftig auferstanden ist, bezeugen.

Die Russische Orthodoxe Kirche vollbringt heute, wie auch früher, ihre Heilsmission, indem sie unermüdlich von Gottes Wahrheit kündigt, die unveränderliche Bedeutung der evangelischen Gebote bekräftigt, zu Frieden und Verständigung aufruft, um so der geistlichen Einigung der Völker zu dienen, die in den Ländern der pastoralen Verantwortung des Moskauer Patriarchats leben.

Heute gilt unser besonderes Gebet den Völkern Russlands und der Ukraine, dem, dass Frieden in den Köpfen und Herzen unserer Brüder und Schwestern dem Blute und dem Glauben nach einkehren möge, dass verlorene Verbindungen und die so sehr notwendige Zusammenarbeit wiederhergestellt werden mögen.

Durch die Verkündigung der *Liebe Gottes, die alle Erkenntnis übersteigt* (vgl. Eph. 3:19) eint das Christentum Menschen und überwindet nationale, kulturelle und staatliche Grenzen, denn *das Licht Christi erleuchtet jeden Menschen* (vgl. Joh. 1:9).

Der auferstandene Herr möge uns allen gewähren, unseren Lebensweg mit Gewinn für die Seele fortzusetzen, immer eingedenk der hohen christlichen Verantwortung und Berufung, in sich selbst und den Nahestehenden einen festen Glauben, aufrichtige Liebe und unerschütterliche Hoffnung zu schaffen. Die Freude dieses Fests möge euch stärken und zu guten Werken inspirieren, uns inmitten der tosenden Wogen des irdischen Alltags Mut und Kraft verleihen, Ausdauer und Ruhe zu bewahren, Anfechtungen und Versuchungen zu widerstehen und - nach einem Wort des heiligen Sergij von Radonesch - den *hasserfüllten Hader dieser Welt* zu überwinden.

Das vom lebensspendenden Grabe auferleuchtete Licht des Ruhmes Christi möge mit uns verweilen und in unseren Herzen glänzen, sich auf die Nahen und Fernen erstrecken und auf alle, die unseres Verständnisses und unserer Unterstützung bedürfen.

Ich beglückwünsche euch alle zum großen Fest des heiligen Pas'cha, wünsche euch im Gebet reichhaltige geistliche Gaben, körperliche Stärke und gnadenvolle Hilfe von Oben für den Siegeszug im Gefolge Christi. Amen.

Moskau

Fest der Auferstehung Christi 2014

Osterbotschaft des Patriarchen 2013

01.05.2013 · Predigt

Osterbotschaft seiner Heiligkeit, des Patriarchen Kyrill, an die Erzpriester, Hirten, Diakone, die Mönche und Nonnen und alle gläubigen Kinder der Russischen Orthodoxen Kirche

**Gott aber sei Dank, der uns den Sieg geschenkt hat*durch Jesus Christus, unseren Herrn.*
(1 Kor. 15:57)

Im Herrn geliebte hochgeweihte Bischöfe, ehrwürdige Priester und Diakone, ihr gottliebenden Mönche und Nonnen, liebe Brüder und Schwestern!

An diesem großen und lichten Tag beglückwünsche ich euch alle zum Pascha des Herrn und begrüße einen jeden mit den alten und heiligen Worten:

Christus ist auferstanden!

Diese Worte, mit denen die Menschen einander bereits seit Jahrhunderten in den lichten Ostertagen begrüßen und mit denen sie gegenüber der Welt die Wahrheit des Ereignisses bezeugen, das sich vor zweitausend Jahren ereignet hat, enthalten eine große innere Kraft. Sie beinhalten die Kunde vom Sieg, eine Aufforderung zur Freude, Friedenswunsch, Hoffnung und Trost für jeden Menschen.

Der, welcher von der Allreinen Jungfrau Maria geboren ist, der, welcher schwer und schuldlos gelitten hat, gekreuzigt wurde und inmitten zweier Räuber am Kreuz starb, der ist der erste unter den Menschen, der von den Toten auferstand. *“Er ist auferstanden, wie Er gesagt hat”* (Matth. 28:6). Das Grab ist leer. Dort verbleiben lediglich die Tücher, in die Sein Leib eingehüllt war. Die Myronträgerinnen, welche *“in aller Frühe ..., als eben die Sonne aufging”* (Mk. 16:2) zu der Stelle kamen, an der man den Herrn begraben hatte, fanden Jesus dort nicht vor, denn weder der vor das Grab gewälzte Stein, noch die dort aufgestellte Wache, nicht einmal der Tod selbst können der großen Kraft des lebendigen Gottes entgegenstehen. *“Die Unterwelt sperrt ihren Rachen auf, maßlos weit reißt sie ihr Maul auf”* (Jes. 5:14), der triumphierende Hades stand schon bereit, seinen mächtigsten Feind zu verschlingen, doch stattdessen erstarrt er im Entsetzen, denn das Licht der Gottheit blendete ihn. Christus vernichtete die Verderbnis und zerstörte den Tod. Durch den ersten Menschen, der seinen Schöpfer missachtete und von der Quelle des ewigen Lebens abfiel, kam das Böse in die Welt und die Sünde regierte fortan unter den Menschen. Christus aber, der *“letzte Adam”* (1 Kor. 14:45), besiegte den geistlichen, seelischen und auch körperlichen Tod. *“Wie in Adam alle sterben, so werden in Christus alle lebendig gemacht werden”* - so bezeugt es der Apostel Paulus (1 Kor. 15:22). Alles, was wir im ersten Adam verloren haben, bekommen wir erneut in Christus geschenkt. Das Pascha des Herrn ist wahrhaftig die größte unter den Gaben der göttlichen Heilsordnung (hl. Theodor Studites).

Indem Er die Entfremdung des Menschen von Gott überwand, schenkte uns der Heiland die Möglichkeit, mit Ihm in eine Verbindung einzutreten. Es ist, wie der heilige Johannes von Damaskus sagt, so, dass das Kreuz Christi uns *“die Auferstehung geschenkt ..., das Paradiesestor geöffnet, unsere Natur zur Rechten Gottes gesetzt, [und] wir Gotteskinder und Erben”* geworden

sind (Genaue Darlegung des orthodoxen Glaubens, IV:3). Wir alle sind berufen, uns dieser Gabe würdig zu erweisen.

Der Sohn Gottes nahm unsere Natur an und ist uns in allem gleich geworden, mit Ausnahme der Sünde. Durch Sein irdisches Leben und die Kreuzesleiden gab Er ein Beispiel größter Demut und Gehorsams dem Göttlichen Vater gegenüber, ein Beispiel für den Kampf mit Versuchungen und Verlockungen; durch Seine Auferstehung sprengte Er die Fesseln der Sünde und gab uns Kraft und Mittel, das Böse zu besiegen. Dieser Kampf ist es, in dem der Mensch geistlich wächst und zu einer vom moralischen Gesichtspunkt wirklich freien Persönlichkeit wird.

Wir leben in einer Zeit, in der Freiheit oftmals so ausgelegt wird, als bedeute diese, alles sei erlaubt. Viele sind der aufrichtigen Meinung, dass allein Macht und Reichtum, Gesundheit und körperliche Kraft dazu imstande sind, Freiheit zu bringen, sie konkurrieren im Dienst an den Götzen dieser Welt und haben dabei im Wichtigsten, nämlich beim Finden des eigentlichen Daseinsziels, oft das Nachsehen. Der vom Grabe auferstandene Heiland schenkt uns Freiheit und offenbart dieses Ziel, welches darin besteht, die Wahrheit zu erkennen (vgl. Joh. 8:32) und in Gott zu leben.

Den leiblichen Tod vernichtend, hat Christus uns das ewige Leben versprochen, doch nicht etwa als eine endlose Verlängerung des irdischen Wegs, sondern als Verklärung des gesamten menschlichen Wesens, bei der selbst der Leib neue Eigenschaften bekommt. In der Auferstehung Christi wird uns auf geheimnisvolle Weise ein Archetyp auch unserer eigenen, kommenden Auferstehung gezeigt. Im kommenden Himmlischen Reich, wo es weder Tod, noch Krankheit, noch Trennung, ja nicht einmal die Zeit geben wird, wird Gott *“alle Tränen von den Augen abwischen”* (vgl. Offb. 21:4), die Freude geht nicht zu Ende, und die Liebe währt ewig. Des Herrn Sieg über den Tod gibt uns die unerschütterliche Hoffnung, dass auch wir nach Ihm bei Seiner Wiederkunft in Herrlichkeit zu einem neuen Leben auferstehen - zu einem Leben in ständiger Gemeinschaft mit Ihm.

Wir wollen die Freude über unseren auferstandenen Heiland mit all denen teilen, die der Aufmerksamkeit und Fürsorge bedürfen: mit den Kranken, Alten, Leidenden, den Mutlosen, den in Gefangenschaft schmachtenden, mit den Menschen, die der Mittel und eines Obdachs beraubt sind. Tun wir es den Augenzeugen der Auferstehung, den heiligen Aposteln, gleich und verkündigen den Nahen und Fernen mit Glauben und Mut die gute Nachricht davon, dass Christus wahrhaftig auferstanden ist! Amen.

Moskau

Fest der Auferstehung Christi 2013

Osterbotschaft des Patriarchen 2012

14.04.2012 · Predigt

Osterbotschaft Seiner Heiligkeit, des Patriarchen Kirill von Moskau und ganz Russland, an die Erzpriester, Priester, Diakone, Ordensleute und alle gläubigen Kinder der Russisch-orthodoxen Kirche

Geliebte im Herrn hochgeweihte Oberhirten, ehrwürdige Presbyter und Diakone, Gottliebende Mönche und Nonnen, liebe Brüder und Schwestern!

Indem wir an diesem großen und herrlichen Fest die Auferstehung von den Toten des Erlösers der Welt geistlich feiern und gedanklich seinen Auszug aus dem Grab anschauen, richte ich an Euch alle den lebenbejahenden, mit innerer Kraft, unüberwindlicher Wahrheit und Freude erfüllten Ausruf:

CHRISTUS IST AUFERSTANDEN!

Die lichthelle Osternacht zeigt der Menschheit die Fülle der göttlichen Liebe, wodurch der urewige Sohn des himmlischen Vaters die menschliche Natur angenommen und diese von der Krankheit der Sünde geheilt hat. Und indem er in die Tiefen der Hölle herabgestieg, hat er die Todesfesseln zerschmettert und uns die kostbare Möglichkeit der Einheit mit unserem Schöpfer und Fürsorger geschenkt.

Indem wir dieser alles vergebenden Liebe Gottes teilhaftig werden, gewinnen wir die unbesiegbare Waffe gegen *„Fürsten und Gewaltigen, nämlich mit den Herren der Welt, die in der Finsternis dieser Welt herrschen, mit den bösen Geistern unter dem Himmel“* (Eph. 6, 12). Wir überwinden die von der Beschränktheit unserer Natur erzeugte Angst und gewinnen die Fähigkeit, jeglichen Zeitherausforderungen unerschrocken ins Angesicht zu sehen. Denn *„Furcht ist nicht in der Liebe, sondern die völlige Liebe treibt die Furcht aus“* (1 Joh. 4, 18).

Nicht zufällig verkündigt uns das Evangelium das Wort des HERRN, das er zur Ermutigung und Verstärkung des Geistes derjenigen spricht, die ihm Folge leisten: *„Fürchte dich nicht!“*. Die Furcht vor der Zukunft, die Angst vor Gefahren, vor den unbekannten, eingebildeten oder realen Bedrohungen, alles dies ist ein Gefühl, das vielen bekannt ist. Der HERR aber bleibt mit uns, wenn wir selbst ihn nicht verleugnen. Und in den Tagen der Verherrlichung seines Sieges über den Tod ruft der Heiland erneut jeden von uns an: *„Fürchte dich nicht, glaube nur!“* (Mk. 5, 36).

Möge unser Verhalten, das dem Geist der bösen Welt widerspricht, zur Bestätigung der ewigen Wahrheit werden. Wenn wir auch heute unter den Bedingungen gesellschaftlicher und religiöser Freiheit leben, so bedeutet aber das Streben nach den christlichen sittlichen Normen zu leben nach wie vor die Bewegung gegen den Strom. Diese deckt die Unvereinbarkeit mit denjenigen Stereotypen des Verhaltens und der Einstellung zur Rechtfertigung der Sünde auf, die nachdrücklich und systematisch auf das Leben der Menschen durch die modernen Mittel der Beeinflussung des Bewusstseins einwirken.

In dem wir uns zu Gott bekehren, können wir uns aus der geistlichen Leere losreißen und den in

der Welt herrschenden Egoismus überwinden, das Licht der Auferstehung sehen, es als den wegweisenden Orientierungspunkt im Schreiten zur himmlischen Stadt auffassen.

Möge die Quelle in dieser Bewegung zur Ewigkeit für uns die Teilhabe an dem einen eucharistischen Kelch werden. Möge die Gnade des Allheiligen Geistes stärken, indem sie unseren Seelen den unabdingbaren Frieden, die Standhaftigkeit im Glauben und das Gedeihen in den Tugenden schenkt.

In dem wir am Leib und Blut Christi teilhaben, bekommen wir nach dem Wort der Heiligen Schrift, *„Anteil an der göttlichen Natur“* (2 Petr. 1, 4), die fähig ist, den eigenen Naturzustand zu verändern. Durch die Kommunion bekommen wir die Möglichkeit, allenthalben demjenigen ähnlich zu werden, der sich um unsertwillen selbst *„entäußerte und Knechtsgestalt annahm, den Menschen gleich und der Erscheinung nach als ein Mensch erfunden ward; er erniedrigte sich selbst und ward gehorsam bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuz“* (Phil. 2, 7,8).

Die sittliche, geistliche Dimension des eigenen Ich ist das hauptsächliche Unterpfand und die Grundlage für die Umgestaltung des Lebens einer Gesellschaft, eines Volkes, eines Landes. Es ist unmöglich, das Ganze zum besseren zu ändern, dabei seine Teile ohne Vervollkommnung zu lassen. Die richtige Geistesverfassung der Menschen aller sozialen, politischen und Altersgruppen bestimmt unmittelbar das Wohlergehen des Vaterlandes. Damit, welche unsere Lebensvektoren sind, hängt auch der Entwicklungsweg der Staaten der historischen Rus', unserer Kirche, zusammen, und in der Endkonsequenz der uns vom Schöpfer übergebenen ganzen Schöpfung Gottes, um diese zu hüten und zu bewahren (1 Mose. 2, 15).

Im Gebet wünsche ich Euch allen, meine Geliebten, unablässige Freude über den auferstandenen Besieger der Hölle und die Überfülle der Hilfe von oben in euren Alltagswerken.

CHRISTUS IST WAHRHAFT AUFERSTANDEN!

Amen.

+Kirill,

PATRIARCH VON MOSKAU UND GANZ RUSSLAND

Pascha Christi

2012

Moskau